

The Center for Research Libraries scans to provide digital delivery of its holdings. In some cases problems with the quality of the original document or microfilm reproduction may result in a lower quality scan, but it will be legible. In some cases pages may be damaged or missing. Files include OCR (machine searchable text) when the quality of the scan and the language or format of the text allows.

**If preferred, you may request a loan by contacting Center for Research Libraries through your Interlibrary Loan Office.**

### **Rights and usage**

Materials digitized by the Center for Research Libraries are intended for the personal educational and research use of students, scholars, and other researchers of the CRL member community. Copyrighted images and texts are not to be reproduced, displayed, distributed, broadcast, or downloaded for other purposes without the expressed, written permission of the copyright owner.

**Center for Research Libraries**  
**Scan Date: January 30, 2012**  
**Identifier: d-h-000285**



**Center *for* Research Libraries**

.....  
**GLOBAL RESOURCES NETWORK**

P-00397663

# TÄTOWIRUNG, ART UND VERBREITUNG.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT

DER KÖNIGL. FRIEDRICH-ALEXANDER-UNIVERSITÄT  
ZU ERLANGEN

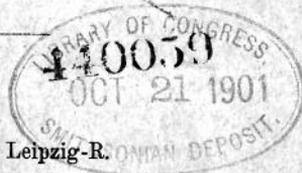
VORGELEGT

VON

**ALFRED HERZ,**

STUD. REB. NAT. AUS SCHWELM.

Tag der mündlichen Prüfung: 1. März 1899.



Druck von Schmidt & Baumann, Leipzig-R.

1900.

100

# TÄTOWIRUNG, ART UND VERBREITUNG.

---

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT

DER KÖNIGL. FRIEDRICH-ALEXANDER-UNIVERSITÄT

ZU ERLANGEN

VORGELEGT

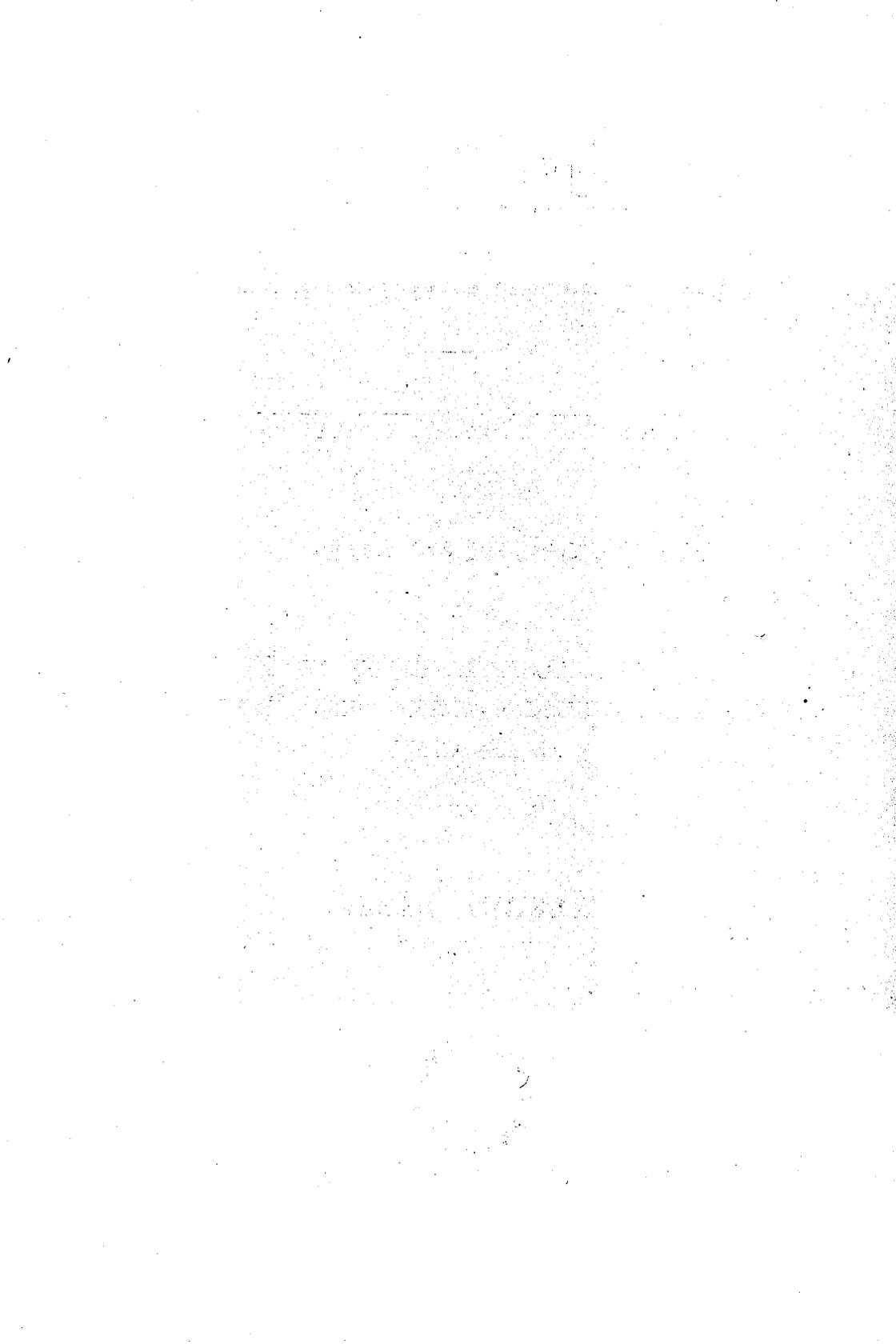
VON

**ALFRED HERZ,**

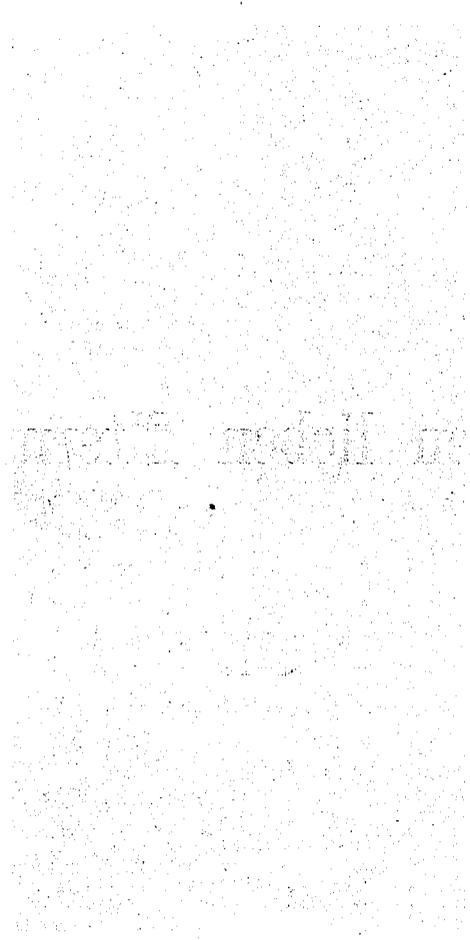
STUD. RER. NAT.



Tag der mündlichen Prüfung: 1. März 1899.



**Meinen lieben Eltern!**



Vergleichen wir die Sitten und Gebräuche der Menschen, so fällt uns ein eigenartiger Zug auf, der dem ganzen Menschengeschlechte gemeinsam ist. Dieser äussert sich in der Unzufriedenheit mit den von der Natur verliehenen Formen. Um diese zu korrigieren, greift der Mensch zu den sonderlichsten Mitteln, und oft sind die Wirkungen dieser willkürlichen Umformungen derart nachteilig, dass sie die Gesundheit zeitlebens untergraben. „Keine Region,“ sagt Professor Rüdinger,<sup>1)</sup> „blieb von seinen Eingriffen verschont, denn an der Hautfarbe beginnt er seine Puschereien, an dem Kopfe und an der Brust setzt er sie fort und an den Händen und Füssen hört er mit denselben auf.“

Die Art und Weise, wie diese Umformungen vorgenommen werden, ist verschieden nach dem Kulturzustande, den die Völker einnehmen. Während die Kulturvölker in der Lage sind, auf eine einfache Weise den Körper zu schmücken, kostet es den auf niederer Kulturstufe stehenden oft viel Mühe und Schmerzen, bis sie dem Körper eine derartige Ausgestaltung gegeben haben, die bei ihnen als das Ideal der Schönheit angesehen wird.

Es ist erklärlich, dass das Bemalen und Tätowiren des Körpers hauptsächlich bei den Völkern anzutreffen ist, die am wenigsten mit ihrer Kleidung Luxus treiben, und kann man daher eine derartige Behandlung der Körper gewisser Völker als einen Ersatz der Kleider ansehen.<sup>2)</sup> Vor allen Dingen spielt aber die Eitelkeit die grösste Rolle, und dieser frönt der Wilde in bedeutendem Masse. Der Einzelne will sich nicht nur als zum Ganzen gehörig, sondern als eine an sich bedeutende Persönlichkeit erhalten und dazu dient ihm die Schmückung des eigenen Ich.

---

<sup>1)</sup> Dr. Rüdinger, Ueber die willkürlichen Verunstaltungen des menschlichen Körpers, Berlin 1874, S. 1.

<sup>2)</sup> Prof. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig und Wien 1894, I, Einleitung S. 61.

Man wird jedoch erheblich irren, wenn man glaubt, dass nur die uncivilisirten Völker diesem Verfahren huldigen.

„Denn,“ sagt Ploss, „wenn unsere europäischen Damen ihre Taillen möglichst zusammenschnüren, sowie ihr Gesicht rot und weiss schminken, so finden wir hierin schliesslich doch auch nur das Bestreben, durch Kunst sich dasjenige zu erwerben oder zu verstärken, was bei ihnen als besonderer Reiz des schönen Geschlechtes gilt und einem wirklich schönen Individuum schon von der Natur verliehen wurde.“<sup>1)</sup>

Es giebt wohl kaum eine Sitte, welche sich so allgemeiner Verbreitung erfreut, wie die des Bemalens und Tätowirens von Körperteilen. Leider haben die meisten Reisenden bei dem letzteren keinen Unterschied in der Art gemacht, ob die Prozedur durch Einschneiden, oder aber durch Einpunktieren vorgenommen wird, sondern beide Verfahren kurzweg als Tätowiren bezeichnet. Um Verwechslungen, die diese Benennung leicht mit sich bringen könnte, zu begegnen, nehme ich für das Einschneiden den Namen „Narbenzeichnen“ an, den Joest in seinem Werke angiebt, für das Punktieren lasse ich jedoch die allgemeine Benennung „Tätowiren“ bestehen.

Bevor ich mich mit der eigentlichen Aufgabe, der Untersuchung über Narbenzeichnen und Tätowiren befasse, will ich einiges über die einfachste Art der Körperverunstaltungen, das Bemalen der Haut vorausschicken.

Im frühesten Altertum huldigte man schon dieser Sitte. Dass sie den alten Juden bekannt war, ersehen wir aus dem Buche der Könige, wo es unter II, 9, 30 von der Königin Isebel heisst: *הִשְׁחִיךְ עֵינֶיהָ בְּמַשְׁחָה* „Sie belegte ihre Augen mit Schminke.“<sup>2)</sup>

Auch die Aethioper bemalten sich den Körper. Herodot sagt von ihnen: „*Τοῦ δὲ σώματος τὸ μὲν ἡμῖν ἐξηλείφοντο γύψω ἰόντες εἰς μάχην τὸ δὲ ἔτερον ἡμῖν μίλτω.*“<sup>3)</sup>

Virgilius Maro spricht in einem Gleichnis, in dem er erwähnt, wie verschiedene Völkerschaften zum Festaltar hinströmen, von den „Picti Agathyrsi.“<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, S. 96.

<sup>2)</sup> Nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Rabbiner Dr. Auerbach in Elberfeld.

<sup>3)</sup> Herodot, VII, 69.

<sup>4)</sup> Virgilius Maro, Aeneis IV, 146.

Noch heute ist das Körperbemalen über den ganzen Erdball verbreitet und ist auch noch da zu finden, wo die Völker schon zum Narbenzeichnen und Tätowiren übergegangen sind.

Eine durchgehende Uebereinstimmung der Bemalung lässt sich jedoch bei den verschiedenen Völkern nicht konstatieren. Am meisten findet sich Rot, Schwarz und Weiss, jedoch ist auch Gelb, Blau, Braun und Grün vertreten.

Die rote Farbe ist die beliebteste und verbreitetste. In Afrika finden wir sie sowohl im tiefen Süden, als im Norden.

Die Kaffern pflegen sich in Kriegszeiten den ganzen Leib mit rotem Thon einzureiben.<sup>1)</sup>

Bei den Zulus werden die Mädchen zum Zeichen der Reife mit roter Erde eingerieben.<sup>2)</sup>

Die Nama bemalen nur ihr Gesicht mit Röteln.<sup>3)</sup>

Die Frauen der Betschuanas malen sich den ganzen Kopf und den Körper mit einer rötlichen Farbe, welche sie aus einer gewissen Steinart und Fett bereiten.<sup>4)</sup>

Von den Corannas sagt John Campbell, dass sie sich geschmückt glaubten, wenn sie die Stirn mit rotem Ocker beschmierten.<sup>5)</sup>

Bei den Barolong ist nach Joest das Einreiben mit Ocker sehr beliebt. Zuweilen ist der ganze Körper rot, zuweilen, zumal bei Mädchen, nur die Nase.<sup>6)</sup>

Die Kioko-Frauen bemalen sich wie die Songo-Weiber, wenn auch nicht in demselben Masse wie diese, das Gesicht mit rotem Thon oder einer roten Holzfarbe.<sup>7)</sup>

Die Kalunda lieben es, sich mit Oel und Rotholzstaub zu salben. „Der Körper, sagt Wissmann, ist hierdurch stets mit einer widerlichen Schmutzschichte bedeckt; ganz abgeneigt sind sie dem Baden.“<sup>8)</sup>

---

<sup>1)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 74.

<sup>2)</sup> Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1860, II, 390.

<sup>3)</sup> Prf. Dr. Wilh. Sievers, Afrika, Leipzig und Wien 1891, S. 249.

<sup>4)</sup> Ausland, Jahrg. 1834, I. Teil, S. 712.

<sup>5)</sup> John Campbell, Reisen in Südafrika, Ethnographisches Archiv, 19. Band.

<sup>6)</sup> W. Joest, Das Ausland, Stuttgart und München 1884, S. 463.

<sup>7)</sup> Dr. Paul Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, Berlin 1880, S. 45 und S. 36, Teil I.

<sup>8)</sup> Wissmann, Erforschung des Kassai, Müllers Bericht über seine Reise zu Muata Kumbana, Leipzig 1888, S. 99.

Von den Mädchen aus Lubuku sagt Wissmann: „Wenn zum erstenmal die Menstruation eintritt, werden sie 4 bis 6 Tage in eine Hütte eingeschlossen. An dem Tage, an dem sie wieder herausgelassen werden, wird der ganze Körper mit gepulvertem Tukulaholz und Ricinusöl eingerieben und auch das Gesicht rot angemalt.“<sup>1)</sup>

Die Baqua-Lukalla haben die eigentümliche Gewohnheit, sich den Nabel rot zu färben.<sup>2)</sup>

In Loango wird die Sitte, sich mit Tukula-Farbholz rot zu färben, vorwiegend nur von den Frauen geübt. Güssfeld hatte Gelegenheit, bei einem Besuche in Nkondo ein junges Mädchen zu beobachten, welches eben zur Jungfrau herangewachsen war. Es sass in einer halb offenen Hütte, nur dürtig mit einer Lendenschürze bekleidet, war aber über und über mit dem roten Pulver des Tukula-Farbholzes eingerieben.<sup>3)</sup>

Bei den Bayaka reiben sich sogar die Männer, selbst ganz alte, mit rotem Pulver des Tukula-Farbholzes ein, wodurch der Haut eine rotbraune, seltener eine krapprote Farbe erteilt wird. Diesen Hauteinreibungen scheint, meint Güssfeld, ein medizinischer Aberglaube zu Grunde zu liegen.<sup>4)</sup>

Wie viele afrikanische Völker, verschmähen auch die Leute von Yaunde den Gebrauch von Wasser und Seife, und „so geht“, sagt Zenker, „die ursprüngliche Farbe in ein tiefes Ponceaurot über, das von dem Rotholzpulver (mba) herrührt, mit dem sich alle Welt den Körper bemalt. Dieser Gebrauch ist die Ursache der so häufigen Hautkrankheiten; schon Säuglinge werden bemalt.“<sup>5)</sup>

Von Ngila erzählt Morgen: „Alle vornehmen Bewohner hatten, falls sie nicht mit langen muhammedanischen Gewändern bekleidet waren, ihren ganzen Körper mit Rotholz gefärbt.“<sup>6)</sup>

---

<sup>1)</sup> Herm. Wissmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost, Berlin 1889, S. 348.

<sup>2)</sup> Herm. Wissmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost, Berlin 1889, S. 348.

<sup>3)</sup> Paul Güssfeld, Julius Falkenstein, Eduard Pechuel-Loesche, Die Loango-Expedition, I. Abteilung, S. 73 und 199.

<sup>4)</sup> Die Loango-Expedition, I. Abteilung, S. 198.

<sup>5)</sup> G. Zenker, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1895, VIII, S. 36.

<sup>6)</sup> C. Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord, Leipzig 1893, S. 84.

Von den Männern der Bombé sagt Junker:<sup>1)</sup> „Ich beobachtete eine ausgesprochene Vorliebe für die rote Farbe, Gesicht und Brust waren hauptsächlich damit bemalt.“

Die Bali pflegen den Körper mit einem Brei von Rotholz einzureiben, der, sobald er auf der Haut eingetrocknet und ein wenig verrieben ist, der Haut eine nicht unschöne, bordeauxrote Färbung giebt. Das weibliche Geschlecht huldigt in ganz hervorragender Weise dieser Gewohnheit den Körper zu schmücken, ist doch die Einreibung mit Rotholz fast seine ausschliessliche Bekleidung.<sup>2)</sup>

Von den Fúlah berichtet Friedr. Müller: „In dem Färben der Nägel mit Henna, Bemalen der Augenbrauen und Augenwimpern tritt der arabische Einfluss unverkennbar hervor.“<sup>3)</sup>

Ernst Marno sagt: „Wie die Bari salben sich die Niam-Bari mit roter Farbe und dem Fett der Frucht der Kuruleng.“<sup>4)</sup>

„Die Liebhaberei der Bari, den Körper mit eisenhaltigem Thon rot zu färben, wird vorwiegend von den Frauen gepflegt, doch sieht man auch Männer über den ganzen Körper rot überschmiert; die grell gegen die natürliche Hautfarbe abstechende Schminke verleiht ihnen ein wahrhaft diabolisches Aussehen.“<sup>5)</sup>

Von den Niam-Niam erzählt Schweinfurth: „Sie beschmieren sich mit pulverisiertem Rotholz in Gestalt unregelmässiger Striche und Flecken Gesicht und Brust, um den wilden Ausdruck ihrer Erscheinung zu vermehren.“<sup>6)</sup>

Von seinem Aufenthalt beim Fürsten Mambanga berichtet Junker: „Das kunstreiche Bemalen der Haut mit dem dunklen Saft der Gardenia und dem roten, trockenen, oder mit Fett vermischten Rotholzpulver wird bei den Mangbattu, wie bei vielen anderen Stämmen südlich des Uëlle, ebenso wie bei den A-Sandé von beiden Geschlechtern geübt.“<sup>7)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dr. Wilh. Junkers Reisen in Afrika 1875 bis 1886, I, S 381.

<sup>2)</sup> Eugen Zintgraff, Nord-Kamerun, Berlin 1895, S. 210.

<sup>3)</sup> Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1879, S. 489.

<sup>4)</sup> Ernst Marno, Reise in die Egyptische Aequatorialprovinz und in Kordofan in den Jahren 1874 bis 1876, Wien 1878, S 14.

<sup>5)</sup> Dr. Wilhelm Junkers Reisen in Afrika 1875 bis 1886, I. Band, Wien und Olmütz 1889, S. 285.

<sup>6)</sup> Dr. Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Leipzig und London 1874, Band II, Seite 112.

<sup>7)</sup> Dr. Wilhelm Junkers Reisen in Afrika, Band II, Wien und Olmütz 1889, S. 306.

Die Wakamba und Wateita verwenden eine rote, mit Fett vermengte Erde, um die Haut zu salben.<sup>1)</sup>

G. A. Fischer berichtet in seiner Abhandlung über das Massai-Land: „Bei dem Volke der Kossowa wird der Harn der Rinder auch mit Butter und roter Farbe in die Haut eingerieben.“<sup>2)</sup>

„Die Mädchen von Taweta, sagt Höhnel, salben ebenso wie die Männer den Kopf und den entblößten Oberkörper mit einem Gemenge von roter Erde und Fett und vermögen dann ganz abscheulich auszusehen. Doch wird ein solcher millimeterhoher Fettüberzug für überaus vornehm gehalten.“<sup>3)</sup>

Auch bei den Massai ist die Bemalung des Körpers allgemein üblich und zwar wird sie mit Fett und roter Farbe ausgeführt.<sup>4)</sup>

G. A. Fischer bestätigt diese letzte Angabe, er sagt: „Die Hautfarbe der Massai ist eine dunkle, vom dunkelbraunen bis tiefschwarzen; hellere Individuen sind sehr selten. Auch die Weiber sind nicht heller gefärbt, und was die rötliche Beimischung betrifft, so muss man mit dieser Bezeichnung sehr vorsichtig sein, da die Massai, sowie viele andere Völker sich mit Fett und einer roten Schminke einreiben.“<sup>5)</sup>

Die Wanega, oder Watindiga lieben es, den Körper rot zu bemalen.<sup>6)</sup>

Eine eigentümliche Gewohnheit haben die Wagogo bei ihrer Toilette. Hermann, der Gelegenheit hatte, die Sitten und Gebräuche dieses Volkes zu studieren, schildert uns eine Morgentoilette:

„Es ist früher Morgen. Kalt pfeift der Wind über die Berge. Fröstelnd tritt der Mgogo aus seiner Tembe, um nach dem Wetter zu schauen. Er holt eine Kalebasse, lässt seinen Urin hinein und giesst sich ihn über beide Schultern. Behaglich ob

---

<sup>1)</sup> Baron Karl Claus v. der Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859 bis 1861, bearbeitet von Otto Kersten, Leipzig und Heidelberg 1869, S. 243.

<sup>2)</sup> Dr. G. A. Fischer, Bericht über die im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg unternommene Reise in das Massai-Land, S. 95.

<sup>3)</sup> Graf Samuel Teleki, Zum Rudolph- und Stephani-See, geschildert von seinem Begleiter Ritter v. Höhnel, Wien 1892, S. 108.

<sup>4)</sup> Dr. Oskar Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle, Berlin 1894, S. 159.

<sup>5)</sup> Dr. G. A. Fischer, Bericht über die im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg unternommene Reise in das Massai-Land, S. 95.

<sup>6)</sup> Dr. Oskar Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle, Berlin 1894, S. 159.

der angenehmen Wärme lächelnd, reibt er sich die Flüssigkeit mit roter Erde auf der Haut fest und kehrt dann zufrieden in sein Haus zurück, um weiter zu schlafen, denn Frühaufstehen ist nicht seine Sache.“<sup>1)</sup>

Paul Reichard fügt dem hinzu, dass die Wagogo diesem absonderlichen Verfahren huldigen, weil es, wie sie selbst sagen, eine schöne Haut erzeuge, „und thatsächlich, sagt er, ist die Haut der Wagogo von einer samtartigen Zartheit.“<sup>2)</sup> Ob diese Zartheit von dem Einreiben mit Urin herrührt, möchte ich bezweifeln, vielmehr glaube ich, dass die nachherige Behandlung des Körpers mit Erdruss oder Ricinusöl der Haut diese Schönheit verleiht, der Urin jedoch eine nachteilige Wirkung hinterlässt. „Die Wagogo,“ fährt Reichard fort, „haben infolge dieser eigenartigen Hautbehandlung einen sonderbar muffigen Geruch, der sich schon von weitem bemerkbar machen kann, noch ehe der Mann sichtbar wird, selbst auf 300—400 m, wenn der Wind weht. Man kann jedoch diesen Geruch durchaus nicht als Gestank bezeichnen. Er ist genau derselbe, welcher alten, lang eingepackten ethnographischen Gegenständen anhaftet.“<sup>3)</sup>

In Chartum färben sich sowohl Männer als Weiber die Fingernägel, Hände und Lippen mit Henna (*Lawsonia inermis*).<sup>4)</sup>

Nächst der roten ist es die weisse Farbe, mit der sich die Afrikaner gern schmücken.

Von den Kaffern sagt Kay: „Vor der Beschneidung, die mit dem Eintritt der Mannbarkeit vorgenommen wird, bemalen die Kaffern den Jüngling mit weisser Farbe.“<sup>5)</sup>

Paul Pogge schildert eine feierliche Begrüssung am Hofe des Muata Jamwo: „Zu diesem Zwecke bemalten sich die Leute von Mussumba das Gesicht und die Brust mit weissem Thon,

---

<sup>1)</sup> Leutnant Hermann in Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Band V, Jahrg. 1892, S. 195.

<sup>2)</sup> Paul Reichard, Deutsch-Ostafrika, Das Land und seine Bewohner, Leipzig 1892, S. 322.

<sup>3)</sup> Franz, Xaver Geyer, „Ausland“ Stuttgart und München 1884, S. 926.

<sup>4)</sup> Paul Reichard, Deutsch-Ostafrika, Das Land und seine Bewohner, Leipzig 1892, S. 322.

<sup>5)</sup> Kay, Wanderungen in der Kaffrei, Das Ausland, 7. Jahrgang, I. Teil, 1834, S. 683.

namentlich die Ränder um die Augen mit dicken Strichen zum Zeichen ihrer Freude und Devotion.“<sup>1)</sup>

G. A. Fischer sagt von den Massai, dass bei Eintritt der Mannbarkeit bei den Massai eine Operation stattfindet; sie haben dann das Gesicht mit Mehl weiss bestrichen.<sup>2)</sup>

Die Warundi pflegen sich in gewissen Gegenden mit weisser Farbe im Gesicht Flecken und Streifen zu malen.<sup>3)</sup>

Güssfeld berichtet über Loango: „Die Fetischdoktoren bedienen sich mit Vorliebe einer Malerei in Gestalt von weissen Strichen, die auf Brust und Arme gezogen werden.“<sup>4)</sup>

„Bei den Aschantis ist die weisse Farbe das Zeichen der Freude; an den Wochentagen, den sie als ihren Geburtstag feiern, malen sie sich weiss.“<sup>5)</sup>

In Togo bemalen sich die Fetischmädchen, wie auch die übrigen Fetischleute, bei festlichen Gelegenheiten die Stirn, sowie Arme mit Streifen von weisser Farbe.<sup>6)</sup>

Büttner<sup>7)</sup> teilt uns in seinen „Bilder aus dem Togohinterlande“ folgendes mit: „Gern beschmieren sich die Mädchen von Perëu ihren Oberkörper mit dem in Wasser suspendierten duftenden Mehlpulver der Gewürznelken, sodass sie, wenn das Wasser aufgetrocknet ist, wie mit heller Farbe bepinselt aussehen. Auch Anissamen verwenden sie zu demselben Zwecke.“

„Der Guineaneger, sagt Wuttke, malt sich alle Wochen an dem Tage, an welchem er geboren worden ist, seinem wöchentlichen Festtage, Leib und Gesicht weiss an.“<sup>8)</sup> Wuttke ist der Ansicht, dass die Guineaneger sich weiss anstreichen, in dem Glauben, diese Farbe schütze sie vor bösen Geistern, ich glaube

---

<sup>1)</sup> Dr. Paul Pogge, Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas, Heft III, Berlin 1880, S. 131.

<sup>2)</sup> Dr. G. A. Fischer, Bericht über die im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg unternommene Reise in das Massai-Land, S. 29.

<sup>3)</sup> Dr. Oskar Baumann, Durch Massai-Land zur Nilquelle, Berlin 1894, Seite 217.

<sup>4)</sup> Güssfeld, Die Loangoexpedition, I. Abteilung, Leipzig 1879, S. 77.

<sup>5)</sup> Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1859, Seite 365.

<sup>6)</sup> Heinrich Klose, Togo. Berlin 1899, S. 88—89.

<sup>7)</sup> Dr. Büttner, Bilder aus dem Togohinterlande, in Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Band VI, Jahrg. 1893, S. 240.

<sup>8)</sup> Heinr. Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 76.

jedoch, dass dies etwas zu weit gegangen ist und meine ich aus dem Vorhergehenden eher entnehmen zu können, dass die weisse Bemalung, wenigstens bei den meisten Afrikanern, unseren „Sonntagskleidern“ gleichbedeutend ist.

Weit weniger beliebt als die vorgenannten, ist die schwarze Farbe; es lässt sich dies auch sehr gut erklären, denn auf einem dunklen Körper ist die schwarze Farbe nicht oder wenigstens kaum sichtbar. Pechuel-Loesche sah laut mündlicher Mitteilung in Bonny kleine Mädchen stolz mit neu gemalten blauschwarzen Mustern auf dem ganzen Körper herumlaufen. Derselbe Forscher beobachtete in einigen Landschaften am Gebirgslauf des Kongo Frauen und Mädchen mit Oel angestrichen, auch sah er eine Brombeerenfrisur der in nämlicher Weise gesalbten Haare. Die zum Bemalen verwandte Farbe wird aus dem Saft einer Gardenia gewonnen.

Wissmann<sup>1)</sup> sah einige Bassongo-Mino mit schwarz beschmierten Gesichte.

Die Leute von Kisulu, Landschaft Madimba, lieben es, das Gesicht durch Russ und Palmöl glänzend schwarz zu färben.<sup>2)</sup>

Wuttke erzählt, dass an der Kruküste den freien Neger ein schwarzer Strich auszeichnet, der auf seinen Nasenrücken gemalt ist.<sup>3)</sup>

Passarge berichtet: „Die Bemalung der Haussafrauen in Adamaua besteht aus schwarzen Strichen, die über Stirn, Nase und Wange verlaufen. Als Färbungsmittel dient eine Tinte, welche aus dem Samen des G'aude-Strauches, einer Gardenia, gewonnen wird.“<sup>4)</sup>

Bei den Haussa selbst herrscht eine ähnliche Sitte. Krause sagt von ihnen: „Weigert sich jemand, den Tribut zu zahlen, so wird ihm das Gesicht mit Kohle beschmiert.“<sup>5)</sup>

Araberinnen und Suahelifrauen pflegen die Brauen und Liderränder schwarz zu schminken, wodurch das Feuer der Augen wesentlich gehoben wird.<sup>6)</sup>

---

1) Wissmann, Erforschung des Kassai, S. 377.

2) Dr. Richard Büttner, Reisen im Kongolande, Leipzig 1890, S. 75.

3) Heinr. Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 74.

4) Dr. Siegfried Passarge, Adamaua, Berlin 1895, S. 222 ff.

5) Gottlob Adolf Krause, Globus, Band 69, Jahrg. 1896, S. 374.

6) Karl Claus v. der Decken, Reise in Ost-Afrika. Bearbeitet von Otto Kersten, Leipzig und Heidelberg 1869, S. 88.

Die Ursache dieser Liebhaberei gewisser Völker, ihren ohnedies schon dunklen Körper schwarz zu färben, ist vielleicht vergleichbar mit einer Sitte unserer Damen, welche, unzufrieden mit der ihnen von der Natur verliehenen Farbe, das natürliche Weiss ihrer Haut noch zu steigern suchen.

Ausser der roten, weissen und schwarzen Farbe finden wir in Afrika noch die gelbe und blaue vertreten und zwar bei dem Stamme der Fan,<sup>1)</sup> welche sich zum Zeichen der Trauer um einen Häuptling mit gelber oder gelbgrüner Erde beschmieren und bei den Suahelifrauen,<sup>2)</sup> welche sich die Fingernägel häufig mit Hennah färben. Wenn man trockenen Rindermist auch als gelbe Farbe bezeichnen darf, so stelle ich diesen Völkern noch die Massai zur Seite, von denen G. A. Fischer<sup>3)</sup> sagt: „Vor bösem Zauber suchen sie sich dadurch zu schützen, dass sie Rindermist auf Stirn und Backen streichen. Viele kamen mir ins Lager, wenn sie sich mit diesem Schutzmittel versehen hatten.“

Der blauen Farbe bedienen sich die Frauen von Ugudja. Baumann erzählt von diesen: „Die Kunst, sich unter den Augen blau zu bemalen, ist den braunen Schönen Ugudjas bereits sehr bekannt, wodurch sie denselben „schwärmerischen Ausdruck bekommen wie die europäischen Modedamen.“<sup>4)</sup>

Blau wird nach Pechuel-Loesche, neben Gelb auch in Loango benutzt.

---

Im obigen sind nur die Farben angeführt, die hauptsächlich in Afrika benutzt werden, es soll jedoch damit nicht gesagt sein, dass bei dem betreffenden Stamme oder Volk keine anderen Farben in Anwendung kommen, vielmehr werden häufig von einem Individuum verschiedene Farben zum Bemalen des Körpers verwendet.

---

<sup>1)</sup> Hugo Zöllner, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, III. Teil, Berlin und Stuttgart 1885, S. 98 ff.

<sup>2)</sup> Dr. Oskar Baumann, In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes Wien und Olmütz 1890, S. 21.

<sup>3)</sup> Dr. G. A. Fischer, Bericht über die im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg unternommene Reise in das Massailand, S. 37.

<sup>4)</sup> Dr. Oskar Baumann, In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes, Wien und Olmütz 1890, S. 21.

Die häufigsten Kombinationen sind: Rot und Schwarz oder Rot und Weiss.

Von den Hottentotten sagt Schinz: „Ausser dem schwunghaft betriebenen Einreiben des Körpers mit Fett und Ocker, welch beiden Bestandteilen meist auch noch Buxupulver (pulverisierte Blätter und Zweigstücke von *Barosma serratifolia* Willd. und *B. crenata* Hook) beigelegt wird, pflegen die Hottentotten und zwar vorzugsweise die Weiber zuweilen das Gesicht in der absonderlichsten Art mit Russ zu bemalen. Von bewährter Seite wurde mir dagegen mitgeteilt, dass die Färbung der Wangen mit Russ nur zur Zeit der stattfindenden Menstruation vorgenommen werde.“<sup>1)</sup>

Von den Bakuba berichtet Wolf: „Der ganze Körper war mit Takula (Rothholzfarbe) rötlich braun gefärbt. Bei feierlichen und kriegerischen Gelegenheiten wird dann oft ein tiefschwarzer Strich über Stirn und Nasenrücken, oder ein weisser Kreis um das Auge gezogen, damit dessen Dunkel schärfer hervortrete und dadurch das Ansehen der Wildheit gewinne.“<sup>2)</sup>

Bei den Basundi sieht man nach Ratzel zuweilen die rechte Körperhälfte schwarz gefärbt, während die linke im schönsten Hochrot prangt.<sup>3)</sup>

Derselbe Autor<sup>4)</sup> sagt, dass die Monbuttu bei festlichen Gelegenheiten den Körper mit pulverisiertem Rotholze bestreuen und mit schwarzem Gardeniasafte in unregelmässig marmorierten Mustern bemalen.

Von den A-Sandé erzählt Junker: „Sowohl Männer wie Frauen bedienen sich mit Vorliebe der roten und schwarzen Farbe. Ein zu Pulver zerriebenes Farbholz liefert ihm das Rot. Das Pulver wird entweder in trockenem Zustande leicht über Schultern, Nacken und Rücken ausgestreut oder mit Fett gemengt. Durch trockenes Abwischen der einige Tage haftenden grellroten Farbe bleibt dann längere Zeit ein schönes leichtes Kupferbraun auf der Haut zurück, welches kaum mehr an eine künstliche Färbung erinnert. Der Fruchtsaft einer Gardenia

---

<sup>1)</sup> Hans Schinz, Deutsch-Südwestafrika, Oldenburg und Leipzig, S. 85.

<sup>2)</sup> Wolf, Bericht über seine Reise in das Land der Bakuba, Wissmann, Erforschung des Kassai, Leipzig 1888, S. 243.

<sup>3)</sup> Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1885, Band I, S. 576.

<sup>4)</sup> Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1885, Band I, S. 526.

liefert die bei Männern, Frauen und Jungen beliebte schwarze Farbe.“<sup>1)</sup>

Die Negerinnen von Loanda schminken sich alle Morgen die Füsse und Schenkel rot, dagegen machen sie sich auf Stirn, Wangen, Nase, Kinn und zwischen den Augen rot und weisse Striche. Erstere Farbe scheint aus Ocker, letztere aus einer bleiweissartigen Erde bereitet zu sein.<sup>2)</sup>

„Unfern der Quelle des Luvidscho, eines breiten Zuflusses des Lualaba, wird Zinnober in grosser Menge gefunden, den die Eingeborenen zum Bemalen ihrer Haut verwenden. Das Gesicht färben sie sich in höchst possierlicher Art: Ein roter Klex auf der Nasenspitze gilt als besonders gelungene Verschönerung, manche beschmieren aber auch noch die Backen mit einer Art Pfeifenthon von weisser Farbe ein und gleichen dann ganz den Clowns im Kunstreiter-Cirkus.“<sup>3)</sup>

Von den Leuten von Taweta berichtet v. Höhnel: „Ganz allgemein ist bei den Wataweta die Beschneidung beider Geschlechter. Die Mütter solcher Mädchen machen sich dadurch kenntlich, dass sie während der Zurückgezogenheit, der Sitte gemäss, mit symmetrisch halbrod und halbweiss angestrichenem Gesichte herumgehen.“<sup>4)</sup>

„Beim Kriegstanz bemalen sich die Wadafeta in wunderbarer Weise mit roter und weisser Farbe, viele halb und halb oder in Vierteln, oder mit Streifen, Ringen und Punkten auf dem ganzen Körper, auf Armen und Beinen, oder auf der Brust allein. Ganz besonders scheusslich war das Gesicht beschmiert, bei einigen mit grossen Brillen um die Augen, bei anderen halb mit Weiss, halb mit Rot.“<sup>5)</sup>

Auch die Bali bemalen sich mit weisser und roter Farbe. Zintgraff sagt: „Das Bestreichen der Füsse, sowie des Magens mit weisser Thonfarbe, das bei den zugleich einen religiösen Charakter tragenden Trinkgelagen am Tsch n' tan vorgenommen

---

<sup>1)</sup> Dr. Wilh. Junker, Reisen in Afrika, Wien und Olmütz 1890, S. 245.

<sup>2)</sup> Gustav Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig 1843, III. 247.

<sup>3)</sup> Verney Lovett Cameron, Quer durch Afrika, Leipzig 1877, S. 43.

<sup>4)</sup> Ludwig, Ritter v. Höhnel, Zum Rudolf-Stephani-See, Die Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki in Ost-Aequatorial-Afrika, Wien 1892, S. 100.

<sup>5)</sup> Baron Karl Claus v. der Decken, Reisen in Ost-Afrika, Leipzig und Heidelberg 1869, S. 265.

wird, soll bei den Bali die Teilnehmer hieb- und stichfest machen. Rotholz gilt als besonders heilig bei allen wichtigeren Handlungen, aber auch bei allen grösseren Tänzen und Kriegszügen ist vorheriges und nachheriges Einreiben mit Rotholz beliebt.“<sup>1)</sup>

Abbé Proyart erzählt uns von dem Volksstamme der Gaga, dass sie den Leib jeden Tag mit Menschenfett beschmieren sollen und ihn mit roter und weisser Farbe bestreichen.<sup>2)</sup>

Betrachten wir jetzt diejenigen Völker, die eine andere Zusammenstellung der Farben wie die vorerwähnten zur Bemalung ihres Körpers benutzen und beginnen wir mit denen, die ebenfalls nur 2 Farben verwenden.

Da sind zunächst die Gani, von denen Kurton sagt: „They had painted their faces white, the pigment being wood ashes and their bodies were covered with two coats of paint, the first purple and the second ashen grey. Some of the men cover their bodies with horizontal stripes like those of the zebra, or with vertical stripes running along the curve of the spine and limbs or with zigzag markings of light colours. So me very great dandies go still further and paint their bodies chequer-fashion, exactly like that of a harlequin.“<sup>3)</sup>

Paul Reichard erzählt, dass die Weiber von Sansibar die Stirn mit Kurkuma gelb färben und die unteren Augenlider mit Antimon schwarz schminken.<sup>4)</sup>

Von den Bube sagt Baumann: „Das Bemalen spielt bei ihnen eine grosse Rolle. Die rote Farbe wird gewonnen aus dem Laub eines glänzendblättrigen, dem Kaffeestrauch ähnelnden Tolabusches (wohl einer Sophovea-Art), der zu diesem Zweck besonders angebaut wird. Mit dieser bemalen die Frauen sich gegenseitig, sowie ihre Kinder und Gatten täglich am ganzen Körper, was als ausserordentlich gesund gilt. Wer besonders

---

<sup>1)</sup> Eugen Zintgraff, Nordkamerun, Berlin 1895, S. 220.

<sup>2)</sup> Abbé Proyart, Geschichte von Loango, Kakongo und anderen Königreichen in Afrika, Leipzig 1777, S. 296.

<sup>3)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 16 ff.

<sup>4)</sup> Paul Reichard, Deutsch-Ostafrika, Leipzig 1892. S. 58.

elegant erscheinen will, der macht sich mit gelbem oder weissem Lehm einige Kleckse auf die Brust und ins Gesicht.“<sup>1)</sup>

Die Eingeborenen von Liberia und besonders das zarte Geschlecht pflegen sich nach Büttikofer den Körper und namentlich das Gesicht mit weissem oder gelbem Thon zu bemalen. „Dieses Bemalen hat insofern seine praktische Seite, als das gänzliche Einschmieren mit Thon die übelriechende Fettsekretion der Haut absorbiert und,“ fährt Büttikofer fort, „ich glaube auch, dass dasselbe häufig nur zu diesem Zwecke gethan wird. Ein dergestalt von oben bis unten weiss angestrichener Neger macht auf den Weissen einen höchst unangenehmen Eindruck und noch abstossender wirkt das teilweise Bemalen, wobei sehr häufig eine zebraartige Zeichnung vorkommt, indem sich der Schwarze Arme und Beine mit weissen Ringen bemalt. Hin und wieder findet man auch Männer, die ihr ganzes Skelet auf den Leib malen, indem sie mit grosser Sorgfalt in der Zeichnung sämtlichen Knochen folgen. Doch findet man hin und wieder Leute, welche Beine und Arme, sowie die Ohren und einen Ring um jedes Auge weiss färben, welche letztere Zeichnung sie ganz besonders verunstaltet.“<sup>2)</sup>

Es erübrigt jetzt nur noch derjenigen Völker und Stämme Erwähnung zu thun, welche drei vier und fünf Farben zur Körperbemalung benutzen.

Neumann sagt in dem Bericht seiner Reisen in Ost- und Centralafrika unter anderem: „Die Krieger der Wakawirondo oder Wagaia, wie die Wakawirondo von ihren Nachbarn genannt werden, sind schwarz, weiss und rot bemalt.“<sup>3)</sup>

„Das Volk der Mangbattu“, erzählt Junker, „ist infolge davon, dass es Stoffe, die seine angeborene Koquetterie befriedigen könnten, nicht besitzt, erfinderisch gewesen und hat es dahin gebracht, seinen Körper mit rythmischen Linien, regelmässigen Quadraten oder grossen runden Punkten auf das Mannigfaltigste

---

<sup>1)</sup> Dr. Oskar Baumann, Eine afrikanische Tropen-Insel Fernando-Póo und die Bube, Wien und Olmütz 1888, S. 82.

<sup>2)</sup> J. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia Band II. Leiden 1890, 217 ff.

<sup>3)</sup> Oskar Neumann, Bericht über seine Reisen in Ost- und Centralafrika in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1895, S. 285.

bemalen zu lernen. Der Körper der angesehenen Mangbattufrau ist häufig mit einem regelmässig gemalten dreifarbigem Parquetboden zu vergleichen. Da die Phantasie der Einzelnen immer wieder neue Muster ausfindig macht, so erzielten sie durch diese stets variierenden Toiletten immer wieder neue Effekte. Dabei sind die Toilettengegenstände einer Mangbattufrau höchst einfacher Art: ein Töpfchen mit dunkelbraunem Oel aus den Kernen der Oelpalme, ein Scherben mit roter und desgleichen schwarzer Farbe und einige Holzstifte zum Bemalen.“<sup>1)</sup>

„Die tiefdunklen Negerinnen der Sierra-Leone-Küste bringen blaue, weisse und rote Streifen im Gesichte und an allen nicht von Kleidern bedeckten Körperteilen an.“<sup>2)</sup>

Pechuel-Loesche berichtet, dass sich die Bewohner der Loangoküste an festlichen Tagen mancherlei Zeichen mit roter, gelber, blauer und weisser Farbe auf Gesicht Brust und Arm malen.

Nachtigal sagt, es verstehe sich von selbst, dass die Frauen von Tu, oder Tibeti, „mit Vorliebe zu den Toilettenmitteln der Araberinnen, dem Köhöl, der Hinnā und dem es-Schîäh (Essenz von *Artemisia herba-alba*) ihre Zuflucht nehmen wie alle Sûdānerinnen.“<sup>3)</sup>

„Schwarzfärben der Augenränder, Blaufärben der Unterlippe, Ockerrotschminken der Wangen kommt den Weibern der Beduinen zu.“<sup>4)</sup>

Holub berichtet von den Korannafrauen: „Viele hatten Wange und Stirne mit rotem Ocker beschmiert oder blau bemalt und zwar mit vom Ohre zu den Augen, Nase, Mund und Kinn laufenden geraden oder nach oben zu konkaven Linien. Häufig fand ich die Wangen und Stirn auch braun und schwarz bestrichen, was ihnen das Aussehen von gekleideten Affen verlieh.“<sup>5)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dr. W. Junker in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jahrg. 1887, S. 249.

<sup>2)</sup> Dr. Rüdinger, Ueber die willkürlichen Veranstaltungen des menschlichen Körpers, Berlin 1874, S. 4.

<sup>3)</sup> Dr. Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan, Berlin 1879 Teil I, S. 456.

<sup>4)</sup> Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, Band III., S. 131.

<sup>5)</sup> Dr. Emil Holub, 7 Jahre in Süd-Afrika, Wien 1881, Band I., S. 123.

Von den Männern der Baqua-Lukalla erzählt Wissmann,<sup>1)</sup> dass sie das Gesicht in Hälften oder Vierteln mit den Farben schwarz, rot, gelb oder weiss bemalen.

Johnston giebt uns Aufschluss über einige Völker des Kongogebietes, und zwar sagt er: „The skins of the Ba-téké, Baysansi and Wabuma are frequently ornamented with broad lines and patterns of pigment, the designs generally following the contours of the body. The colours used are generally white, yellow, red, brown and black, which are obtained respectively from lime, ochre, „camwood“ and charcoal.

This „camwood“ which I have already mentioned as the bark of one or more species of Baphia, also supplies the Congo people with a red dye like henna, with which their nails, hair and entire persons are occasionally crimsoned.“<sup>2)</sup>

Auch auf Madagaskar wird das Bemalen des Körpers in ausgedehntem Masse, jedoch nur von der weiblichen Bevölkerung betrieben. Joest sagt: „Die Sakalavenmädchen auf Madagaskar verzierern ihr dunkles Gesicht häufig mit weissen und gelben Tupfen und Sternchen, gerade so wie sich Europäerinnen früher durch schwarze „mouches“ verschönerten“; ebenso die hellfarbigen Howamädchen, von denen Sibree schreibt: „The Howa women are also accustomed to put a plaster of white paste on the lips and face, which when removed is supposed to enhance their charms by making them fairer and a spot of dark colour is often put on the cheeks with the same intention. Howa girls are also fond of staining their finger nails with the petals of red flowers.“<sup>3)</sup>

In ausgedehntem Masse finden wir die Sitte des Körperbemalens auch in Asien verbreitet. Zu den in Afrika verwendeten Farben kommt hier nur noch Grün hinzu. Auffallend ist, dass die rote Farbe als solche weit seltener in Anwendung kommt. Wir finden sie bei den Japanern, wo die Frauen ihren an und für sich kleinen Mund mit roter Schminke vergrössern.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Paul Pogge und Hermann Wissmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost, Berlin 1899, S. 116.

<sup>2)</sup> H. H. Johnston, The river Congo from its mouth to Bólobó. London 1884, S. 419.

<sup>3)</sup> Wilh. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1897. Seite 14.

<sup>4)</sup> Dr. Gottsche, Die Frauenfrage in Japan, in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1890, S. 68.

In Birma sind es auch wieder die Frauen, welche sich mit der roten Farbe schminken, sie gehen sogar so weit, selbst die Finger- und Zehennägel zu bemalen.<sup>1)</sup>

„Die Bewohner der Andamanen und auch viele Millionen frommer Indier lassen sich täglich ihr Kastenzeichen, zu denen mit Vorliebe rot verwandt wird, auf die Stirn malen.<sup>2)</sup>

Die Sakais der malayischen Halbinsel bemalen ihre Gesichter und Brüste mit roten Figuren.<sup>3)</sup>

Auf der Südwestküste bestreicht man drei Tage vor der Hochzeit die Nägel an Händen und Füßen und die Innenflächen der Hände mit Henna.<sup>4)</sup>

Die Rejangs auf Sumatra beschmieren sich den Körper mit roter Farbe, wodurch die sonst gelbe Farbe kupferrot erscheint. Die Männer, d. h. die von hohem Stande, pflegen sich auch die Nägel der Hände und Füße mit dem roten Saft eines gewissen Krautes, welches „Eni“ heisst, zu färben.<sup>5)</sup>

Die weisse Farbe wird fast nur von Frauen zum Schmuck benutzt. „Die eitle Japanerin freut sich nicht wenig über den Gegensatz, den die zickzackförmig im Nacken verlaufende weisse Schminke mit der café-au-lait farbigen Hautfarbe bildet.“<sup>6)</sup> Hergestellt wird diese Schminke aus unreinem Bleiweiss und Stärke, welches Präparat sie oshiro nennen.<sup>7)</sup>

Iguchi berichtet von den Japanerinnen: „Um ihre Schönheit zu vergrössern, schmückt die Braut Gesicht und Hals mit Puder wie Schnee.“<sup>8)</sup>

„Birmanische Mädchen oder siamesische Künstlerinnen betünchen sich, bis sie aussehen wie wandelnde Gypsabgüsse.“<sup>9)</sup>

In Südindien sah Joest sogar weiss gepuderte, sonst „pech-rabenschwarze Dravidamädchen, indess konnten diese Naturkinder das Pudern hier von den allerdings ohnehin schon bleichsüchtig genug aussehenden Engländerinnen erlernt haben.“<sup>10)</sup>

1) C. Lombroso und G. Ferrero, das Weib als Verbrecherin u. Prostituierte. Uebersetzt von Dr. med. H. Kurella, Hamburg 1894, S. 360.

2) Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 12.

3) Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 12.

4) B. Langkavel, In das Ausland Stuttgart und München 1884, S. 714.

5) Sprengel, Beiträge zur Völker- und Länderkunde VI. Teil, S. 194.

6) Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen Berlin 1887, S. 15

7) I. I. Rein, Japan, Leipzig 1887, I, S. 475.

8) Iguchi in Globus, Braunschweig 1895, Band 68, S. 272.

9) 10) Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen u. Körperbemalen, Berlin 1887, S. 15.

Bei den Mincopies auf den Andamanen schminken sich die Weiber häufig das Gesicht, aber auch bisweilen die Arme und Beine und den Rumpf mit breiten weissen Streifen.<sup>1)</sup>

Männer scheinen sich in Asien nur höchst selten weiss zu bemalen. Stevens fand eine weisse Bemalung der Haut bei gewissen Leuten auf der Halbinsel Malaka. Sein Bericht lautet: „Die Cholerabeschwörer der Témia bemalen sich ihren Körper mit weissen Linien oder Streifen: Die Arme und Beine, auf jedes Glied 4, in gleichen Abständen; eine doppelt breite Linie das Rückgrat entlang vom Nacken bis zum After, eine Ringlinie um den Bauch mit einem daran anschliessenden Streifen vom Brustbein bis zum Halse; ferner Querstreifen rings um den Leib, die augenscheinlich die Rippen darstellen sollten. Diese Querstreifen waren der Zahl nach verschieden, je nach dem Belieben jedes einzelnen: thatsächlich hatte einer fünf solcher Streifen, ein anderer neun, wieder ein anderer acht. Die ganze Fläche der Hände, der Füsse und des Gesichtes war weiss bestrichen.“<sup>2)</sup>

Eine Bemalung mit schwarzer Farbe finden wir bei den Tschuktschen, von denen Chamisso sagt: „Die Tschuktschi, welche die St. Laurenz-Bucht bewohnen, besitzen einen ziemlichen Vorrat von einem schönen Graphit, womit sie sich zum Schmuck das Gesicht mit Kreuzen und anderen Figuren bemalen.“<sup>3)</sup> Dasselbe bestätigt Nordenskjöld.<sup>4)</sup>

Weiter herrscht diese Sitte bei den Ainu (Aino), oder Kuri-liern, die sich die Lippen schwärzen.<sup>5)</sup>

Von den Jyadeleuten berichtet Rockhill: „Die jüngeren Frauen könnten sogar für hübsch gelten, wenn sie nicht ihre Gesichter zum Schutze gegen den Wind mit einer schwarzen Salbe zu bestreichen pflegten.“<sup>6)</sup>

Von den Celebessen erzählt Rodde: „Es muss als besonders schön bei den Celebessen erachtet werden, wenn man durch

---

<sup>1)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, bearbeitet von Dr. Max Bartels, Leipzig, 1897 Band I, S. 98.

<sup>2)</sup> Hrolf Voughan Stevens, Der Cholerazauber bei den Témia auf der Halbinsel Malaka in Globus 1896 Band 69, S. 138.

<sup>3)</sup> Adalbert v. Chamisso, Berlin 1864, Teil II, S. 271.

<sup>4)</sup> Adolf Erik Freiherr von Nordenskjöld, Die Umseglung Asiens und Europas, Leipzig 1882, II 98.

<sup>5)</sup> Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1879, S. 229.

<sup>6)</sup> W. W. Rockhill in Globus, Braunschweig 1895, 67. Band, S. 57.

Aufmalen mit Lackfarbe den schwarzen Haarwuchs an solchen Stellen darstellt, wo er fehlt.“<sup>1)</sup> Von Tänzerinnen, die ihm vorgeführt wurden, schreibt er: „Bei den in Rede stehenden Jungfrauen befand sich jederseits auf den Schläfen ein breites, glänzendes, schwarzes Feld, dessen vordere Linie in spitzer Keilform in der Augengegend hervortrat und sich dann geschwungen zum Ohre hin erstreckte.“<sup>2)</sup>

Endlich seien noch die jungen Tibetanerinnen erwähnt, welche das ganze Gesicht mit schwarzer Farbe bemalen.<sup>2)</sup>

Genaueres über die Bemalung der Tibetaner erfahren wir von Berthold Laufer,<sup>3)</sup> der uns die Geschichte des Schminkens in Tibet mitteilt: „Chinesische Berichte erzählen von den alten Tibetanern, die gewöhnlich in Filz und Leder gekleidet gingen, dass sie es liebten, das Gesicht rot zu bemalen. Aus der Geschichte des ersten grossen und wirklich beglaubigten Königs Srong-btsan-sgam-po von Tibet in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts n. Chr., der sich mit der chinesischen Prinzessin Wen-cheng-kung-chu vermählte, meldet ein anderer, gleichfalls chinesischer Autor, dass diese Fürstin bei ihrer Ankunft in Tibet mit Missfallen die rötlich-braune Farbe betrachtet habe, die sich die Leute aufs Gesicht legten; da erliess der Herrscher den Befehl, dass von nun an im ganzen Reiche dieser Brauch aufhören solle. Diese Thatsachen dürften genügen, um für die älteste vorbuddhistische Zeit des Landes die allgemeine Sitte des roten Bemalens des Gesichtes ausser Frage zu stellen; wie es scheint, wurde sie nicht nur von den Frauen, sondern in gleicher Weise von den Männern geübt, was die Annalen der Sui-Dynastie bestätigen, die von verschiedenartigen Thonarten sprechen; mit diesen bemalen sich Männer und Frauen und wechseln täglich etwa die Farbe.

Rote Schminke und Bleiweiss legen sich noch heute die mongolischen Weiber auf, am meisten die Mädchen, eine Gewohnheit, die ziemlich alt sein muss, da schon Rubruk ihrer erwähnt. Es ist nicht der geringste Grund vorhanden, in diesen Fällen auch nur die Spur eines anderen Motives zu suchen, als das des

---

<sup>1)</sup> Dr. Gustav Radde in Globus, Braunschweig 1896, 69. Band, S. 345.

<sup>2)</sup> A. Kaltbrunner und E. Kaltbrunner, Der Beobachter, Zürich 1882, Seite 671.

<sup>3)</sup> Berthold Laufer, Zur Geschichte des Schminkens in Tibet, Globus 1896, 70. Band, S. 63 ff.

Verlangens nach Schmuck und Verschönerung des Körpers, das wahrscheinlich überhaupt den ersten und ausschliesslichen Grund zu jeglicher Kleidung gegeben, ohne Einwirkung ethnographischer Verhältnisse. Aesthetisches Bedürfnis ist das Prinzip des Schminkens und Bemalens; dass dies auch im modernen Tibet herrscht, geht deutlich aus einer Mitteilung Hermann Schlagintweits hervor in „Reisen in Indien und Hochasien“ III 298: „Es kommt vor, dass Frauen das Gesicht mit Kleister beschmieren und dann mit kleinen Samenkörnern von Grasarten, oder ähnlichen, in ziemlich regelmässigen und symmetrischen Linien belegen. Solches soll Zierde sein und hält in dem trockenen Klima, da auch nur selten gewaschen wird, ziemlich lange. Beim ersten Anblick macht es den widerlichen Eindruck einer stark entwickelten Hautkrankheit.“ Man wird fast an die Schönheitspflasterchen der Rokokozeit erinnert. Um einen sehr ähnlichen, wenn nicht denselben Vorgang muss es sich wohl handeln, wenn derselbe Autor in seinem Werke II, 48 berichtet, dass die Mädchen sich gespaltene Fruchtkörner längs des Nasenbeins und um die Augenbrauen kleben und wenn Bellew sagt, dass die Frauen in einem Teile von Ladâk Wangen und Stirne mit dem Saft und dem Samen der reifen Beeren der Belladonna-pflanze bestreichen (wohl *Atropa belladonna*, gemeine Tollkirsche, deren Beeren früher auch in Italien als Schminke gebraucht wurden, woher der Name *bella donna* = schöne Frau). Interessant sind nun die abweichenden Gründe, die für diese Bräuche angegeben werden. Die Frauen selbst behaupten, damit ihre Haut gegen den trockenen Wind zu schützen, der sie sonst aufreissen und rauh machen würde. Diese Aussage zerfällt als ein nichtiger Vorwand in sich selbst, da das Schminken allenthalben, auch in heissen Klimaten, im Schwunge ist und in Tibet selbst eine Reihe von andren Stoffen zum Einreiben der Haut angewandt wurde, um sie gegen Einflüsse der Witterung zu schützen, vor allem deshalb, weil es bei der Schminke auf das den Ton der Wangen belebende und steigernde Rot ankommt, während die Schutzmittel gegen die Luft farblos sind. G. Bonvalot (*De Paris au Tonkin à travers le Tibet*) beobachtete, dass sich die Frauen das Gesicht mit Butter einreiben, das, da sie nicht gewohnt sind, sich zu waschen, Rauch und Staub haften lässt und sich so in eine wirkliche, schwarze Russmaske verwandelt. Der französische Reisende ist der Ansicht, dass diese Praxis den Zweck

hat, die Wirkungen der schneidenden Luft abzuhalten. Unter denselben Gesichtspunkt fällt wohl folgende Bemerkung des berühmten Athanasius Kircher über die Tibetischen Frauen: „*Foeminae horum Regnorum*, sagt er p. 76 seines grossen Werkes *china illustrata*, *adeo deformes sunt, ut diabolis similiores quam hominibus videantur, nunquam enim religionis causa aqua se lavant, sed oleo quodam putidissimo; quo praeterquam quod intolerabilem factorem spirent, dicto oleo ita inquinantur, ut non homines, sed lamias diceres.* Es scheint kaum unwahrscheinlich, dass Gewohnheiten dieser Art, die offenbar dem Schutz gegen das Klima dienen sollen, in den Frauen den Gedanken erzeugten, aus der Not eine Tugend zu machen und das Bemalen unter die Kategorie notwendiger Lebenselemente aus physischen Anlässen zu rechnen, möglich auch, dass sie in Folgerichtigkeit weiblicher Logik beide Faktoren mit der Zeit verwechseln lernten und unter dem Banne dieser Suggestion auch wirklich handelten. Bonvalot fügt seiner oben mitgeteilten Erklärung die scherzhafte Glosse hinzu: „*A moins que ce ne soit pour s'en laidir, afin d'avoir au moins la première place dans un genre. On peut la leur décerner sans injustice.*

Im Anschluss an die Untersuchungen von Hue und Rockhill ergibt sich, dass Dé-mo rin-po-c'e vom Kloster Ten-rjyaling, ein Zeitgenosse des chinesischen Kaisers K'ien-lung, unter dessen Regierung er Peking besuchte, den tibetischen Frauen befohlen hat, das Gesicht zu beschmieren, so oft sie sich auf der Strasse zeigten, um nicht die vorübergehenden Lamas von ihrer Mediation abzubringen; die Mönche hätten mit der Zeit die strenge Regel ihres Ordens vergessen, die ihnen vorschreibt, unterwegs die Augen auf den Boden zu heften und weder nach rechts noch nach links zu blicken und nicht Augen genug gehabt für die rotwangigen, glanzäugigen Mädchen, denen sie begegneten. Die Frauen gehorchten dem Befehl, und bald kam die Anwendung der Pasta in Mode. Im Prinzip besteht zwischen dieser Schminke und der von Alt-Tibet kein Unterschied. Was die geographische Verbreitung ihres Gebrauches betrifft, so wird sie nach Rockhill (weder) in Bathang, noch weiter westlich, wo sich Chinesen aufhalten, viel gebraucht, wohl aber ganz allgemein von den Drupa- und centraltibetischen Frauen. Der chinesische Berichterstatter bemerkt, dass eine Frau, die einen Lama besuchen will, ihr Gesicht mit Melasse, oder Katechu (cutch)

beschmiert; unterlässt sie das, so sagt man, dass sie sich bemüht, die Priester durch ihre Blicke zu fangen; ein unverzeihliches Verbrechen! ruft er aus. Man möchte zweifelnd fragen, ob man in jener Geschichte eine historische Thatsache oder eine, wenn nicht wahre, doch gut erfundene Fabel zu erblicken habe. Doch sei dem, wie ihm wolle, klar ist es jedenfalls, dass lange vor dem Erlass des Kirchenfürsten die Sitte des Schminkens bei den tibetischen Frauen bestanden hat, und zieht man die sehr freie Stellung des energischen weiblichen Geschlechts in Tibet und die physischen Richtungen der Frau überhaupt in Erwägung, so wird man schwerlich zu dem Schlusse gelangen können, dass die Frauen mit einem Schlage auf das Edikt eines einzigen Mannes hin und wäre es der mächtigste, dazu in einem so riesigen Ländergebiete, wie es Tibet darstellt, sich so weit überwunden haben sollen, gleichsam Hand an sich selbst zu legen und ihre Reize durch entstellende Mittel zu morden, was doch mit der Tendenz jeder sexual selection in Widerspruch stände.

Und nun erst die Lamas! Schon Feer, der den kirchlichen Schmuckzwang erwähnt, hatte sich sagen lassen: „c'est là un impuissant palliatif et les mœurs n'ont rien gagné à l'emploi de ce substitut du voile traditionnel. Sollte eine Lage roter oder selbst fettgeschwärzter Schminke, und sei sie auch noch so dick aufgetragen, ein Schutzwall sein, stark genug, um den Geistlichen in seiner Tugend und Reinheit zu wahren? Man braucht gerade kein Skeptiker von Beruf zu sein, um sich einen gelinden Zweifel darüber zu erlauben.“

Blau färbten sich die eleganten Damen Bagdads einst Lippen, Bein und Brust und hoben die Umrisse der Brüste durch blaue Blumen.<sup>1)</sup>

Bemerkenswert ist auch die Sitte der japanischen Frauen, Lippen und Zähne sich zu färben. Dies geschieht zu jener Zeit, wenn ein Mädchen Braut wird, oder am Tage der Vermählung, und zwar werden die Lippen mit einer Farbe überzogen, welche sie anfangs dunkelrot erscheinen lässt, bei fortgesetztem Gebrauche ihnen eine dunkelviolette Färbung erteilt.<sup>2)</sup>

Die gelbe Farbe wird in Asien und speciell in Siam und Birma von Schauspielerinnen und Tänzerinnen gebraucht, eben-

---

<sup>1)</sup> Lombroso, Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte, autorisierte Uebersetzung von K. Kurella, Hamburg 1894, S. 360.

<sup>2)</sup> Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1879, S. 449.

so im malayischen Archipel: Bei den Festen die Manko Negoro in Soerakerta auf Java Joest zu Ehren veranstaltete, waren, ebenso wie bei dem Sultan von Djokdjokerta, die nackten Oberkörper sämtlicher als Tänzerinnen verkleideten Knaben grell gelb angestrichen, ebenso wie die der tanzenden Mädchen, von denen schon Refflas schreibt: The face, neck, shoulder and arms which remain uncovered are tinged by a delicate shade of yellow powder.<sup>1)</sup>

An den Höfen der javanischen Fürsten ist es vorgeschrieben, dass der Oberleib nackt bleibt und mit Sandelpulver gelb angestrichen wird.<sup>2)</sup>

Ein besonderer Hochzeitbrauch herrscht in Java: „Der Bräutigam reitet vor der Hochzeit, eine umgestülpte, schakoförmige Pappendeckelmütze auf dem Kopf und nichts am Leib als Hosen, auf einem wilden Renner, einen Anstreicher mit Farbertopf und Pinsel neben sich, der, ehe man das Haus verlässt, alle Teile des Leibes, die nicht von den Hosen bedeckt sind, gelb bemalt und keinen Augenblick verliert, die Farbe, wo sie verwischt, wieder herzustellen.“<sup>3)</sup>

Von den Chinesen sagt Ratzel: „Im nördlichen China sind nur alte Weiber und Kinder ungeschminkt. Beim Schminken wird das Gesicht geweißt und dann werden ovale, rosenrote Flecke aufgetragen, welche über die ganze Wange gehen.“<sup>4)</sup>

Kuntze hat von einem Schminken der Chinesen nichts gehört, er sagt: „Die Chinesen gebrauchen, soviel ich infolge zahlreicher Erkundigungen erfuhr, keine Kosmetica, weder Seife noch irgend einen schädlichen Puder, noch Oel.“<sup>5)</sup>

Möglich ist es schon, dass die Chinesen, wie viele andere Völker von dem Bemalen des Körpers abgekommen sind, doch da die ganze umliegende Bevölkerung sich schminkt, kann man wohl annehmen, dass auch die Chinesen früher dieser Sitte huldigten.

Was die Hinduweiber betrifft, so bemalen sie sich nur zum Schmucke, die Männer dagegen folgen einer alten Sitte, „die

---

<sup>1)</sup> Wilhelm Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 15.

<sup>2)</sup> Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1879, S. 370.

<sup>3)</sup> Das Ausland, München 1831, Teil I. S. 542.

<sup>4)</sup> Dr. Friedrich Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, Band III. S. 555.

<sup>5)</sup> Dr. Otto Kuntze, Um die Erde, Leipzig 1888, S. 427.

durch die rot angestrichenen Gesichter der Brahmanen und die in vielerlei Farben grässlich leuchtenden der Fakir Gefühle der Andacht und Ehrfurcht erwecken will. Bemalen der Lippen, Schwärzen der Augenlider mit Antimon sind alte Künste. In Südindien unterscheiden sich die Wischnuiten und Siwiten durch senkrechte oder wagerechte Streifen auf der Stirn.“<sup>1)</sup>

Die schwarze Farbe, welche, wie gesagt, aus Antimon besteht, nennen sie Missih. Dieselbe wird jedoch nur zum Färben der Lippen und des Zahnfleisches verwandt. Die Augenlider werden mit „Kahrjil“ gefärbt, einer Farbe, deren Hauptbestandteil aus Lampenruss besteht.“<sup>2)</sup>

Joest hat Grün nur ein einziges Mal zur Körperbemalung verwandt gesehen und zwar bei Gelegenheit eines äusserst interessanten nächtlichen Tempelfestes bei Madura in Südindien, wo mehrere 100 Tänzer mit breiten grünen und weissen Streifen quer über den Leib, von der rechten Schulter nach dem linken Oberschenkel hin bemalt waren.“<sup>3)</sup>

Klaproth erwähnt jedoch noch einen Fall, und zwar soll derselbe in Japan vorkommen. Er sagt: „So sehr man auch im allgemeinen den japanischen Staatseinrichtungen Lob nicht versagen kann, so giebt es doch wieder dort zu Laude mancherlei Gebräuche, die wenigstens auf einen Europäer einen widerlichen Eindruck machen müssen. So z. B. wird man daran ein Aergernis nehmen, wenn man ein junges Mädchen, das in sein 16. Lebensjahr tritt und mit allen Gaben der Schönheit geschmückt ist, ihnen freiwillig entsagen sieht, nur um sich der Mode zu fügen. Sie färbt sich die Lippen grün und überdeckt sich das Gesicht mit weisser Schminke. Um in der Gesellschaft für wohlgezogen zu gelten, muss sich eine Frau durchaus diese Verunstaltungen ihrer natürlichen Schönheit gefallen lassen.“<sup>4)</sup>

In Aigun, in der Mandschurei, sah Joest Mädchen und Frauen, die ihr Gesicht „in toller Weise“ mit zartem Rosa oder mit grünlich schillerndem Anilinviolett gefärbt hatten.“<sup>5)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dr. Friedrich Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, Band III, S. 21.

<sup>2)</sup> Meer Hassan Ali im Ausland 1832, Teil I, S. 381.

<sup>3)</sup> Wilhelm Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 16.

<sup>4)</sup> Klaproth im Ausland, München 1833, Teil III, S. 571.

<sup>5)</sup> Wilhelm Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 12 ff.

„Schminke,“ sagt Ratzel, „mit Vorliebe weisse, die kunstreich aus Blei gebrannt wird, Henna, mit der die Nägel der Hände und Füsse gefärbt werden, Galläpfelschminke für die Augenbrauen und dergleichen haben aus den Harems der Reichen ihren Weg zu den Nogaierinnen gefunden.“<sup>1)</sup>

---

Wie dem Bewohner der vorgenannten Weltteile, so gilt auch dem Australier ganz allgemein die Bemalung als Schmuck. Er verwendet am liebsten die Farben Rot, Weiss und Schwarz. „Gesicht, Leib und Gliedmassen werden mit dieser Zierde bedacht, die an der Nordwestküste in einem kräftigen Einreiben des Bauches, bald in entsprechender Verhüllung des Gesichtes, bald in einer oft geschmackvollen Vereinigung von Punkten und Linien besteht. Die Südinsulaner bemalen ihre Leiber mit regelmässigen Kreisen, Vierecken etc. Man hat besonders in Rot etwas wie eine heilige Farbe sehen wollen, weil man damit Tote bemalt, bei festlichen Tänzen prunkt und weil sie bei einigen Stämmen nur den älteren Männern gestattet ist. Weiss ist im Norden und Westen bei einigen Stämmen Kriegsfarbe, im Süden Trauerfarbe. Mit Weiss werden auch zu Tänzen die Gesichter bemalt oder gepudert. Schwarz ist Trauerfarbe im Westen und Norden.“<sup>2)</sup> Auch gegen lästige Insekten wird ein Anstrich mit Farbe mit Erfolg angewandt; die Eingeborenen der Westküste glauben wenigstens, dass das Bestreichen des Leibes mit rotem Thon sie vor den Moskitos schütze.<sup>3)</sup>

Betrachten wir auch hier einmal die einzelnen Stämme oder Völker, die sich mit den vorgenannten Farben schminken und beginnen wir wieder mit der roten Farbe.

Wir finden sie bei den Eingeborenen von Koenig Georgs-Sund, von denen Nind berichtet: „Wie alle Indianer bedienen auch sie sich einer mit Fett vermischten roten Erde, mit der sie sich überstreichen. Indess wird dieses Bemalen des Leibes nicht wie auf Sidney als ein Zeichen des Kriegsmannes betrachtet, sondern

---

<sup>1)</sup> Dr. Friedrich Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, Band III, S. 350.

<sup>2)</sup> Prof. Dr. Friedrich Ratzel, Völkerkunde, Leipzig und Wien 1894, Band I, S. 323

<sup>3)</sup> Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker mit Benutzung der Vorarbeiten fortgesetzt von Dr. Georg Gerland, Leipzig 1872, Band VI, S. 735.

es ist allgemein eingeführt und wird mit Sorgfalt angewendet, je nachdem man mehr oder minder Fett haben kann.“<sup>1)</sup>

Welch grosse Bedeutung man dem Bemalen beilegt, und welcher Mühe man sich unterzieht, nur um rote Farbe zu erlangen, geht aus folgendem hervor:

„Der Stamm der Deijeri in Südaustralien, in dessen Distrikt roter Ocker nicht gefunden wird, unternimmt jährlich eine mehrwöchentliche Expedition (Bukatu), um den beliebten Farbstoff aus einem ungefähr 300 Meilen entfernten Distrikt zu holen.“<sup>2)</sup>

Von den Tasmaniern berichtet Cook, dass sie ihre Gesichter mit einer roten Salbe beschmierten.<sup>3)</sup>

Die weisse Farbe wird als äusseres Zeichen der Trauer von den Frauen des König-Georgs-Sund getragen und zwar bemalen sie Stirn und Backen mit grossen weissen Flecken.<sup>4)</sup>

Die Männer des König-Georgs-Sund ziehen zu demselben Behufe ein Kainghin, oder schwarzen Strich quer über die Stirn und unter jeden Backenknochen.<sup>5)</sup>

Die Eingeborenen der westlichen und südlichen Gegenden Australiens schwärzen bei den Einführungszeremonien die Gesichter und die Vorderseite der jungen Männer mit Kohle.<sup>6)</sup>

„In der Gegend von Sidney hatten sich die Weiber vielfach weiss und rot mit Strichen, Kreuzen und Kreisen bemalt, einige sogar das Gesicht weiss gepudert.“<sup>7)</sup>

„Die Bewohner von König-Georgs-Sund führen die Tänze meist mit ganz nacktem Leibe auf. Das Gesicht war rot geschminkt, auf Körper und Arm aber hatten sie mit weisser Farbe verschiedene Figuren gemalt. Letztere Farbe ist sonst das

---

<sup>1)</sup> Scott Nind, Die Eingeborenen von König Georgs-Sund in das Ausland, München 1831, I. Teil, S. 647.

<sup>2)</sup> Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 11.

<sup>3)</sup> Cooks dritte Entdeckungsreise. Uebersetzt von G. Forster, Berlin 1788 Band I, S. 62.

<sup>4)</sup> Scott Nind, König Georgs-Sund, In das Ausland, München 1832, Teil II Seite 821.

<sup>5)</sup> Scott Nind, König Georgs-Sund, In das Ausland, München, 1832, Teil II, Seite 821.

<sup>6)</sup> Dr. H. Ploss, Das Kind, Berlin 1882, Band II, S. 417.

<sup>7)</sup> Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, Teil VI, Seite 736.

Zeichen der Trauer, allein bei ihren Tänzen wählen sie sie deshalb, weil sie während der Nacht am besten sichtbar ist.“<sup>1)</sup>

In der Gegend von Westernport bemalen sich die Eingeborenen Leib und Gesicht nicht nur mit roten und weissen Streifen, sondern auch mit Kreuzen, Kreisen u. s. w. der gleichen Farbe, sonst aber schwärzen sie sich über und über mit Kohlenstaub.<sup>2)</sup>

Von den Australiern an der Botany-Baiy sagt Lubbock: „Sie waren, wenngleich nackt, doch durchaus nicht ungeschminkt. Sie bemalten sich mit rotem Ocker, weissem Thon und Holzkohle. Das Rot war in breiten Carreaux aufgelegt, das Weiss bildete meistens Streifen und die Malerei im Gesicht bestand dann oftmals aus kleinen Punkten mit einem Kreise um jedes Auge.“<sup>3)</sup>

Nicht geringerer Beliebtheit erfreut sich die Sitte des Körperbemalens auf den Inseln des grossen Oceans.

Von Oberlaender hören wir, dass sich die Papua an der Küste der Mariana-Strasse den Körper und ganz besonders das Gesicht rot anstreichen, letzteres so scharlachrot, wie es nur immer möglich ist.<sup>4)</sup>

„Die Bewohner der Redskarbei entstellen ihr ohnehin breites Maul noch durch das Kauen von Betel, der, mit Kalk gemischt, die Lippen dunkelziegelrot färbt, so dass es aussieht, als ob der ganze Mund geblutet habe.“<sup>5)</sup>

Von dem Volk im Bismarck-Archipel sagt Graf Pfeil: „An dem Einetz-Fest, an dem Weiber nicht teilnehmen dürfen, bemalen die Leute den Körper rot und verzieren ihn mit Arabesken.“<sup>6)</sup>

Auf Kriegszügen bemalen sich die Anführer der Herzog von York-Insulaner das Gesicht mit roter Schminke.<sup>7)</sup>

---

<sup>1)</sup> Das Ausland, München 1832, II. Teil, S. 891.

<sup>2)</sup> Waitz 1872, Teil V, S. 136.

<sup>3)</sup> Sir John Lubbock, Die Entstehung der Civilisation, Jena 1875. S. 46.

<sup>4)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Ozeanien, Leipzig 1873, Teil II, S. 11.

<sup>5)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberländer, Ozeanien, Leipzig 1873, Teil II, S. 28.

<sup>6)</sup> Joachim Graf Pfeil, Land und Volk im Bismarck-Archipel in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jahrg. 1890, S. 153.

<sup>7)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Ozeanien, Leipzig 1873, Teil II, S. 110.

Nach Joest huldigen auch „die dunklen Söhne der Neuen Hebriden, von Erromango und Neu-Caledonien“ der Sitte, sich rot zu bemalen.<sup>1)</sup>

Ausführlicher wird über die neuen Hebriden im Ausland berichtet. Im Jahrgang V. heisst es auf Seite 831: „Die Eingeborenen pflegen dem Gemische, mit dem sie sich übertünchen, einen Teil roten Ockers beizufügen, was ihrem Körper ein schmutziges Aussehen giebt, das noch dadurch vermehrt wird, dass sie sich sehr selten oder niemals waschen. Hierdurch entsteht bei den Männern wie bei den Weibern eine Nuancierung in der Haut, welche einigen ein kupferfarbiges Aussehen giebt.“

Die Eingeborenen der Dusky-Bay (Südinsel von Neuseeland) fand Forster mit Oel und Rotstein eingeschmiert.<sup>2)</sup>

Die Bewohner von Tukopia bestreichen den Körper mit Curcuma.<sup>3)</sup>

Die Frauen der Fitschi-Insulaner salben den Körper oft mit Kokosnussöl und bestreichen ihn dann mit Curcumapulver.<sup>4)</sup>

Von den Rotumanern berichtet Meinicke: „Eine eigentümliche Sitte ist es, den Körper dick mit einer Salbe aus Kokosöl und Curcumapulver zu bestreichen, weshalb sie alles durch ihre Berührung rot färben, und es scheint fast, als habe das eine religiöse Bedeutung, denn der Bau der Curcuma und die Bereitung des roten Pulvers aus den Wurzeln geschieht unter allerlei religiösen Ceremonien.“<sup>5)</sup>

Auch auf der Insel Futuma wird das Bemalen des Körpers mit roter Farbe gepflegt und zwar von beiden Geschlechtern.<sup>6)</sup>

Oennet sagt in seinem Tagebuche: „Die Hautfarbe der Weiber von Tongatabu ist im ganzen kupferrot; sie reiben den Leib mit Kokosnussöl ein, das sie mit Sandelholz oder wohl-

---

1) Wilh. Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 11.

2) Johann Reinhold Forster, Reise um die Welt, herausgegeben von George Forster, Berlin 1778, II 105.

3) Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II, S. 59.

4) Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II, S. 32.

5) Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II, S. 52.

6) Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II S. 91.

riechenden Blumen, wie Jasmin, Huni, Tuto u. s. w., die dort einheimisch sind, parfümieren. Das Sandelholz erhalten sie aus den Fitschi-Inseln.“<sup>1)</sup>

Von den Samoanern erzählt Meinicke: „Den Körper salben die Frauen mit wohlriechendem Kokosöl, dem sie manchmal Curcuma beimischen.“<sup>2)</sup>

„Die Bewohner der Pomotugruppe malen sich auf jeder Brust einen rotbraunen Fleck von der Grösse eines Thalers bis fast zu der eines Tellers.“<sup>3)</sup>

Die Marquesas-Insulaner salben den Körper mit durch Sandelholz wohlriechend gemachtem Kokosöl, dem sie noch Curcuma zusetzen.“<sup>4)</sup>

Die Frauen von Rapanui bemalen den Körper mit roter Erde.“<sup>5)</sup>

Von den Bewohnern der Oster-Insel berichtet der La Perouse, dass sich mehrere Leute ihre Gesichter mit roter Farbe bestrichen.“<sup>6)</sup>

Die Neuseeländer bedienen sich zur Verschönerung ihres Leibes einer Mischung von Fett und rotem Ocker, mit der sie sich überstreichen. Diese Schminke gebrauchen vorzüglich die Weiber, die, nass aufgelegt auf Stirn und Wangen, wie sie war, sagt Cook, sehr leicht sich auf die Nasen von denjenigen unserer Leute übertrug, denen sie ihre Huld bezeugten; und dass sie in dieser Beziehung sehr freigebig waren, bewiesen handgreiflich die Nasen der meisten unseres Schiffsvolkes.“<sup>7)</sup>

Von den Bewohnern der Sandwich-Inseln, heisst es im Ausland, hätten einige die Gewohnheit, sich mittels Kalk rötlich zu färben.“<sup>8)</sup>

Der weissen Farbe, d. h. einer ausschliesslichen Verwendung derselben, fand ich nur einmal Erwähnung gethan, und zwar bei

1) Oennet, Das Ausland, 5. Jahrg., Teil I, S. 323.

2) Prf. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II, S. 113.

3) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 71.

4) Prf. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II, S. 248.

5) Prf. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II, S. 231.

6) La Perouse, Entdeckungsreise in den Jahren 1785, 1786, 1787 und 1788 im Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Berlin 1799.

7) Ausland, IV. Jahrgang, München 1831, S. 117.

8) Das Ausland, V. Jahrgang, Teil I, München 1832, S. 117.

den Bewohnern der Salomons-Inseln. Oberlaender erzählt uns von denselben, dass sie ihre Haut mit weissen Streifen bemalen, „was ihnen ein geisterhaftes Aussehen giebt.“<sup>1)</sup>

Auch die schwarze Farbe wird allein nicht häufig verwendet. Hollrung sagt, dass die Eingeborenen von Kaiser-Wilhelms-Land „zum äussersten Zeichen der Trauer das Gesicht schwarz färben.“<sup>2)</sup>

Von den Bewohnern Neu-Kaledoniens sagt Oberlaender: „Sie reiben Gesicht und Körper mittels eines fetten, mit einer schwarzen Flüssigkeit gefärbten Oeles ein.“<sup>3)</sup> Dem fügt Meinicke noch hinzu, dass die Bemalung mit schwarzer Farbe besonders bei Festen und in Kriegen gebraucht wird.<sup>4)</sup>

Die Krieger von Kunai bemalten sich mit schwarzer Farbe Kinn, Handgelenk, Brust und Gesicht.<sup>5)</sup>

Endlich findet auch die gelbe Farbe selbständige Verwendung und zwar auf der Paumotugruppe; jedoch auch dort nur bei den Weibern. Diese bemalen ihren Leib mit Gelbwurz und Kokosnussöl, „was bei ihnen für Schönheit gehalten wird.“<sup>6)</sup>

Häufiger noch als die Bemalung des Körpers mit einer Farbe finden wir bei den Ozeaniern an demselben Individuum 2 und mehrere Farben, und zwar sind dies bis auf einen Fall Kombinationen der oben aufgezählten Farben.

Von den Bewohnern von Kaiser-Wilhelms-Land sagt Hollrung: „Beim Tanze sind die freien Körperstellen mit roter und weisser Farbe bemalt.“<sup>7)</sup>

Von den Bewohnern der Loyaltyinseln sagt Meinicke: „Das Bemalen des Körpers mit roter und schwarzer Farbe scheint hauptsächlich nur in Kriegen und nur bei Trauer um einen Toten geübt zu werden.“<sup>8)</sup>

<sup>1)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873 Teil II, S. 114.

<sup>2)</sup> Dr. Hollrung, Kaiser-Wilhelms-Land und seine Bewohner in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1888, S. 313.

<sup>3)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, Teil II, S. 90.

<sup>4)</sup> Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, Teil I, S. 225.

<sup>5)</sup> Dr. Theodor Waitz und Dr. Georg Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, VI, S. 562.

<sup>6)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 70.

<sup>7)</sup> Dr. Hollrung Kaiser-Wilhelms-Land und seine Bewohner in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1888, S. 312.

<sup>8)</sup> Prf. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Buch IV. Teil I, S. 242.

Die Art des Bemalens ist eine ganz willkürliche. „In Tanna hat sich z. B. einer der Eingeborenen die eine Gesichtshälfte mit rotem Thon beschmiert, während die andere die nackte, dunkle, kupferfarbige Haut zeigt; ein zweiter trägt Stirn und Wangen rot bestrichen; ein dritter die erstere rot und die letztere schwarz; ein vierter hat ein gänzlich rotes Gesicht und einen runden, schwarzen, glänzenden Punkt über der Nase und ein fünfter geht mit einem über und über schwarzen Antlitz umher.“<sup>1)</sup>

Die Leute von Niue bemalen sich den Körper schwarz mit Kohle und rot mit Ocker nach verschiedenen Mustern.<sup>2)</sup>

Die Raratonganer (Meinicke benennt die Bewohner des Mangia-Archipels nach der Hauptinsel) bemalen den Körper mit Ocker und Kohle und, was besonders geschätzt war, mit einer Mischung von Curcuma und Ingwer.<sup>3)</sup>

Von den „Hawaiiern“ sagt Meinicke: „Den Körper salbten sie mit Kocosöl und gepulverter Curcuma; auch die Frauen färbten Hände und Gesicht durch den Saft gewisser Pflanzen rot und beide Geschlechter hatten die Sitte, im Gesicht allerhand schwarze Flecke, Sterne, Kreuze u. s. w. durch das Auflegen der Wurzel vom *Plumbago ceilanica* anzubringen.“<sup>4)</sup>

„Die Bewohner von Willaumez, der grössten Insel an der Nordküste von Neu-Britannien, sind total nackt und sahen von weitem sehr hell aus, wie sich aber beim Näherkommen zeigte, infolge Anstreichens von roter und gelber Farbe.“<sup>5)</sup>

Von den Sitten und Gebräuchen der Bewohner von Englisch-Neu-Guinea giebt uns Finsch einen genauen Bericht. Es heisst in demselben: „Das Bemalen wird nicht in dem Masse als Verschönerung des Körpers angewendet, wie im Bismarck-Archipel. Die zur Verwendung kommenden Farben sind Weiss, Rot und Schwarz. (Kurrokuro, Kaka und Korrema). Dabei bezeichnen diese Wörter die Farben und sind nicht identisch

---

1) Sir John Lubbock, Die Entstehung der Civilisation, Jena 1875.

2) Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II, S. 98.

3) Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II, S. 144.

4) Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Buch IV, Teil II, S. 293.

5) Dr. O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Begleitstücke aus der Südsee, in Annalen des K. K. Naturhistorischen Museums, Wien 1888, Band III, Seite 117.

mit dem Material. So heisst z. B. der zum Bemalen benutzte rote mineralische Stoff „Paira“ gegenüber Kaka im Farbensinn. Zum Schwarzbemalen verwendet man gerne Lagoa, ein Mineral (Eisenerz oder Mangan,) das aus dem Innern von Redscar-Bai im Tausch an die Küste gelangt, wie Nadiumu, ebenfalls ein Mineral, das dem gleichen Zwecke dient. Man reibt diese Stoffe auf einen Stein und malt sich mit dem Pulver einen Längsstrich über Stirn und Nase und je einen Querstrich unter das Auge. Rot und Weiss werden vorzugsweise bei festlichen Gelegenheiten und von den Männern benützt, die zuweilen den ganzen Oberkörper rot bemalen.“<sup>1)</sup>

Schwarzmalen des Gesichtes, oft des ganzen Körpers, mit Russ, Lamanu, aus gebrannter Kokosnussschale und Kokosöl gilt an dieser ganzen Küste, wie im Innern, als Zeichen der Trauer, der beim Tode eines Häuptlings das weibliche Geschlecht oft wochenlang Ausdruck zu geben weiss.<sup>2)</sup>

Die Bewohner der Admiralitätsinseln bemalen den Körper und am häufigsten das Gesicht mit weisser roter und auch schwarzer Farbe.<sup>3)</sup>

Ausser der weissen bemalen sich die Bewohner der Salomonen noch mit schwarzer und roter Farbe.<sup>4)</sup>

Auch die Bewohner der Hebriden pflegen sich zu gewissen Zeiten mit roter, weisser und schwarzer Farbe zu bemalen.<sup>5)</sup>

Von den „Vitiern“ sagt Meinicke<sup>6)</sup>: „Sie bemalen sich das Gesicht schwarz, (besonders Krieger), rot oder weiss, in den mannigfaltigsten, oft höchst seltsamen und barocken Mustern.“

Oberlaender sagt von ihnen: „Bisweilen färben sich die Fidschi-Insulaner das Gesicht mit Ausnahme der Nase, die schwarz bleibt, scharlachrot, dann wieder teilt man es in viereckige Felder ab, die man rot und schwarz, oder schwarz, weiss

---

<sup>1)</sup> Dr. O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Begleitstücke aus der Südsee, in Annalen des K. K. naturhistorischen Museums, Wien 1888, Band III, Seite 305 ff.

<sup>2)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, Teil I, S. 145.

<sup>3)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, Teil I, S. 162. <sup>4)</sup> Ebendasselbst.

<sup>5)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, Teil I, S. 198.

<sup>6)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, Teil I, Seite 32.

und rot bemalt. Mancher färbt sich die eine Seite des Gesichts schwarz, die andere weiss, während ein Stutzer gelegentlich mit schwarzem Gesicht, weisser Nase, mit Augen, deren jedes mit einem scharlachroten Ring ummalt ist und mit einer Stirn, die einen weissen Halbmond zeigt, erscheint.<sup>1)</sup>

Die Männer von Rapanui bemalen ihren Körper rot, weiss und schwarz nach verschiedenen Mustern.<sup>2)</sup>

Bei den Eingeborenen von Blanche-Bai kommt zu den allgemein bei Naturvölkern bekannten und benützten Farben: Schwarz, Weiss und Rot noch Gelb und durch Importation Blau. Die am meisten benutzte Farbe ist Weiss: Akabang, so der aus Korallen gebrannte und pulverisierte Kalk, wie er zum Betel gegessen wird. Mit ihm machen sich die Männer weisse Striche ins Gesicht und mit Vorliebe einen breiten Längsstreif über Brust und Bauch. Schwarz, A Korrkorr = Trauer wird meist aus gebrannten Kokosnussschalen oder den Galibnüssen bereitet, aber man benutzt auch mineralische Stoffe (wahrscheinlich Mangan oder Eisen). Wie überall in Melanesien ist schwarz die Trauerfarbe, mit der man je nach der Wichtigkeit des Trauerfalles das Gesicht oder den ganzen Körper anstreicht. Die Männer malen häufig beide Seiten des Gesichtes mit verschiedenen Farben, oder teilen es in vier farbige Felder ein, was sehr hübsch kleidet. Schwarze Striche im Gesicht dienen ebenfalls als Zier, nicht als Trauerzeichen.<sup>3)</sup>

Bei den Bewohnern des Nordendes von Neu-Irland (das riffreiche Inselgebiet von der Steffenstrasse bis zur Insel Nusa und der entsprechenden Küste des Festlandes) ist Bemalen als Körperzier üblich. Ihr Farbenmaterial ist: Schwarz, Weiss, Rot und Ockergelb.<sup>4)</sup>

---

Wenden wir uns nun nach Amerika und betrachten die Körperbemalung der Eingeborenen, der sogenannten Indianer,

<sup>1)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, *Oceaniën*, Leipzig 1873, Teil II, S. 153.

<sup>2)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, *Die Inseln des stillen Oceans*, Leipzig 1876, Teil II, S. 231.

<sup>3)</sup> Dr. O. Finsch, *Ethnologische Erfahrungen und Begleitstücke aus der Südsee*, in *Annalen des K. K. Naturhistorischen Museums*, Wien 1888, Band III, Seite 95 ff.

<sup>4)</sup> Dr. O. Finsch, *Ethnologische Erfahrungen und Begleitstücke aus der Südsee* in *Annalen des K. K. Naturhistorischen Museums*, Wien 1888, Band III, Seite 128.

die wohl jedem Knaben schon als „Rothhäute“ bekannt sein dürften. Diese Bezeichnung rührt bekanntermassen nicht von ihrer Hautfarbe selbst her, sondern von ihrer Sucht, sich mit roter Farbe anzustreichen. Die rote Bemalung ist gleichsam die einzige Bekleidung der Indianer und es lassen sich zwei Arten derselben unterscheiden. Da ist zunächst der Onoto, von den Spaniern Achote, von den Kolonisten in Cayenne Rocou genannt. Es ist der Farbstoff, den man aus dem Fruchtfleisch der *Bixa orellana* auszieht. Wenn sie Onoto bereiten, werfen die indianischen Weiber die Samen der Pflanze in eine Kufe mit Wasser, peitschen das Wasser eine Stunde lang und lassen dann den Farbstoff, der lebhaft ziegelrot ist, absetzen. Das Wasser wird abgegossen, der Bodensatz herausgenommen, mit den Händen ausgedrückt, mit Schildkröteneieröl geknetet und runde, 3—4 Unzen schwere Kuchen daraus geformt. In Ermangelung von Schildkröteneiöl vermengen einige Nationen den Onoto mit Krokodilfett. Ein anderer, weit kostbarer Farbstoff wird aus einer Pflanze aus der Familie der Bignonien gewonnen, die Bonpland unter dem Namen *Bignonia Chica* bekannt gemacht hat.<sup>1)</sup>

Wohl nirgends wird die Bemalung in so ausgedehntem Masse betrieben, wie bei den Indianern des nördlichen Süd-Amerika. An den Kariben fiel sie schon Columbus auf.<sup>2)</sup>

Die gemeine Schminke der Otomaken ist der Onoto.<sup>3)</sup>

Weiter finden wir diese Sitte in Venezuela und zwar bei den Jaruros,<sup>4)</sup> in Guayana und in Ecuador, wo die Colorados (auf Deutsch die Roten), ein Stamm, der in Ländern, die von Spaniern oder Portugiesen erobert worden sind, vielfach vorkommt und der sich ebenso wie das Wort „redskin“ einfach nur auf die Körperbemalung bezieht, von Kopf bis zu Fuss ziegelrot angestrichen sind.<sup>5)</sup> Und so tief ist diese Sitte eingefleischt, dass nie eine Indianerin, selbst aus Niederlassungen, welche

---

<sup>1)</sup> Alexander von Humboldt, Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff, Stuttgart 1862, Band IV, S. 157 ff.

<sup>2)</sup> Prof. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig und Olmütz 1894, B. I, Seite 493.

<sup>3)</sup> <sup>4)</sup> Alexander von Humboldt, Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. In Deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff, Stuttgart 1862, Band III, S. 157 ff.

<sup>5)</sup> Wilhelm Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 10.

häufigen Verkehr mit Weissen haben, es unterlässt, ihr Gesicht mit roter Onotofarbe anzumalen, bevor sie mit anderen Leuten zusammentrifft. Diese Bemalung wird bald in Form eines breiten Bandes über Wangen und Nase, bald in 2 runden Flecken oberhalb der Augenbrauen angebracht.<sup>1)</sup>

Die Quichua und Ketschua von Ecuador schminken sich, indem sie mit dem roten Samen der Bixa einen Strich von Wange zu Wange quer über die Nase weg und andere über die Augenbrauen hin malen.<sup>2)</sup>

Die Arrawaken färben sich gerne den Leib ganz rot. Diese rote Orleanfarbe nennen sie Sirabulli und fertigen sie von der Frucht des Rokubaumes, den sie zu dem Zwecke in ihren Kossabefeldern anpflanzen. Die Frucht besteht in einer Schote von der Grösse einer Mandel, die noch in der Schale ist; sie hat auswendig weiche Stachel und öffnet sich gereift und getrocknet von selbst; man findet darin eine Anzahl Körner, die mit schönem zinnoberroten Saft umgeben sind. Die gesammelten Schoten werden ausgekörnt, die Körner in einer Schüssel ausgewaschen und das rote Wasser trocknet ein. Die Farbe mengen sie, um ihr mehr Körper zu geben, mit Patatenmehl und diese Farbenkugeln werden in den von Rohr geflochtenen Kästchen, Borudi, mit dem übrigen kleinen Gerät aufbewahrt und überall mitgeführt. Wollen sie sich färben, so wird die rote Farbe mit Kraböl gemengt und damit der ganze Leib vom Kopf bis zu den Füßen eingeschmiert. Zuweilen, besonders wenn sie zu Europäern gehen wollen, werden nur Hände und Füsse bestrichen, so dass es aussieht, als hätten sie rote Handschuhe und Halbstiefel an. Sie glauben übrigens, dass diese Farbe sie vor dem Einflusse der bösen Geister zu schützen vermöge.<sup>3)</sup>

In Brasilien sind es die Suya am unteren Schingu, die Bakairi und die Juri am Pureos, welche sich mit roter Farbe schminken und zwar bemalen sich die ersten gegenseitig den Rücken.<sup>4)</sup>

Die Bakairi streichen sich die Seiten der Stirn und des Gesichtes „knallziegelrot“ an.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Dr. Carl Sachs, Globus, Land 34, S. 333.

<sup>2)</sup> Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, Band III, S. 644 u. 600.

<sup>3)</sup> Gustav Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig 1843, II, 35 ff.

<sup>4)</sup> Von der Steinen, Durch Central-Brasilien, Leipzig 1886, S. 201 u. 219.

<sup>5)</sup> Von der Steinen, Durch Central-Brasilien, Leipzig 1886, S. 174.

Bei den Juri ist das erste Geschäft der Weiber, des Morgens die Kinder zu bemalen. Martins schildert den Vorgang folgendermassen: „Mehrere kleine Töpfe voll Rocou, mit dem Thran des Lamantin zu einer Salbe abgerieben, liefern das Material zu dieser Verzierung, die die Mütter oft stundenlang anbringen, bis endlich die ungestümen Forderungen der Männer sie zu einem anderen Geschäfte rufen. Aeltere Kinder bemalen sich selbst, wenn nicht ein anderes Glied der Familie dieser Toilette beisteht.<sup>1)</sup>

Ganz rot gefärbte Individuen sind nach Ehrenreich nichts seltenes bei den Borroro und Karaya. Die verwandte Farbe ist Urucu.<sup>2)</sup>

Bei den Peruanern kam die Bemalung mit roter Farbe in Anwendung, welche, wie es scheint, auf das Gesicht beschränkt war.<sup>3)</sup>

Bei den Payaguas bemalen sich nach Azara manche Frauenpersonen, die einen höheren Grad an Eitelkeit und Gefallsucht besitzen, das Gesicht, den Busen und die Schenkel und zeichnen sich eine Kette mit weiten Gelenken auf die ganze obere Seite des Armes von der Hand an bis auf die Schulter hinauf.<sup>4)</sup>

Im südlichen Südamerika huldigten derselben Sitte die Araucaner,<sup>5)</sup> die Patagonier<sup>6)</sup> und die Feuerländer;<sup>7)</sup> bei den Patagoniern war jedoch die Bemalung nur auf die Backen beschränkt.

In Mittelamerika finden wir die rote Farbe als Körperschmuck bei den Bewohnern der Goldgebiete östlich von Nicaragua; dort halten es die Frauen für schön, den ganzen Körper mit roter Farbe, welche mit Fett eingerieben wird, einzuschmieren.<sup>?)</sup>

In Nordamerika ist die Sitte lange nicht so ausgeprägt wie in Südamerika. Nur wenige Stämme malen sich noch rot an.

---

1) Joh. Bapt. v. Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. v. Martius, Reise in Brasilien in den Jahren 1817 bis 1820, München 1831, Teil III.

2) Dr. Paul Ehrenreich, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens, Braunschweig 1897, S. 79.

3) Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 10.

4) Don Felix von Azara, Reise nach Süd-Amerika. Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Berlin 1810, Band IV, S. 259.

5) Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 10.

6) Bougainville, Reise um die Welt, Leipzig 1772, S. 106.

7) Dr. Bruno Mierich in Petermanns Mitteilungen, 39. Band, Gotha 1893, Seite 30.

Allgemein finden wir sie nur bei den Fuchsindianern,<sup>1)</sup> den Dacotah, den Schwarzfüßern,<sup>1)</sup> den unbekehrten Indianern Kaliforniens,<sup>2)</sup> den Sakis,<sup>3)</sup> die das Gesicht, resp. den Leib, auch auf diese Weise schmücken.

Die Schwarzfüßer malen sogar ihre Pferde. Prinz Neuwied sah deren, die am Vorderkopfe mit roter Farbe bemalt waren; die Vorderblätter, Hinterschenkel und Beine waren mit Querstreifen zebraartig bezeichnet und an beiden Seiten des Rückgrates waren Figuren in Gestalt von Pfeilspitzen.<sup>4)</sup>

Die Osage-Indianer bemalen sich nach Stoll vor allen Kriegszügen. Dies ist die Todesmalerei: „Wenn ein Krieger in denselben stirbt, so wird er von den überlebenden nicht neu bemalt. Alle Gentes auf der Cheé-zhoo-Seite benützen Feuerfarbe, also Rot, welches sie mit der linken Hand über das ganze Gesicht verteilen.“<sup>5)</sup> Dagegen bemalen die Absaroka oder Krähen-Indianer nicht nur die Stirne.<sup>6)</sup>

Weiter ist die rote Farbe beobachtet worden bei den Totengebräuchen der Siux, Wah-Peton und Irokesen. Bei den ersteren Stämmen findet sie jedoch nur Anwendung bei den Frauen und Kindern. Die Krieger werden, wie wir später sehen werden, prächtiger geschmückt. Yarrow berichtet hierüber: „Before death the face of the person expected to die is often painted in a red color. When this is not done before death, it is done afterwards.“<sup>7)</sup>

Von den Irokesen giebt Potherie einen oberflächlichen Bericht: „Quand le malade est mort, on le met sur son séant, on oint ses cheveux et tout son corps d'huile d'animaux, on lui applique du vermillon sur le visage.“<sup>8)</sup>

1) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 71.

2) La Perouse, Entdeckungsreise in den Jahren 1785 bis 1788 im Magazin merkwürdiger Reisebeschreibungen, Berlin 1793, S. 375.

3) Gustav Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig 1843, II, 36.

4) Gustav Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig 184, II, 38.

5) Dr. Stoll, Das Ausland, München und Stuttgart 1884, S. 556.

6) W. J. Hoffmann, In das Ausland, 1884, S. 613.

7) Dr. H. C. Yarrow, In First annual report of the Bureau of Ethnology, Washington 1881, S. 107.

8) M. de la Potherie, First annual report of the Bureau of Ethnology, Washington 1881, S.140.

Endlich finden wir die rote Farbe noch als Schmuck bei den Indianermädchen von Süd-Kalifornien, die sich ihr Gesicht rot bemalen, wenn sie verliebt sind.<sup>1)</sup>

Nächst der roten erfreut sich die schwarze Farbe grosser Beliebtheit bei den Eingeborenen Amerikas, doch wurde sie meist nur in Verbindung mit der roten Farbe gesehen. Bei verschiedenen Stämmen benutzt man jedoch die schwarze Farbe allein zur Bemalung des Körpers und zwar in Südamerika bei den Arrawaken, doch nur bei ihren Lustbarkeiten, besonders wenn sie feierliche Tänze anstellen. Die Malerei besteht in allerlei Figuren, Schlangen, Vögel und andere Tiere darstellend. Die Farbe hält einige Tage, ehe sie vergeht; die Malerei wird von den Frauen mit grosser Sorgfalt gemacht;<sup>2)</sup> dann bei den Goajiras<sup>3)</sup>, den Aruacos,<sup>3)</sup> ferner bei den Botokuden<sup>4)</sup> und den Channel oder Chonos-Indianern Patagoniens<sup>5)</sup> und zwar erstreckt sie sich bei ihnen entweder über den Leib bis zum Ellenbogen und Knie oder nimmt des Leibes Halbscheid ein. Weiter bei den Bakairi und Yuruna in Brasilien<sup>6)</sup>, den Terenos<sup>7)</sup> und Cadivéos<sup>7)</sup> in Paraguay und endlich bei den Feuerländern.<sup>7)</sup>

Bei den nordamerikanischen Indianern spielt die schwarze Farbe eine grosse Rolle als Zeichen der Trauer um einen Verstorbenen. Yarrow sagt: „Men blacked the whole face for a period of ten days after a death in the family, while the women blacked only the cheeks. The faces of the children were blacked for three months and they are adhered to with as much tenacity as many of the professing Christians belonging to the evangelical churches adhere to their practices, which constitute mere forms, the intrinsic value of which can very reasonably be called in question.“<sup>8)</sup>

<sup>1)</sup> W. S. Hoffmann, Die Tätowirung und Gesichtsverzierung bei den nordamerikanischen Indianern, Ausland 1884 S. 612.

<sup>2)</sup> Gustav Klemm, Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig 1843, II, 35.

<sup>3)</sup> Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 13.

<sup>4)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 71, desgleichen bei: Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien, Frankfurt a. M., 1821, II, 11.

<sup>5)</sup> Das. Ausland, Stuttgart und München 1884, S. 236.

<sup>6)</sup> Von der Steinen, Durch Central-Brasilien, Leipzig 1886, S. 169.

<sup>7)</sup> Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 13.

<sup>8)</sup> Dr. H. C. Yarrow A further contribution to the study of of the mortuary customs of the Northamerican Indians, First annual report of the Bureau of Ethnology Washington 1881. S. 95.

Zum Schmuck scheint die schwarze Farbe in Nordamerika selten aufgelegt zu werden, fast immer hat sie eine tiefer liegende Bedeutung. Wir finden sie noch bei den Heidah, dann bei den Sacramento-Indianern im südlichen Oregon, von denen Wilkes berichtet: „Their face was usually painted . . . with a blue-black substance.“<sup>1)</sup>

Von den Dakotahs sagt Wuttke: Sie kehren nach Erbeutung eines Skalpes schwarz bemalt heim.“<sup>2)</sup>

Derselbe Autor erzählt, dass, wenn einem „Siuhindianer“ obliegt, eine Mordthat zu rächen, er mit geschwärztem Gesichte umhergeht. „Jeder sieht ihm dann an, dass er über Rachedanken brütet.“<sup>3)</sup>

Alsdann bemalen sich schwarz: Die Pueblos und die Modoc und endlich die Maya-Völker von Mittel-Amerika.<sup>4)</sup>

Ausser den beiden vorgenannten Farben kommen auch Bemalungen mit weisser, gelber und blauer Farbe vor.

Weiss bemalen sich die Omaha<sup>5)</sup> und die Kalifornier;<sup>6)</sup> gelb die Siuxindianer<sup>6)</sup> und zwar mit einem Ringe, den sie sich um das Auge machen, um sich, wenn sie auf freiem Felde übernachten, vor Kröten, Schlangen und anderem Getier zu sichern, und die Patagonier.<sup>7)</sup> Magelhon berichtet wenigstens von einem Patagonier, dessen Gesicht „rund herum“ mit gelber Farbe bemalt war und der um seine Augen einen ähnlichen gelben Strich und auf den Wangen zwei herzförmige Flecke hatte.

Blau endlich bemalen sich die Blakfoot-Indianer, die Sioux, die Mayas in Yukatan, die Pueblos, die Centralamerikaner und die Brasilianer.<sup>8)</sup>

Auffallend muss es erscheinen, dass fast alle Indianer, die sich weiss, gelb oder blau bemalen, zum Teil als schon mit roter oder schwarzer Farbe bemalt erwähnt wurden; ich glaube daraus schliessen zu dürfen, dass ein Bemalen mit diesen Farben

---

<sup>1)</sup> Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 153.

<sup>2)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 75 ff.

<sup>3)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 76.

<sup>4)</sup> Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 13.

<sup>5)</sup> Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 14.

<sup>6)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 77.

<sup>7)</sup> M. C. Sprengel, Beiträge zur Völker- und Länderkunde, Leipzig, IV. Teil, Seite 18.

<sup>8)</sup> Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 15.

nur dann stattfindet, wenn schon ein roter oder schwarzer Grund vorhanden ist.

Wir kommen nun zu den Stämmen, die für gewöhnlich zu ihrer Körperbemalung zwei oder mehrere Farben gebrauchen. Die beliebtesten sind auch hier wieder: Schwarz, Rot und Weiss.

Bemerkenswert ist, dass die Zusammenstellung von Schwarz und Rot in Nordamerika sehr selten vorkommt, nämlich nur bei den Schetima-Indianern, deren Gesichter vor einem Kriege mit diesen Farben bemalt werden<sup>1)</sup> und bei den Bewohnern der Königin Charlotte-Inseln.<sup>2)</sup>

Im nördlichen Südamerika bemerkte Appun bei den Guana-raunos am Orinoko, dass die Weiber sich sorgfältiger anmalen als die Männer, was um so auffälliger ist, als gewöhnlich die Weiber Besorger des Antünchegeschäftes sind und ihre Kinder sich und die Männer anfärben. Ihr Gesicht erhielt durch eine feine rote oder schwarze Linie, die sich von den Mundwinkeln nach den Wangen hinzog und in runden Verschlingungen endete, sowie durch einen roten Strich unter den Augenbrauen ein interessantes Aussehen.<sup>3)</sup>

Von den Oyampi sagt Ratzel, dass eine Rotfärbung des ganzen Körpers mit schwarzen Tupfen vorkommt, was an ein Jaguarfell erinnert; die Weiber ziehen 3 oder 4 feine schwarze Linien auf dem roten Grunde über Nase und Backen unter den Augen hin.<sup>4)</sup>

In Brasilien finden wir eine derartige Bemalung bei den Kamayura-Indianern, welche Ranke<sup>5)</sup> besuchte und bei den Borróró-Indianern, deren Totenfeste zu besuchen von der Steinen Gelegenheit hatte: „Um ein loderndes Reisigfeuer tanzte im Kreise eine Anzahl Männer in höchst groteskem Aufputz, mit grellroter Farbe den ganzen Körper beschmiert, schwarze Lackstreifen im Gesicht.“<sup>6)</sup>

---

<sup>1)</sup> Albert G. Gatschet, Das Ausland, Stuttgart und München 1884, Seite 585.

<sup>2)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Die Inseln der Südsee, Leipzig 1873, II, 117.

<sup>3)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 72.

<sup>4)</sup> Prof. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1894, Band I, S. 493.

<sup>5)</sup> Dr. Karl E. Ranke, Aus meinen Erlebnissen unter den Indianern Centralbrasilien, München 1897, S. 13.

<sup>6)</sup> Von der Steinen, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1888, S. 486 ff.

Ferner bemalen sich derartig die Maxurunas,<sup>1)</sup> welche ihre Stirne rot und schwarz bemalen und die Muras,<sup>2)</sup> von denen Martius sagt, dass sie am ganzen Körper mit roter und schwarzer Farbe bemalt sind.

Auch einzelne Botokuden pflegen sich dieser beiden Farben zum Schmucke zu bedienen und zwar gewinnen sie ihre Farben von dem in jenen Wäldern häufig wachsenden Urucu und von der Genipaba-Frucht. Die erstere giebt der Haut ein brennendes Gelbrot, aus der anderen erhält man ein sehr dauerndes Blauschwarz, welches 8–14 Tage auf der Haut sichtbar bleibt. Gewöhnlich streichen sie den ganzen Körper schwarz an, nur das Gesicht, die Vorderarme und Füße von den Waden abwärts ausgenommen; jedoch wird von den letzteren der bemalte Teil von dem unbemalten durch einen roten Streif abgesondert.<sup>3)</sup>

Wenn sie ins Gefecht ziehen, sind die Botokuden vollständig rot und schwarz bemalt.<sup>4)</sup>

Bei den Juri sah Prinz Maximilian alle Leute mit schwarzer Farbe bemalt in Form von Streifen auf Brust und Armen. Einige hatten noch rote runde Flecken auf Stirne und Backen.<sup>4)</sup>

Die Camacan-Indianer hatten sich nach Prinz Maximilian ein rotes Kreuz auf die Stirne gemalt und die Weiber dazu noch schwarze Linien in Halbkreisen zwischen den Brüsten, sowie andere ähnliche Striche am Körper und im Gesichte.<sup>5)</sup>

Die Bewohner der Königin-Charlotte-Inseln beschreiben sowohl Meinicke<sup>6)</sup> als auch Oberlaender<sup>7)</sup> als Leute, die ihren Körper mit Kokosöl salben und dann mit schwarzer und roter Farbe bemalen.

---

<sup>1)</sup> Dr. Joh. Bapt. Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. v. Martius, Reise in Brasilien, III. Teil, München 1831, S. 1188.

<sup>2)</sup> Dr. Joh. Bapt. Spix und Dr. Karl Friedr. Phil. v. Martius, Reise in Brasilien, III. Teil, München 1831, S. 1072.

<sup>3)</sup> Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien, Frankfurt a. M. 1821. Band II, S. 19.

<sup>4)</sup> Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien, Frankfurt a. M. 1821, I, 135.

<sup>5)</sup> Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien, Frankfurt a. M., 1821, II, 164, 214.

<sup>6)</sup> Prof. Dr. Karl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, Teil I, S. 175.

<sup>7)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, Teil II, S. 117.

Eine Verwendung von Rot und Gelb finden wir bei den Kaliforniern,<sup>1)</sup> die sich zu Freudenfesten den ganzen Leib damit bemalen und in Nordamerika bei den Comanches. Von diesen letzteren sagt Given: „The face of the deceased is painted with any colored paint they may have, mostly red and yellow, as I have observed.“<sup>2)</sup>

Die grösste Ausdehnung hat die schon vorher erwähnte Zusammenstellung der Farben Rot, Schwarz und Weiss. Wir finden sie im höchsten Norden von Nordamerika und an der Südküste von Südamerika und zwar dort bei den Feuerländern.<sup>3)</sup>

In Nordamerika werden diese 3 Farben verwandt bei den Eskimos und den Bewohnern des Nutka-Sundes. Von ihnen schreibt Cook: „Zwar ist schon ihr ganzer Leib mit Rot bemalt, allein zur Erhöhung ihrer Reize färben sie oft noch ausserdem das Gesicht mit schwarzer, brennend roter oder weisser Farbe. Zugleich bemalen sie die obere und untere Hälfte des Gesichtes und zwar so, dass die Pinselstriche oft wie frische Wunden aussehen.“<sup>4)</sup>

In der Gegend des „Schönwetter Caps“ bemalen sich die Männer Gesicht und Körper „auf eine fürchterliche Art mit Ocker, Russ und Bleierz, mit dem Tran des Seewolfs gemischt.“<sup>5)</sup>

Die Dakotahs malen meist ihr Gesicht rot, auf Mund und Kinn setzen sie einen schwarzen Punkt, um die Augen weisse Flecke oder aber auf jeden Backen weisse Kreise mit schwarzen Flecken.<sup>6)</sup> Aehnlich bemalen sich auch die Mandans, die Knistenos und die Chipeways.<sup>7)</sup>

Diesen 3 Farben fügen die Kuluschen noch Zinnober bei und malen damit unregelmässige Figuren auf ihre Gesichter.<sup>8)</sup>

---

<sup>1)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 74.

<sup>2)</sup> O. G. Given in Powell, first annual report of the Bureau of Ethnology, Washington 1881, S. 142.

<sup>3)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 71.

<sup>4)</sup> Cook III. Entdeckungsreise. Uebersetzt von G. Forster, Berlin 1788, Band II, S. 37 und Gustav Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig 1843, II, 349.

<sup>5)</sup> La Perouse, Entdeckungsreise in den Jahren 1785 bis 1788. Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Berlin 1799, S. 330.

<sup>6)</sup> Wuttke, Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 71 und Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig 1843, II, 38.

<sup>7)</sup> Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Leipzig 1834, II, 38.

<sup>8)</sup> Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 9.

Rote, gelbe und weisse Farbe finden wir an den Gesichtern der Arowaken.<sup>1)</sup>

Die Botokuden, welche Prinzessin Therese von Bayern<sup>2)</sup> sah, hatten ebenso wie die Mannspersonen am Prinz Williams-Sund in Alaska<sup>3)</sup> ihr Gesicht mit blauer, roter und schwarzer Farbe bemalt.

Endlich ist noch der Stamm der Cayapas zu erwähnen, von dem Wolf sagt, dass er der einzige ist, der sich „rein und unvermischt erhalten hat.“ Er lebt im Flussgebiet des Rio Santiago, nördlich von dem des Rio Esmeraldas, an dem Rio Cayapas und dessen Nebenflüssen und besonders am Onzola und Rio Grande.

Diese Leute sind von ziemlich heller gelblich-brauner Hautfarbe, welche aber unter der mannigfaltigen Bemalung selten rein zu Tage tritt. Ausser der schwarzen, blauen und weissen Farbe spielt besonders das grelle Rot des Achote (Bixa Orellana) eine grosse Rolle.“ Wolf sah sogar Individuen, „welche vom Kopf bis zu Fuss ganz mit dieser Farbe bestrichen waren.“<sup>4)</sup>

---

Gehen wir nun zu Europa über, so finden wir, dass hier die Sitte des Körperbemalens, abgesehen von dem schon in der Einleitung erwähnten Schminken und Pudern unserer Damen, nicht herrschend ist, gehen wir jedoch in die prähistorische Zeit zurück, so bemerken wir allenthalben Spuren davon, z. B. in alten Gräbern Italiens, oder in Belgien in der Höhle von la Blèche aux roches, oder in russischen Kurganen bei Smjela in Gouvernement Kiew, wo die ausgegrabenen Schädel durchweg mit einer roten Mineralfarbe bemalt waren, von welcher Stücke neben den Skeletten lagen.<sup>5)</sup>

Erst vor 3 Jahren machte Professor Emil Zuckerkandl dem österreichischen Verein für Volkskunde eine Mitteilung, die wichtig genug ist, auch an dieser Stelle angeführt zu werden. Es handelt sich hier um einen Brauch, der bis zum heutigen

---

1) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 72.

2) Therese, Prinzessin von Bayern, Meine Reise in die Brasilianischen Tropen, Berlin 1897, S. 298.

3) Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 15.

4) Dr. Theodor Wolf, Ueber das westliche Tiefland Ecuadors, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1892, S. 508.

5) Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 24.

Tage in Oberösterreich und Salzburg herrscht.<sup>1)</sup> Zuckerkandl fand die Sitte der Bemalung von Schädeln verstorbener Anverwandten, die im Beinhaus aufbewahrt werden, häufig in Oberösterreich und Salzburg vor; in Tirol ist sie nur im Beinhaus von Kössen, in der Nähe von St. Johann, beobachtet worden.

„Wegen des geringen Raumes der meisten ländlichen Friedhöfe jener Gegenden müssen etwa alle acht bis zehn Jahre Umgrabungen derselben erfolgen, wobei die bevorstehende Blosslegung der Skelettteile den Angehörigen gewöhnlich vorher angesagt wird, damit sie für die Reinigung, Bergung und Beisetzung der Knochen im Beinhaus Sorge tragen können. Bei diesem Anlasse wird dann manchemal der Schädel vom Ortstischler mit verschiedenartigen Zierraten und Emblemen bemalt. Am häufigsten ist der Blumen- oder Rosenkranz, der ganz in jenem Stile, wie auf den Alpen-Marterln und Leichenbrettern gehalten ist. Ein häufiges Motiv ist auch die Schlange, die sich um den Schädel windet und gewöhnlich aus einer Augenhöhle kriechend dargestellt wird. In Uebereinstimmung mit der üblichen Symbolik ist sie als Symbol des Todes aufzufassen. Wieder in anderen Fällen ist der Name des Verstorbenen in farbigen Buchstaben aufgemalt. Einen eigenartigen Fall fand Zuckerkandl in den Beinhäusern von Maria Wörth in Kärnten und Adriach in Steiermark. In jedem dieser Karner (landesüblicher Ausdruck für Knochenhaus) fand sich ein Schädel, der ganz mit Zahlen beschrieben war, die sich alle streng an die Ziffern 1 bis 90 hielten. Es ist höchst wahrscheinlich, dass es Lotterienummern sind, die man in der abergläubischen Meinung auf den Schädel schreibt, dass sie dann gezogen werden.“

Wenn nun dieses Verfahren in mancher Beziehung an das der Naturvölker erinnert — ich erwähne nur, dass die Wajaks die erbeuteten Schädel ihrer Feinde bemalen<sup>2)</sup> und wie die Neuseeländer Arabesken in dieselben einschneiden<sup>3)</sup> —, so möchte ich behaupten, dass die Ureuropäer einst der Sitte huldigten, ihre Körper zu bemalen.

---

<sup>1)</sup> Globus, Braunschweig 1895, 68. Band, S. 90.

<sup>2)</sup> Globus, Braunschweig 1895, 68. Band, S. 90.

<sup>3)</sup> Major-General Robley, Moko or Maori Tattooing, Mondon 1896, Seite 164.

Im Vorstehenden dürfte genügendes Beweismaterial dafür gebracht worden sein, dass die Sitte des Körperbemalens überall verbreitet ist. Mannigfaltig war der Zweck, den die Völker und Stämme damit verbanden, nicht minder mannigfaltig aber auch die Mittel, die ihnen zum Zweck verhalfen. Es sei nur erinnert an die Einreibungen der Buschmänner mit Asche und Fett, an die der Massai mit dem Miste —, der Kossowa mit dem Urin der Rinder und endlich an die Wagogo, die zu ihrer Toilette selbst menschlichen Urin nicht verschmähten.

Es bleibt jetzt nur noch die Frage zu beantworten übrig: Wie kamen die Leute dazu, sich zu bemalen?

Jedenfalls ist der Mensch durch Zufall auf diese eigentümliche Sitte gekommen. Sehr wahrscheinlich ist es, dass irgend ein Wilder auf die Jagd oder in den Kampf zog und mit blutbeflecktem Körper zu seinem Stamme zurückkehrte. Die Heldenthat erregte zunächst Bewunderung, der glückliche Jäger oder Besieger eines Feindes wurde gefeiert, und ist es erklärlich, dass er Nachahmer fand. Als Beispiel führe ich die Hualpais an und die Aethioper; von ersteren sagt Hoffmann: „Sie waschen sich, so oft sie ein Reh oder eine Antilope töten. Gesicht und Brust mit dem Blute der Tiere und fahren dann mit den gespreizten Fingern darüber hin, dass sie wie gestreift aussehen.“<sup>1)</sup>

Die nächste Folge war nun, dass die so besudelten Leute von ihren Stammesgenossen und besonders von ihren Stammesgenossinnen für schöner als die anderen gehalten wurden und diese beeilten sich wieder, den ersteren nicht nachzustehen. So mag es im Laufe der Zeit gekommen sein, dass bei manchen Völkern die Bemalung zu einer blossen Befriedigung der dem Menschen angeborenen Eitelkeit ausartete.

Eine andere Erklärung ist vielleicht die: Ein Glücklicher fand heraus, dass ein Beschmieren des Körpers mit Erde, der er zum besseren Halt Fett zusetzte, vorteilhaft gegen das Ungeziefer, das in heissen Ländern eine arge Plage ist, angewendet werden könne. Noch ein anderer fand vielleicht, dass eine derartige Schmutzkruste gegen die Kälte oder überhaupt gegen die Unbilden der Witterung schütze.

Sollte denn das Schamgefühl die Menschen nicht dazu getrieben haben, wenigstens gewisse Körperteile zu verhüllen?

---

<sup>1)</sup> W. J. Hoffmann, Das Ausland, 1886, S. 12.

Ich glaube nicht, denn die Sucht nach Schmuck ist älter als das Schamgefühl.

Wenn durch die Bemalung auch zuweilen Körperstellen, die das Schamgefühl erwecken könnten, bedeckt werden, so wird auch dies nicht etwa aus Scham gethan, sondern soll gerade das Gegentheil bezwecken. Die betreffende Stelle soll nämlich die Augen der jungen Leute aufmerksam machen auf die schönen Formen des betreffenden Mädchens oder Jünglings.

„Sehr wichtig ist es“, sagt Hellwald, „dass das Schamgefühl immer diejenige Stelle des Leibes gleichsam aufsuchte, welche nach dem allgemeinen Brauche einen gewissen Schmuck verlangte.“<sup>1)</sup>

Als die Sitte des Bemalens erst einmal allgemein wurde, sprach man den Farben eine gewisse Bedeutung zu. Gewisse Farben wurden nur zum Zeichen der Trauer, andere zum äusseren Zeichen der Freude, wieder andere nur dann aufgelegt, wenn man in den Krieg zog. Einige Völker brachten es in ihrer Eitelkeit so weit, dass man ihre Bemalung wohl als einen Ersatz für die Kleidung des Körpers ansehen kann.

Am Orinoco drückt man nach Humboldt die grösste Dürftigkeit mit den Worten aus: „Der Mensch ist so elend, dass er sich den Leib nicht einmal halb malen kann.“<sup>2)</sup>

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass bei gewissen Völkern der Bemalung eine Heilkraft zugesprochen wird.

Eine Abhandlung, die speciell diesen Fall betrifft, finden wir in einem Werke des Sanitätsrats Bartels in Berlin. Er weiss jedoch nicht zu sagen, ob wir in diesen Bemalungen eine Art der Weihung und Heiligung zu erkennen haben, oder ob sie den Dämon der Krankheit erschrecken sollen oder dazu bestimmt sind, ihm die Wege vorzuzeichnen, auf welchen er den Kranken verlassen soll.<sup>3)</sup>

Wie schon gesagt sind diese letzten Fälle nicht allgemein aufzufassen, sondern nur Ausnahmen. Stets spielt die Befriedigung

---

1) Frh. v. Hellwald, Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung, Leipzig 1888, S. 84.

2) Alexander von Humboldt, Reise in die Aequatorial-Gegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff, Stuttgart 1862, Band III, S. 160.

3) Sanitätsrat Dr. Max Bartels, Die Medizin der Naturvölker, Leipzig 1893, S. 197.

der Eitelkeit die grösste Rolle. Auch das praktische Einreiben zum Schutze gegen lästige Insekten und gegen die Unbilden der Witterung lässt fast immer einen Schimmer von Eitelkeit des so Beschmierten durchblicken, denn, wenn man es allein aus praktischen Gründen thun würde, wäre sicherlich kein Zusatz von rotem Thon oder Rothholz nötig. Wenn alles dieses jedoch noch nicht jeglichen Zweifel hinweggeräumt hat, so will ich doch nur an das Schminken und Pudern unserer Damen erinnern. Wenn sich diese das Gesicht und die übrigen von Kleidern entblössten Körperteile rot und weiss anmalen, thun sie das vielleicht nicht, um sich zu schmücken, oder um ihre natürlichen Reize zu erhöhen? Und weshalb sollten wilde und halbzivilisierte Wilde nicht auf denselben Gedanken gekommen sein, besitzen sie doch Eitelkeit in demselben Masse.

Die Mühe, die das Bemalen verursachte, stand mit der Dauerhaftigkeit nicht im Einklang, und so mögen die meisten Völker darauf gekommen sein, sich solidere Zeichen auf die Haut zu machen. Die Art und Weise, wie sie dabei zu Werke gingen, war verschieden, da sie abhängig von den Hilfsmitteln waren, die ihnen dazu zu Gebote standen, und so kam es, dass einige Völker ihre Körperverzierungen durch tiefe Einschnitte, andere durch Brandnarben und noch andere durch feine Punktierungen ausführten. Je grösser die Vollkommenheit ist, zu der ein Stamm seine Kunst gebracht hat, um so schöner ist sein Körperschmuck. Der Uebergang vom Körperbemalen zum Tätowiren muss schon in frühester Zeit stattgefunden haben, finden wir doch schon Angaben darüber bei den alten Juden im 3. Buch Moses, wo es unter XIX, 28 heisst:<sup>1)</sup>

וְשָׂרְמָ לְקַבֵּשׁ לֹא תִחַנְנוּ בְּבָשָׂרְכֶם | וְכִתְבוּתָ קִקְלֵט לֹא  
תִחַנְנוּ בְּכֶם אָנֹכִי ה' :

Luther übersetzt die Stelle: „Ihr sollt kein Mal um eines Toten willen an eurem Leibe reissen, noch Buchstaben an Euch pfeetzen; denn ich bin der Herr.“<sup>2)</sup> Ein ähnliches Verbot finden wir 3. Buch Mose XXI, das die Verordnungen der Priester enthält. Unter 5 heisst es: Sie sollen auch keine Platte machen

<sup>1)</sup> Nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Rabbiner Dr. Auerbach in Elberfeld.

<sup>2)</sup> Die Bibel nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers Nürnberg 1851, S. 129.

auf ihrem Haupte, noch ihren Bart abscheren und an ihrem Leib kein Mal pftetzen. Ferner im 5. Buch Mose XIV, 1: „Ihr sollt euch nicht Male stechen . . . über einen Toten.

In Genesis IV, 15, finden wir: „Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, dass ihn nicht jemand töte, der ihn fände.“ In Ezechiel IX, 4 und 6, in der Vision, welche die Zerstörung Jerusalems wegen seines Götzendienstes vorhersieht, heisst es, ein Merkzeichen sei den Männern auf die Stirne gesetzt worden, die Jahwe treu bleiben, damit sie geschont werden mögen, wenn man die Götzendiener richtet, insgesamt Alt und Jung, Jungfrauen und kleine Kinder und Frauen und dies ohne Schonung oder Mitleid. Im Briefe an die Galater, VI, 17, sagt der heilige Paulus: „Denn auf meinem Körper trage ich die Wundmahle des Herrn Jesus; und in der Offenbarung des heil. Johannes XIII, 16, XIV, 9, 11 etc. haben wir häufig Beziehungen auf das Zeichen des Tieres und auf das Zeichen derjenigen, die das Tier überwunden. Hier findet sich stets das Wort: *χάραγμα*, „ein eingraviertes oder aufgedrücktes Zeichen.“<sup>1)</sup>

Von den griechischen Schriftstellern erwähnt schon Herodot das Tätowiren. Er sagt von den Hauptstämmen der Thracer: *τὸ μὲν ἐστὶ χθαί εὐγενὲς κέκριται, τὸ δ' ἄστικτον ἀγενές.*<sup>2)</sup>

Weiter finden wir Angaben hierüber bei Herodian. Die Stelle lautet: *τὰ δὲ σώματα στίζονται γραφαῖς ποικίλων ζώων παντοδαπῶν εἰκοσιν, ὅθεν οὐδ' ἀμφιέννυνται, ἵνα μὴ σκέπωσι τοῦ σώματος τὰς γραφάς.*<sup>3)</sup>

Von den gemästeten Kindern der griechischen Bundesgenossen in der Nähe des Mosynocken-Landes sagt Xenophon: *ποικίλους δὲ τὰ νῶτα κατὰ ἔμπροσθεν πάντα ἐστιγμένους ἀνδέρμια.*<sup>4)</sup>

Von den Britanniern erzählt Caesar: „Omnes vero se Britanni vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem, atque hoc horridiores sunt in pugna aspectu.“<sup>5)</sup>

Die roheste Art der Tätowirung hat sich bis in die neueste Zeit den Australiern erhalten. Sie schmücken sich mit geraden, parallelen oder sich kreuzenden Linien, oder mit Winkeln. Sie

---

<sup>1)</sup> Monographien, herausgegeben vom k. k. österreich. Handels-Museum, Wien 1895, S. 12.

<sup>2)</sup> Herodot, V, 6.

<sup>3)</sup> Herodian, III, 14.

<sup>4)</sup> Xenophon, Anabasis, I, 4.

<sup>5)</sup> Gaius Julius Caesar, de bello Gallico, V, 14.

haben keine Vorstellung vom Vieleck oder von Spirallinien, gerade so wenig verstehen sie sich auf eine symmetrische Anlage ihrer Zeichen.<sup>1)</sup>

Semon berichtet von ihnen: „Statt der zierlichen Muster, die man in Neu-Guinea als Schmuck, besonders der Frauen und Mädchen, in die Haut tätowirt, findet man in Australien eine Anzahl paralleler, tiefer und langer Narben auf Brust und Rücken, die roheste Art der Tätowirung, die überhaupt bekannt ist.“<sup>2)</sup>

Sie findet sich, vereinzelte Stämme ausgenommen, auf dem ganzen Kontinente. Manche Völker verknüpfen mit ihr die Mannbarkeitserklärung. Dies ist der Fall bei den Eingeborenen des westlichen und südlichen Australien, wo die ganze Ceremonie „Wily al Kanye“ heisst und wo den Jünglingen breite, zolltiefe Schnitte von der Schulter bis zum Gürtel beigebracht werden.<sup>3)</sup>

Bei den Frauen von Murray ist die einzige wichtige Handlung das „Abschrappen“ des Rückens. Diese Prozedur findet statt, sobald ein Mädchen erwachsen ist und muss äusserst schmerzhaft sein. Das junge Frauenzimmer kniet nieder und legt ihren Kopf zwischen die Knie einer alten starken Frau, und der Operateur — es ist immer ein alter Mann — macht reihenweise von der rechten zur linken Seite quer über den Rücken bis dicht an die Schulter lange tiefe Einschnitte in das Fleisch.“ Die jungen Burschen müssen sich einem ähnlichen Gebrauche unterwerfen, ehe sie als Männer geachtet werden.<sup>4)</sup>

In den westlichen und südlichen Gegenden Australiens wird die Einführungszeremonie mit dem Knaben in dessen 12. Lebensjahr vorgenommen. Ein Mann bezeichnet alsdann die Stellen, auf welchen die Tätowirung stattfinden soll. Dann macht der Pate dem Knaben einen tiefen Einschnitt in den Nacken und bringt ihm breite, zolltiefe Wunden von der Schulter bis zu den Hüften bei.<sup>5)</sup>

---

<sup>1)</sup> Scientific American 78, Nr. 17.

<sup>2)</sup> Richard Semon, Im australischen Busch, Leipzig 1896, S. 233.

<sup>3)</sup> Dr. H. Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Berlin 1882, Band I, S. 336.

<sup>4)</sup> Sir John Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit. Uebersetzt von A. Passow, Jena 1874, Band II, S. 149.

<sup>5)</sup> Dr. H. Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Berlin 1882, Band II, S. 146.

Bei anderen Völkern wird die Prozedur des Narbenzeichnens von 2 jungen Männern ausgeführt und zwar machen sie dem mannbar gewordenen Jünglinge 6–12 Einschnitte auf Nacken und Schultern, auf welche der Eingeborene stets mit einem gewissen Stolze zeigt. Bis sie aber heilen, muss der junge Mann sich fern vom Lager halten.<sup>1)</sup>

Ebenso wie bei den Eingeborenen von Sidney herrscht bei denen von König-Georgs-Sund die Sitte, sich Einschnitte in den Körper zu machen, die erhabene Narben zurücklassen. Vorzüglich sieht man sie auf den Schultern und in den Seiten. Sie bezeichnen ehrenvolle Auszeichnungen und dienen zugleich als Stammeszeichen.<sup>2)</sup> Gerstäcker macht hierüber folgende Angaben: „Nachdem die Knaben etwa im 14. Jahre der Beschneidung mit einer Reihe von Bräuchen unterworfen worden waren, wird etwa mit dem 20. Jahre der 4. Altersgrad angetreten, welcher Wily-ana heisst. Seine Auszeichnung besteht darin, dass dem jungen Manne Rücken, Schultern, Brust und Arme tätowirt werden. Ngulta wird er dabei während der Operation genannt. Jellam bombatta, wenn die Wunden zu eitern anfangen, Tarkanje, wenn sie gerade geheilt sind, Mangkawitja, wenn sich die Einschnitte zu heben anfangen und Bartanna, wenn sie ihren höchsten Punkt, jetzt eine Zierde des vollen Mannes, erreicht haben.“<sup>3)</sup>

Auch an der Haifischbai werden nur Erwachsene für würdig gehalten, Stammesnarben zu tragen.<sup>4)</sup>

Am Port Vincent waren die Narben wulstig hervorragend und standen auf dem Bauche in mehreren Reihen.<sup>5)</sup>

Reichlicher trug man sie im Osten; es wurden auch hier

---

<sup>1)</sup> Dr. H. Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Berlin 1882, Band II, S. 421.

<sup>2)</sup> Scott Nind, Das Ausland, München 1832, II. Teil, S. 821. Ferner Das Ausland 1831, Teil I, S. 647 und Waitz-Gerland, Leipzig 1872, Teil VI, S. 735.

<sup>3)</sup> Gerstäcker bei Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, Seite 84.

<sup>4)</sup> Dr. Theodor Waitz und Dr. Georg Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, Teil VI, S. 739.

<sup>5)</sup> Dr. Theodor Waitz und Dr. Georg Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, Teil VI, S. 739 f.

Brust und Schultern bevorzugt, doch fanden sie sich auch an Kopf und Fuss vor.<sup>1)</sup>

Im Norden und Nordwesten waren die Narben sehr zahlreich. Man trug sie an Schultern, Brust, Bauch, am Hinteren und am Schenkel. Man reibt hier, um die Narben dauernd zu machen, den Saft einer besonderen Pflanze in die Wunde ein. Die Muster sind verschieden bei den Männern, welche indess häufig eine besonders dicke Narbe auf der Schulter haben, in Nachahmung der Torresinsulaner; die Weiber haben meist nur hufeisenförmige Striche über den Hüften.<sup>2)</sup>

Eine ganz andere Bedeutung hat die Sitte, sich Einschnitte in den Körper zu machen, nach Andree in Queensland. Dort bringen sich beim Tode eines Kindes die Väter solche an den Beinen, die Mütter am ganzen Körper als Trauerzeichen bei.<sup>3)</sup>

Die Tasmanier haben die Art des Anbringens ihrer Hautnarben von den Neuholländern entnommen. Sie sind symmetrisch geordnet und stellen bei den Weibern Halbkreise, die namentlich auf dem Bauche getragen werden, vor.<sup>4)</sup>

Die Instrumente, die zum Erzeugen der Narben von den Australiern und Tasmaniern verwendet werden, sind natürlich sehr primitiver Art, und zwar benutzen sie scharfe Muscheln oder Steine, meist Quarz. Diese Instrumente gelten als heilig und dürfen von den Weibern nie, von den Jünglingen erst nach der letzten Tätowirung betrachtet werden.<sup>5)</sup>

Der Name für die Einschnitte selbst lautet Manka.<sup>6)</sup>

Natürlich finden wir die Sitte, sich Einschnitte in die Haut zu machen, auch in Afrika wieder, wo sie sich grosser Beliebtheit erfreut und nur sehr wenige Stämme eine Ausnahme machen. Auch hier dient sie in den meisten Fällen zur blossen Befriedigung der Sucht nach Schmuck, und folgt dann fast immer ein jedes Individuum bei der Herstellung seiner eigenen Phantasie.

---

<sup>1,2)</sup> Dr. Theodor Waitz und Dr. Georg Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, Teil VI, S. 739 ff.

<sup>3)</sup> Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878, S. 148.

<sup>4)</sup> Dr. Theodor Waitz und Georg Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, VI., S. 812.

<sup>5)</sup> Prof. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1894, Band I, S. 349.

<sup>6)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 85.

Da sind zunächst die Weiber der Sierra Leoneküste, welche sich Figuren auf Brust, Rücken und Unterleib schneiden.<sup>1)</sup>

Schön sind die Tätowirungen auch im Dagomba- und Grussi-Gebiet. Bestimmte Stammestätowirungen existieren nicht. Es giebt Banjaueleute mit Grussitätowirung und umgekehrt, Grussileute mit Banjauetätowirung. In vielen Gegenden von Ewe findet Tätowirung nicht mehr statt.<sup>2)</sup>

Von den Adeliweibern berichtet Büttner: „Eine beliebte Mode ist es, zur Verschönerung des Gesichtes einige Schnitte unter dem Auge herzustellen. Uebrigens sind diese Hautschnitte nichts weniger als charakteristisch und feststehend, sondern sie werden nach grösster Willkür bald flach, bald wulstig, bald längs, bald quer, gerade oder gebogen, einfach oder zu Mustern zusammengestellt, sowohl auf der Stirn, den Wangen, der Brust, dem Rücken und dem Bauch angebracht.“<sup>3)</sup>

Die Atakpame-Frauen sind mit weniger zahlreichen Marken ausgestattet wie die Adeli-Frauen, die Marken selbst unterscheiden sich jedoch wenig.<sup>4)</sup>

Die Weiber von Kebu haben kurze, senkrechte Striche, wie es scheint, zu je 3 an Stirn, Schläfen Hals und Brust sowie radiär gestellte Striche um den Nabel.<sup>5)</sup>

Bei dem Evhestamme, d. h. bei den Männern, kommen Narbentätowirungen nur dann vor, wenn sie als einziger Knabe den Eltern zurückgeblieben sind. Es wird ihnen dann gewissermassen eine Schutzmarke auf der rechten Wange unterhalb des Jochbogens eingeschnitten. Sie besteht aus einem kleinen, ungefähr 2 cm. langen Querschnitt, der nicht gefärbt wird.<sup>6)</sup> (Tätowirung der Ehefrauen siehe S. 71.)

---

<sup>1)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift. Leipzig 1872, S. 117 und Silo Meinrad Havier Golberry, Reise durch das westliche Afrika, übersetzt von I. A. Bergk, Leipzig 1803, II, 288.

<sup>2)</sup> Hauptmann v. François, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1888, S. 163.

<sup>3)</sup> Dr. R. Büttner, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1893, S. 242.

<sup>4)</sup> L. Conradt, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1894, S. 185.

<sup>5)</sup> Rudolf Virchow, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1891, S. 48.

<sup>6)</sup> Heinrich Klose, Togo, Berlin 1899, S. 250.

Eine grosse Mannigfaltigkeit zeigen die Schmucknarben bei den Abeokutos. Von ihnen erzählt Burton: „Die Verschiedenheit der Tätowirungen und Verzierungen bereitete dem Fremden durch ihre unübersehbare Mannigfaltigkeit bedeutende Schwierigkeiten. Die Muster auf der Haut variierten in jeder Richtung von den verschwindend kleinen Punkten an bis zu den grossen Narben und breiten Flächen, die das Ansehen von gekochtem Fleisch hatten. Da sah man alle nur denkbaren Figuren, z. B. Schildkröten, Alligatoren, die beliebte Eidechse, Sterne, konzentrische Kreise, rautenförmige Striche, gerade Linien, Umrandungen, geronnene Blutstropfen und hochstehende Narben, die das Ansehen von Brandwunden hatten und stets offen gehalten wurden, damit man Fetisch-Heilmittel zur Vertreibung der bösen Einflüsse hineinzuthun vermöge.“<sup>1)</sup>

Die Männer des Königreichs Nyfe, oder Nupe tätowiren sich im Gesicht und an vielen anderen Stellen des Körpers durch eine Menge feiner Einschnitte.<sup>2)</sup>

Bei den Banyang findet bei beiden Geschlechtern Tätowirung statt, und die Arabesken sind oft sehr schön und zahlreich. Bevorzugte Stellen sind Oberarm, Schultern, Rücken und Bauch, hier oft bis zu den empfindlichsten Stellen sich fortsetzend. Die Tätowirung selbst wird durch erhabene, 3 bis 4 cm. längliche Narben erzielt.“<sup>3)</sup>

Die Bewohner von Bwea tätowiren sich auf die mannigfachste Weise im Gesichte und auf dem Körper.<sup>4)</sup>

Die früher ganz allgemein verbreitete Tätowirung bei dem Volke der Klein-Batanga kommt namentlich für die Gesichter mit jeder Generation mehr in Abnahme.<sup>5)</sup>

Von Wadai sagt Ratzel: „Die Männer Wadawi's ziehen sich vermittels Schröpfung 2 Beulen auf, worauf sie dann eine Menge vertikaler Striche anbringen.“<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> Capitän Burton bei Sir John Lubbock. Uebersetzt von A. Passow. Jena 1875, S. 49.

<sup>2)</sup> Gerhard Rohlfs, Quer durch Afrika, Leipzig 1875, Band II, S. 248

<sup>3)</sup> Eugen Zintgraff, Nord-Kamerun, Berlin 1895, S. 120.

<sup>4)</sup> Dr. Preuss, Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Berlin 1891, S. 132.

<sup>5)</sup> Hugo Zöllner, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, Berlin und Stuttgart 1885, III, 28.

<sup>6)</sup> Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, III, 319.

Von den Leuten in Latuka berichtet Stuhlmann: „Verzierung der Haut durch Narben, die durch Einschnitte erzeugt werden, ist überall gebräuchlich, und besonders findet man häufig Frauen, deren Vorderkörper und Arme vom Hals bis zum Nabel, vollständig mit unregelmässigen Mustern, oft fingerdicken Narben bedeckt sind. Narben oder Einschnitte als Namenszeichen kennt man jedoch nicht.“<sup>1)</sup>

Bei den Schilluk und Tilbe bezeichnen nach Ratzel strahlenförmige oder parallele Narbenlinien auf Stirn oder Wangen den Verlust naher Angehörigen.<sup>2)</sup>

Bei den Oscheba sind Tätowirungen auf Brust, Armen und Rücken sehr allgemein; oft sind sie von wunderbarer Schönheit der Zeichnung; die zierlichsten und regelmässigten Figuren, Kränze, Sterne u. s. w. sind auf der Haut in Reihen oder kreisförmig eingeschnitten, bei Frauen sowohl wie bei Männern und man ist sehr stolz auf diese Art Schmuck.<sup>3)</sup>

In Bayaka kommt Tätowirung sowohl bei Frauen wie bei Männern vor, wobei das Hautrelief der in die Haut eingeschnittenen Figuren auffällt.<sup>4)</sup>

In Mayombe, sagt Güssfeld, ist die Sitte des Tätowirens beim weiblichen Geschlechte sehr beliebt und weit verbreitet. „Meist werden schön geometrische Figuren eingeschnitten, die symmetrisch auf beiden Seiten des Nabels angebracht sind und sich oft bis zu den Brüsten hinziehen. Die Männer sind frei von dieser mit vielen Schmerzen erkaufte Eitelkeit; zwar ist auch ihre Haut vielfach mit Narben bedeckt, diese rühren aber von häufig vorgenommenen Schröpfungen her.“<sup>5)</sup>

Bei den Bakunya sah Güssfeld die Tätowirung auf Bauch und Brust oft bis zu den Schultern und Oberarmen erweitert.<sup>6)</sup>

Auch bei sämtlichen Bafiotstämmen ist eine Tätowirung des Körpers im Gebrauch. „Sie besteht“, sagt Chavanne, „aus kleinen,  $\frac{1}{2}$  bis 1 cm. langen zahlreichen Incisionen, deren Narben bei beiden Geschlechtern Brust, Schultern, Rücken und Bauch be-

<sup>1)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin 1894, S. 798.

<sup>2)</sup> Prof. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig und Wien, 1894, I, 96.

<sup>3)</sup> Oscar Lenz, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Berlin 1876, S. 232.

<sup>4)</sup> Paul Güssfeld, Die Loango Expedition, Abteilung I, Leipzig 1879, S. 199.

<sup>5)</sup> Paul Güssfeld, Die Loango-Expedition, Abteilung I, Leipzig 1879, S. 107.

<sup>6)</sup> Paul Güssfeld, Die Loango-Expedition, Abteilung I, Leipzig 1879, S. 171.

decken und entweder in parallelen Reihen symmetrisch oder nach einfachen Mustern in Rosetten, Bändern u. s. w. angeordnet sind. Die kompliziertesten und reichsten Zeichnungen fand ich, so fährt er fort, bei den Frauen am Zomboplateau, deren Bauch und Rücken sowie Brustfläche an der Basis der Büsten mit verschlungenen Arabesken, aus einer Anzahl  $\frac{1}{4}$  cm. grosser wulstiger Narben bestehend, bedeckt waren. Diese Tätowirung, welche bei Knaben im Alter von 6 bis 7 Jahren, bei Mädchen einige Jahre vor Eintritt der Pubertät mit einem einfachen Muster ausgeführt wird, soll den Körper nur vor Einflüssen böser Fetische schützen und allenfalls ein gesundheitsfördernder Aderlass sein.<sup>1)</sup>

Die Wabari und Bateke-Weiber haben oft eine hübsche Rückentätowirung, welche anscheinend nur von Frauen und Töchtern der Dorfhäuptlinge getragen wird; die Tätowirung der Bangala-Weiber ist in origineller Weise über den ganzen Körper verbreitet.<sup>2)</sup>

In Difunda, Songo und Kioko kommt die Tätowirung ebenfalls häufiger bei den Weibern als bei den Männern vor. Jene lieben es, sich hauptsächlich auf Brust und Bauch viereckige oder andere Figuren zu tätowiren.<sup>3)</sup>

In Angola und Benguela ist der Gebrauch, sich Hautnarben zu machen, allgemein.<sup>4)</sup>

In Loango lassen sich wohlhabende junge Mädchen sehr hübsche regelmässige Muster von Brust bis Nabelgend einschneiden.

Andere, bei beiden Geschlechtern häufig zu beobachtende unregelmässige Narben sind infolge des beliebten Schröpfens entstanden.<sup>5)</sup>

Die Tätowirung der Bongofrauen ist meist auf den Oberarm beschränkt; „Zickzacklinien, Parallelstrichelung, Punktreihen, oft en relief ausgeführt durch Erzeugung von wildem Fleisch nach vollendeter Operation, wechseln mit einander ab, und die verschiedensten Kombinationen, welche diese 3 Grundformen der

---

1) Dr. Josef Chavanne, Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate, Jena 1887, S. 386.

2) Mense, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1887, S. 628.

3) Dr. Paul Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, Berlin 1880, S. 97.

4) Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1860, II, Seite 25.

5) Pechuel-Loesche, mündliche Mitteilung.

Tätowirung bilden, stellen das Muster dar, welches zur individuellen Charakterisierung dienen soll.“ Bei den Männern ist die Art der Tätowirung sehr verschieden, bei manchen sah Schweinfurth sie gänzlich fehlen. Die Linien verlaufen gewöhnlich über Brust und Bauch auf der einen Seite des Körpers, dann sind sie wieder auf den einen Oberarm beschränkt; schliesslich kann sogar der Nacken und die Schulterblattseite tätowirt sein.<sup>1)</sup>

Die Tätowirungen der Bassongo-Mino beschränken sich nach Wissmann im allgemeinen auf den Unterleib. Gewöhnlich war derselbe durch 8 unter einander befindlichen Reihen zu je 10 erhabenen Punkten verziert. Seltener sah man kleine Vertikal- und Horizontalstriche.<sup>2)</sup>

Von den Baqua-Lukalla-Männern sagt Wissmann: „Lange Tätowirungsstriche auf Brust und rings um den gefärbten Nabel zeigten ihren völlig verschiedenen Geschmack von den anderen Baschilange.“<sup>3)</sup>

Beide Geschlechter Tschimbundu's sind malerisch tätowirt, die Figuren sind verschieden nach dem Lebensalter der Leute; während ältere Leute vorzugsweise wenige grosse, meist winkelige Zeichnungen auf ihrer Haut aufweisen, hat die jüngere Generation vorzugsweise runde, arabeskenartige, die oft mit grosser Kunst ausgeführt sind und in ihrer Mannigfaltigkeit an die tätowirten Neuseeländer erinnern.<sup>4)</sup>

Von den Monbuttu sagt Schweinfurth: „Tätowirte Figuren laufen bandartig in der Richtung der Achseln über Brust und Rücken der Weiber, um individuelle Unterschiedsmerkmale abzugeben.“<sup>5)</sup>

Junker betont, dass besonders Brust und Bauch und selten das Gesicht der Monbuttu mit mannigfaltigsten Mustern tätowirt sind.<sup>6)</sup>

Von den Wakusu berichtet Wissmann: „Die Weiber sind mit kleinen, strahlenförmig angeordneten Strichen, die in aufge-

---

<sup>1)</sup> Dr. Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Leipzig 1874, I, S. 326.

<sup>2)</sup> Hermann Wissmann, Die Erforschung des Kassai, Leipzig 1888, S. 377.

<sup>3)</sup> Hermann Wissmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, Berlin 1889, S. 116.

<sup>4)</sup> Hermann Wissmann, Die Erforschung des Kassai, Leipzig 1888, S. 59.

<sup>5)</sup> Dr. Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Leipzig 1874, II, 112.

<sup>6)</sup> Dr. Wilhelm Junker, Reisen in Afrika, Wien und Olmütz 1890, II, 306.

laufenen, blasenartigen Narben bestehen, auf dem Bauch und in der Verlängerung des Rückens tätowirt.“<sup>1)</sup>

Eine Schmuckweise, die häufig im Marutse-Reiche vorkommt, besteht, wie Holub sagt, in einfachen Tätowirungen an der vorderen Thoraxwand und an der Abdominalfläche. „Die Einschnitte sind im Verhältnis zu ihrer Kürze, 7 mm bis 1 cm, 2—3 mm breit und repräsentieren einfache symmetrische oder unsymmetrische geometrische Figuren, sowie leicht darzustellende Objekte, doch auch Tiere und sogar Reiter. Die Ausführung ist jedoch eine sehr mangelhafte, erinnert uns sehr an die eingemeisselten Objekte, die wir südlich von Vaal als Buschmann-Arbeit an Felsenabhängen und glatten steilen Felsblöcken vorfinden. Die Einschlagspuren, aus denen die Zeichnungen bestehen, ähneln den klaffenden Schnitten nicht wenig, ebenso das Wesen der Figuren selbst; doch wie die gemalten Zeichnungen, welche die eigentlichen Buschmänner in den Kap-Kolonie-Höhlen ausgeführt haben, diese Steinausmeisselungen bei weitem übertreffen, so finden wir ein gleiches Verhältnis zwischen den Tätowirungen bei den Stämmen des Marutse-Reiches und den eingebrennten Zeichnungen, die sie auf ihren Holzarbeiten, Kalebassen etc. anbringen. Es tätowiren sich Männer, sowohl wie Frauen, ja sogar Mädchen, von diesen manche ringförmig um die Augen.“<sup>2)</sup>

Die Frauen von Tigre und ebenso einige Männer in der Hauptstadt tätowiren sich nach Waitz nach einer vielleicht aus Amhara stammenden Mode fast am ganzen Körper mit ringförmigen und gezackten hübschen Figuren<sup>3)</sup>.

Die Männer der Dónjiro verzieren ihren Körper durch Tätowirung mit erhabenen Narben von der Grösse einer Bohne.<sup>4)</sup>

Bei den Frauen von Turkana, oder Elgume sind Tätowirungen auf dem Bauche, bei den Männern auf einer oder

---

<sup>1)</sup> Hermann Wissmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, Berlin 1889, S. 171.

<sup>2)</sup> Dr. Emil Holub, Eine Kulturskizze des Marutse-Mambrundo-Reiches, Wien 1879, S. 157 ff.

<sup>3)</sup> Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1860, II, 503.

<sup>4)</sup> L. von Höhnel, Zum Rudolph- und Stephani-See. Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki in Ost-Aequatorial-Afrika, Wien 1892, S. 694.

beiden Schultern häufig. Sie bestehen in erhabenen Narbenbildungen, welche in parallelen Kurven angeordnet sind.<sup>1)</sup>

Von den A-lur sagt Stuhlmann: „Verschönerungen des Gesichtes werden von den A-lur dadurch vorgenommen, dass auf der Stirn einige von der Glabella ausstrahlende Einschnitte und zwischen Ohr und Auge einige im Augenwinkel zusammenlaufende Narben gemacht werden. Schnitte auf den Wangen sind nur da üblich, wo längerer Verkehr mit Fremden stattgefunden hat. Einige Individuen machen sich unregelmässige Schnitte auf den Oberarmen und Schultern, andere wieder machen sich auf den Bauch 2 senkrechte und 2 wagerechte Doppellinien und seitlich von diesen gelegene grosse Dreieckszeichnungen. Noch andere tätowiren sich überhaupt nicht.“<sup>2)</sup>

Die Tätowirung der Wáwira besteht in Einschnitten auf Brust und Bauch, meistens eine je senkrecht verlaufende Bahn von 3—5 Reihen kleiner Wulstnarben jederseits des Nabels. Manchmal sieht man auch eine liegende Kreuzzeichnung auf dem Bauch, auch wohl Reihen von kleinen Schnitten auf dem Oberarm. Seltener sind grosse Wulstnarben.<sup>3)</sup>

Viele Leute der Waholi haben nach Stuhlmann eine Tätowirung von dicken Kreuznarben auf den Oberarmen, manchmal auch eine solche von feinen Punktlinien auf dem Bauch.<sup>4)</sup>

Von den Wakóndjo berichtet Stuhlmann, dass ihre Tätowirung aus unregelmässig verteilten kurzen Schnitten auf Brust und Oberarm bestehe. Auch dick aufliegende ovale Narben sollen vorkommen. Sollte nach der Operation eine Entzündung entstehen, so sucht ein Zauberer durch Blutentziehung diese zu heben.<sup>5)</sup>

Bei den Bewohnern des Ortes Vitshúmbi findet man als Tätowirung auf dem Oberarm und auf der Brust unregelmässig

<sup>1)</sup> Ludwig Ritter von Höhnelt, Zum Rudolph- und Stefani-See, Die Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki in Ost-Aequatorial-Afrika, Wien 1892, Seite 725.

<sup>2)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin 1894, S. 432.

<sup>3)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin 1894, S. 380.

<sup>4)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin 1894, S. 639.

<sup>5)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin 1894, S. 654.

zerstreute, 1--1½ cm lange Einschnitte, hier und da kann man auch die Tätowirung der Wahúma mit ihren Halbmonden und Spiralen beobachten.<sup>1)</sup>

Der Mhúmamann schmückt sich durch Tätowirung von Spiralen, Halbmonden und grossen S-förmigen Figuren auf Schulter, Brust, Stirn und Oberarm. Diese Figuren werden durch mehrere neben einander laufende Reihen von kleinen hervortretenden Narben hergestellt<sup>2)</sup>

Bei den Massai-Mädchen ist eine Tätowirung von Bauch und Brust durch Erzeugung glänzender Hautfarben häufig.<sup>3)</sup>

Von den Wakamba sagt Hildebrandt: „In ihrer Tätowirung herrscht wenig Uebereinstimmung. Bei Männern ist sie seltener als bei Weibern. Am häufigsten sieht man sie als in Querreihen angeordnete, etwa zollgrosse Narben bandartig über den Bauch verlaufen. Dies auch bei den Wanika. Die Wakikuyu-Frauen (die Männer tätowiren sich dort nicht) haben 2 Bauchstreifen und 4 Reihen feiner Striche an der rechten Seite. Einzelne Wakamba-Weiber zieren sich auch durch einen oft faustdick hervorstehenden Narbenwulst zwischen den Brüsten, während auf den Brüsten naturgemäss konzentrische Kreise oder Schneckenlinien durch Punkte angedeutet sind. Ueber Schultern und Schulterblättern bringen sie eine S-förmige Figur oder Schlangenfiguren an.

Die Prozedur des Tätowirens geschieht entweder, wie bei den Wakikuyu durch einfache Einschnitte mit einem Messer, oder, wie bei den Wakamba und Wanika, indem die Haut durch einen spitzen Akaziendorn blasig aufgehoben und mit einem Messer seitlich tief eingeschnitten wird. Zur Beförderung der Heilung dient Ricinusöl, Holzasche und andere irritierende Stoffe, um die Heilung der Verwundung zu verzögern und vortretende Granulation hervorzurufen, wie es viele afrikanische

---

<sup>1)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika Berlin 1894, S. 266.

<sup>2)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin 1894, S. 217.

<sup>3)</sup> Ludwig Ritter von Höhnel, Zum Rudolph- und Stephani-See, Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki in Ost-Aequatorial-Afrika, Wien 1892, Seite 270.

Stämme thun, finden hier keine Anwendung, ebenso wenig das Beizen mit Euphorbiensaft.“ )

In Pare sind Tätowirungen nach Baumanns Mittheilungen nicht besonders gebräuchlich. Als Heilmittel in Krankheitsfällen pflegen sich viele Leute Einschnitte in den Rücken, an den Schläfen, manchmal auch eine Linie von der Nasenwurzel zum Haarrand über die Stirne machen zu lassen.<sup>2)</sup> Ausserdem pflegen sich die Weiber die Brust mit Zeichnungen zu bedecken.<sup>3)</sup>

Die Waschambá-Männer sind oft geziert durch hunderte von kleinen Schnittnarben, doch bezweckt diese zierende Verunstaltung nicht sowohl eine Erhöhung der Körperschönheit als vielmehr medizinische Abwehr aller möglichen Krankheiten.<sup>4)</sup>

Von den Wadigo sagt Baumann: „Ein allgemein übliches Stammeszeichen kennen sie nicht. Am Oberarm, nahe der Schulter, werden häufig runde Narbenverzierungen angebracht. Am Bauch tragen Männer und Weiber vielfach die Narben zahlreicher Querschnitte. Die betreffende Operation, welche bei Weibern meist zur eintretenden Pubertätzeit ausgeführt wird, hatte ich einmal gesehen. Das Opfer, ein hübsches junges Mädchen, lag auf dem Rücken und schloss die Augen, während eine alte Megäre ihm mit einem scharfen Messer circa 30 tiefe Schnitte versetzte, sodass das Blut herabrieselte.“<sup>5)</sup>

Die Leute von Uvinza sind meist am ganzen Körper tätowirt mit kleinen Strichen in Form von Spiralen, Kreisen und geraden Linien.<sup>6)</sup>

Die Waguhha sind leicht kenntlich an ihren Schmucknarben. Die Frauen tragen um den Nabel herum mehrere Quadrate und Rhomben aus kleinen Einschnitten zusammengesetzt. Das zum

---

<sup>1)</sup> J. M. Hildebrandt, Zeitschrift für Ethnologie, Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1875, S. 351.

<sup>2)</sup> Dr. Oscar Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete, Berlin 1891, Seite 222.

<sup>3)</sup> Baron Carl Claus von der Decken, Reisen in Ost-Afrika, bearbeitet von Otto Kersten, Leipzig und Heidelberg 1869, S. 251,

<sup>4)</sup> Dr. Hans Meyer, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1889, S. 87.

<sup>5)</sup> Dr. Oscar Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete, Berlin 1891, Seite 146.

<sup>6)</sup> Verney Lovell Camerón, Quer durch Afrika, Leipzig 1877, 194.

Verfertigen dieser Narben dienende Messer tragen die Waguhha stets bei sich und zwar in den Haaren.<sup>1)</sup>

In seiner Beschreibung der Völker zwischen Rufyi und Rovuma sagt von Behr: „Die Tätowirung ist bei den Wakua allgemein üblich, aber es herrschen hier innerhalb der einzelnen Stämme und je nach dem Geschmack des Individuums grosse Verschiedenheiten. Sehr beliebt ist eine Tätowirung über der Stirn, welche halbmondförmig von einer Schläfe zur anderen läuft, ebenso strahlenförmige Einschnitte an den Mundwinkeln von 1—3 Zoll Länge. Die Körpertätowirung ist bei den Wakua nicht so allgemein wie bei den Wakonde. Bei den Frauen fehlt sie oft ganz; wo sie angewandt wird, beschränkt sie sich meistens auf einige Linien auf den Backen und den Schläfen. Die Wawia tätowiren wie die Wakonde nicht allein das Gesicht, sondern auch Brust und Rücken.“<sup>2)</sup>

Von den Maravi, oder Manganja berichtet Livingstone: „Manche von den jungen Frauen haben auf den Armen hervorragende Linien, die sich kreuzen und grosse Schmerzen verursacht haben müssen; sie haben auch kleine Einschnitte, welche in manchen Fällen den ganzen Körper bedecken.“<sup>3)</sup>

Die Schönheitsnarben der Matumboka oder Manganja verlaufen nach Livingstone im Gegensatz zu den Stammesmarken in langen Narben, die, indem sie einander unter gewissen Winkeln kreuzen, auf der Brust, dem Rücken, den Armen und Schenkeln eine grosse Anzahl dreieckiger Zwischenräume bilden. Das Oberhäutchen wird mit einem Messer zerteilt, und die Kanten des Einschnittes werden auf die Seite gezogen, bis die wirkliche Haut zum Vorschein kommt. Durch eine Wiederholung dieses Verfahrens werden Linien erhöhter Narben gebildet, von denen man glaubt, dass sie Schönheit verleihen, ohne dass etwas darauf ankommt, wie viel Schmerz die Mode verursacht.<sup>4)</sup>

Mit einer eigenartigen Sitte der Frauen von Akalunga und Kasangalowa macht Cameron uns bekannt: „Sie scheinen nicht,

<sup>1)</sup> Verney Lovett Cameron, Quer durch Afrika, Leipzig 1897, I, 261.

<sup>2)</sup> H. J. v. Behr, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1893, VI, 80.

<sup>3)</sup> David Livingstone, Letzte Reise in Central-Afrika, vervollständigt von Horace Waller, deutsch von M. Boyes, Hamburg 1875, S. 157.

<sup>4)</sup> David und Charles Livingstone, Neue Missionsreisen in Südafrika, Jena und Leipzig 1866, S. 24.

wie sonst die Negerinnen, stolz auf ihre Brustwarzen zu sein, sie haben vielmehr eine leere Grube an der betreffenden Stelle. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus und man sagte mir, dass sie sich die Warzen ausschnitten. Sollten sie wirklich, dachte ich, sich freiwillig auf so schmerzhaftige Weise verstümmeln? Das konnte ich nicht glauben; ich vermutete, es sei eine Strafe, bin aber auch jetzt noch im Zweifel über den wahren Grund. Uebrigens sei noch bemerkt, dass es meist gerade die best aussehenden Frauen waren, an denen die Verunstaltungen stattgefunden hatten.“<sup>1)</sup>

Von den Negern von Mosambique erzählt Rüdinger, dass sie ihr Gesicht mit mehreren, in bestimmter Form und Ausdehnung angebrachten Schnitten zieren. Von den Makuas sagt er, dass sie sich Schnittnarben auf der Stirne, der Nase und dem Kinn machen und dieselben in querer Richtung durch das ganze Gesicht ziehen.“<sup>2)</sup>

Von den in der Berliner Gesellschaft in den Jahren 1886 und 1887 von Prof. Dr. Virchow besprochenen 7 Buschleuten zeigten 3 Schnittnarben, und zwar heisst es von dem Häuptling N (Kon N) Qui: „Der Körper ist mit zahlreichen Narben von Einschnitten besetzt, von denen ein Teil zu Heilzwecken angebracht, ein Teil jedoch, als Tätowirung anzusehen ist. Sie finden sich zahlreich an der Brust, auch im Gesicht und Armen wo sie in Form von Parallelstrichen hervortreten.“<sup>3)</sup> Ein anderer Mann trug am Vorderarme diese kurzen Parallelstriche, und endlich hatte die 1887 untersuchte Buschmannsfrau ähnliche Tätowirungsstriche am Ober- und Vorderarm, sowie über den inneren Knöchel.<sup>4)</sup> Auch an den von Spitzly der Berliner Gesellschaft 1887 übersandten Hautstücken von Buschmännern waren tiefe Tätowirungsnarben erkennbar, und zwar sah man deutlich eine grosse Anzahl 5 bis 6 mm langer, meist senkrechter oder schräger, häufig zu zwei parallel neben einander gestellter, in Reihen angeordneter Striche. Bei der mikroskopischen Untersuchung sah

<sup>1)</sup> Verney Lovett Cameron, Quer durch Afrika, Leipzig 1877, I, 252 f.

<sup>2)</sup> Prof. Dr. Rüdinger, Ueber die willkürlichen Verunstaltungen des menschlichen Körpers, Berlin 1874, S. 7.

<sup>3)</sup> R. Virchow, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1886, S. 222.

<sup>4)</sup> R. Virchow, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1886, S. 556.

man sehr schön die feinen Narbenzüge, welche sich bis tief in das Unterhautgewebe erstreckten.<sup>1)</sup>

Bei den Ovaherero, Ovámbo und Betschuanen erhalten Leute, die sich durch grosse Tapferkeit ausgezeichnet haben, eine Auszeichnung in Form von Schnittnarben. Von den beiden erstgenannten Völkern sagt Brincker:<sup>2)</sup> „Hat jemand einen Menschen oder Löwen getötet, — Mensch und Löwe stehen gleich im Werte des Lebens, — dann muss er sich von jemand anders mit einem scharfen Feuerstein auf der Brust und am Oberarm Ritzen machen lassen, aus denen einige Tropfen Blut auf die Erde tröpfeln müssen. Diese Ritzen und deren Narben heissen outoui, welches Wort in abstracto jetzt auch für Sieg, Ueberwindung gebraucht wird. Der wörtliche Begriff von eje u n' outoui: er, er, mit Ueberwindung = er ist Sieger, ist jedoch: er hat die Ritznarben nach Tötung eines Menschen oder Löwen an seinem Leibe. Blut für Blut. Auf die Frage: Warum macht ihr diese Ritzen? war die Antwort: omundo ua tirahi ombindu, der Mensch, er hat vergossen Blut.“

Von den Betschuanen sagt Wuttke: „Diejenigen Betschuanen in Südafrika, welche einen Feind erschlagen haben, lassen sich bei ihrem Siegesfeste von den Priestern zum Andenken an ihre Ueberwältigung des Feindes einen langen Schnitt in den Oberschenkel von der Hüfte bis zum Knie machen.“<sup>3)</sup>

Zu den Völkern, die den Schnittnarben eine medizinische Bedeutung zusprechen, gehören auch die Basuto. Sie gehen in ihrem Aberglauben noch weiter wie die schon vorgenannten, indem sie die Narben selbst als Schutz vor Erkrankungen schon bei kleinen Kindern benutzen. Der Vorgang bei der Prozedur ist nach Ploss folgender: „Der Doktor nimmt das Lehare (Schermesser) und ritzt das Kind an der Stirne, vorn am Halse, über den Knien, zwischen der grossen und zweiten Zehe, an beiden Füßen, im Nacken, an den Seiten der Lenden, im Kreuz, an den Achselgelenken, an den Handgelenken und an den Schläfen. Ist dies Ritzen beendet, so nimmt der Doktor sein Bockshorn, schüttet Fett und molemo (Medizin) hinein und rührt dies gründlich durch einander. Sodann stellt die Mutter das Kind zwischen

<sup>1)</sup> Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1887, S. 62.

<sup>2)</sup> P. H. Brincker, Globus 1895, S. 289.

<sup>3)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 82 f.

die Füße des Doktors, dieser nimmt ein Hölzchen und schmiert überall an die Wunden seine molemo, die er dem Horn entnimmt, mit einem eigentümlichen Tone seines Mundes diese Arbeit begleitend, als wenn jemand sich recht wundert oder Schmerz empfindet und die Luft zwischen den Zähnen durch nach innen zieht.<sup>1)</sup>

Die Basuto-Mädchen verunschönern ihre sonst sehr schönen Brüste durch eine Menge horizontaler oder vertikaler Schnittnarben.<sup>2)</sup>

Bei den Bewohnern Makalaka's sah Holub kein weibliches Wesen von 12 bis 14 Jahren aufwärts, das nicht ihr Gesicht mit Narben bedeckt hatte.<sup>3)</sup>

Bei den Kaffern muss sich die Witwe nach dem Tode ihres Mannes nach vorausgegangener 2 bis 3 tägiger Verbannung in der Wildnis mit scharfen Steinen tiefe Einschnitte an verschiedenen Stellen ihres Körpers machen.<sup>4)</sup>

Trotz der einfachen Herstellungsmethode machen diese Hautnarben oft einen künstlerischen Eindruck. Die grösste Mannigfaltigkeit und Schönheit der Ausführung finden wir bei einer Basuto-Frau, deren Tätowirungen von Visser photographirt wurden. Virchow schildert dieselben folgendermassen:

„Technisch handelt es sich um die gewöhnliche typische Narben-Tätowirung, aber die Darstellung selbst muss unser grösstes Interesse erregen, da sie eine ganze Reihe von Hakenkreuz-Motiven enthält. Nur in der Brustgegend und auf den oberen Rückenpartien sehen wir einfache Strich- und Dreieck-Muster, wie sie sonst so vielfach in West-Afrika vorkommen, hingegen ist die ganze vordere Bauchwand und die untere Rückenhälfte dicht mit Narben bedeckt, unter denen das Hakenkreuz und seine Ableitungen überwiegen. Die Darstellungen sind in der Hauptsache symmetrisch. Zunächst erkennt man in der Mittellinie 5 Zeichen, die genau über einander liegen; das oberste sieht so aus, als ob 3 Blätter von einer unregelmässig

---

<sup>1)</sup> Dr. H. Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Berlin 1882, I, 338.

<sup>2)</sup> Dr. H. Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Berlin 1882, I, 245.

<sup>3)</sup> Dr. Emil Holub, Eine Kulturskizze des Marutse-Mambundo-Reiches, Wien 1879, S. 158.

<sup>4)</sup> Kay, Wanderungen in der Kafferei, Ausland 1834, S. 684.

rundlichen Linie eingeschlossen wären, von der nach allen Seiten dichtgestellte Linien radiär ausstrahlen. Es scheint auch, als ob die Narben an einer Stelle anders verlaufen als dies eigentlich beabsichtigt war. Es wäre das sicherlich nicht zu verwundern, da die Technik der Ziernarben ja eine sehr komplizierte ist und selbst gerade Linien in der Regel nicht durch entsprechende Längsschnitte, sondern durch ein ganzes System zickzackartig verbundener kleiner, etwa senkrecht auf die Längsrichtung geführter Querschnitte hervorgebracht werden. Man wird leicht begreifen, dass bei solcher Technik die Herstellung von gekrümmten Ziernarben doppelt schwierig ist und es ist ausserdem ganz leicht einzusehen, dass bei solchen Narben, besonders wenn sie auf kleinem Felde eine etwas dichtere Zeichnung wiedergeben sollen, die einzelnen Linien nicht immer so vernarben, wie das beabsichtigt war und dass ab und zu mehrere Narben zusammenfliessen, die ursprünglich hätten getrennt bleiben sollen.

Das nächst untere ist völlig klar; es ist wunderbar korrekt ausgeführt und enthält ein sehr grosses, nach links gerichtetes Hakenkreuz, dessen Schenkel sämtlich spirallig eingerollt sind.

Das dritte Zeichen der Mittelreihe enthält eine Art von Auge, dessen Begrenzungslinie unten in zwei seitlich sich hinziehende Spirallinien ausläuft.

Das vierte Zeichen, schon unter dem Nabel gelegen, ist dem zweiten sehr ähnlich, aber es kann nicht auf das typische Hakenkreuz zurückgeführt werden, sondern auf jene Modifikation der Svastika, bei der zwei halbe Hakenkreuze, ein nach links und ein nach rechts gerichtetes, mit einander vereinigt sind.

Das fünfte Zeichen, schon ganz in der Nähe der Symphyse, ist dem dritten sehr ähnlich; es hat aber zwischen dem „Auge“ oben und den auslaufenden Spiralen noch einen Rhombus eingeschaltet.

Zu beiden Seiten dieser 5 mittleren Zeichen liegen jederseits noch andere Ziernarben, nicht absolut symmetrisch, aber doch so angeordnet, dass jedem Zeichen der Mittelreihe jederseits ein seitliches entspricht. Neben dem dritten Mittelzeichen, also etwa in der Gegend des grössten Bauchumfanges, liegen jederseits sogar 2 Zeichen.

Beginnen wir mit der Beschreibung wieder von oben, so haben wir links ein Zeichen, das wegen ungünstiger Beleuchtung

nicht mit Sicherheit zu erkennen ist, aber jedenfalls auch dem Hakenkreuz verwandt ist, rechts aber ein sehr schönes Hakenkreuz, nach rechts gerichtet und spiralig eingerollt. Auch in der zweiten Reihe ist links das Zeichen nicht deutlich, das bei oberflächlicher Betrachtung mit dem vierten der Mittelreihe übereinstimmt; es ist jedoch in ganz anderer Art entstanden und lässt sich am ehesten mit zwei monogrammartig in einander verschlungenen C-artigen Figuren auflösen, die zusammen wie ein Doppeladler wirken und da, wo sie in einander übergreifen, noch ein kleines „Auge“ einschliessen.

Die dritte Reihe zeigt rechts und links von der Mitte ein Zeichen, das auch sonst in West-Afrika einem sehr häufig entgegnetritt: ein aus sehr breiten, an den Enden abgerundeten Balken gebildetes schräges Kreuz; rechts ist es in seiner einfachsten Form vorhanden, links sind in alle 5 Felder noch „Augen“ eingezeichnet. Von den äusseren Zeichen dieser Reihe ist von dem linken wegen der etwas seitlichen Drehung des Körpers und wegen der ganz ungünstigen Beleuchtung gar nichts mit Sicherheit zu erkennen; hingegen steht rechts wiederum ein wirkliches Hakenkreuz, genau gleich dem zweiten Zeichen der Mittelreihe, nach links gerichtet und mit spiralig eingedrehten Haken. In der vierten Reihe ist ein Zeichen besonders auffallend, es besteht aus 3 über einander liegenden, fast horizontal verlaufenden Schlangenlinien.<sup>1)</sup>

Ueber die Bedeutung all dieser Zeichen giebt Virchow nichts an, vielmehr ist sie ihm völlig unklar.

Im Vorhergehenden handelte es sich um Schnittnarben, die einfach aus verschiedenen Anlässen, hauptsächlich aber zum äusseren Zeichen der Freude oder Trauer in die Haut geschnitten oder geritzt wurden. Einige Völker oder Stämme, die die Wirkung, die diese Narben auf das Auge hervorrufen, noch erhöhen wollen, schmieren in die frischen Wunden Farbstoffe oder solche Mittel, die wulstige Narben hinterlassen.

Betrachten wir z. B. die Weiber der Sierra Leoneküste, so fallen uns sofort ihre erhabenen Narben auf Rücken, Brust, Unterleib und Armen auf. Sie werden bewirkt durch ein Verfahren, das die Eingeborenen „Sora“ oder „Soceela“ nennen

---

<sup>1)</sup> Rud. Virchow, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1896, S. 139.

und welches darin besteht, dass man in die von Nadeln aufgeschlitzte Haut den Saft einer Baumfrucht einreibt.

Die Kruneger machen sich nach Pechuel-Loesche eine senkrechte Stirnlinie, die sie schwarz-blau färben, wahrscheinlich mit Indigo oder dem Saft der Frucht einer Gardenia.

In Liberia färbt man die Wunden, um schwarze Narben zu erhalten, mit pulverisierter Holzkohle oder auch wohl mit Russ, den man von Kochtöpfen abfegt. Für blaue oder grünliche Narben braucht man den ausgequetschten Saft von Indigo-Blättern. Auf Hautstellen, die nach dem Heilen der Wunden nicht genügend gefärbt sind, resp. keine erheblichen Knötchen zeigen, wird die schmerzhafteste Prozedur wiederholt, und der Patient ist gewohnt, dieselbe mit stoischer Ruhe zu ertragen.<sup>1)</sup>

Bei den Kraty-Mädchen und Frauen sah Klose oft mehrere Narben auf den Wangen, die stets mit Indigo gefärbt waren.<sup>2)</sup>

Die Frauen des Evhestammes tragen 3 kleine senkrechte Narben auf der Stirn zwischen den Augenbrauen und je 3 auf jeder Backe, die ebenfalls senkrecht stehen und sich auf der Vorderwange befinden. Die Narben sind meist nur 1 cm lang und mit Indigo blau gefärbt.<sup>3)</sup>

Die farbige blaue Tätowirung ist auch bei den Kamerunern und deren nächsten Hintersassen sehr verbreitet, kein Glied des Körpers wird davon verschont.<sup>4)</sup>

Bei den Mabum kommen blaue Tätowirungen an den Schläfen vor.<sup>5)</sup>

Von den Duallas sagt Zintgraff: „Sie tätowiren sich durch Einritzen zahlreicher Figuren mittelst eines scharfen Messers; in die noch frischen Wunden reiben sie ein schwarz aussehendes Pulver, welches sie nach ihrer Aussage aus verbranntem Kopal gewinnen und wodurch später die Tätowirung dunkelblau erscheint.“<sup>6)</sup>

---

<sup>1)</sup> I. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia, Leiden 1890, II, 217.

<sup>2)</sup> H. Klose, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1896, S. 200.

<sup>3)</sup> Heinrich Klose, Togo, Berlin 1899, S. 249—250.

<sup>4)</sup> Dr. E. Zintgraff, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1890, S. 230 und Dr. Friedrichs, Globus, Braunschweig 1896, S. 177.

<sup>5)</sup> Eugen Zintgraff, Nord-Kamerun, Berlin 1895, S. 120.

<sup>6)</sup> Dr. Zintgraff, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1886, S. 644.

Eine besondere Art der Tätowirung existiert bei den Yaunde.<sup>1)</sup> Sie besteht nur in einer Reizung der Haut und Einreibung von Russ, der aus dem verbrannten Harz der *Boswellia fraxinifolia* hergestellt wird. Nach der Heilung erscheint die Zeichnung, welche Tiergestalten, Arabesken und symmetrische Figuren darstellt, blau. Kopf, Hals, Brust, Bauch, Rücken, Arm und Schenkel sind die bevorzugtesten Stellen; beim weiblichen Geschlecht findet man oft eine Tätowirung dicht über der Brust, die Spitzenmustern nicht unähnlich sieht. Im Gesicht werden, besonders auf den Wangen, der Stirn und der Schläfengegend geritzte Tätowirungen angebracht, z. B. Tabakspfeifen von einem Mundwinkel bis zum Ohr. Auf der Stirn und an den Schläfen werden Kreise oder Quadrate angebracht.

Während bei den Bakuba die Männer gewöhnlich an den Schläfen 9 vertikale, zu 3 neben einander stehende Striche haben, pflegt sich das weibliche Geschlecht unter der Brusthöhle und am Halse Verzierungen anzubringen. Alle Merkmale sind erhaben. In die einzelnen Schnittwunden wird pulverisierte Holzkohle gebracht, um dadurch ein schärferes Hervortreten und dunkleres Abheben derselben von der Hautfarbe zu erzielen.<sup>2)</sup> Auch die Schleimhaut der Lippen wird durch zahlreiche vertikale Striche, in die Rotholzfarbe gebracht wird, verziert.<sup>3)</sup>

Die Batua pflegen sich ausser einigen von den Bakuba entlehnten Zeichen keine Schnittnarben zu machen.<sup>4)</sup>

Von den Baluba sagt Wissmann: „Der übliche Mangel an Bekleidung wird durch eine auffallend kunstvolle Tätowirung ersetzt, die in Afrika bis jetzt noch nicht ihresgleichen gefunden hat und in der kunstvollen Ausführung ihrer verschiedenen Muster an die der Neuseeländer erinnert. Bald sind es wellige Linien, bald punktförmige Erhabenheiten, bald schwungvolle Arabesken, die den ganzen Körper mit Ausnahme der Schienbeine, Rückseite der Unterarme, Hände, Füße und der weiblichen Brüste schmücken. Nicht immer sind die hieroglyphenähnlichen Zeichen gleichmässig und unter einander symmetrisch, aber man kann überall das Bestreben erkennen, die Muster den

---

<sup>1)</sup> Dr. Freiherr v. Danckelmann, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Berlin 1895, VIII, S. 43.

<sup>2)</sup> Hermann Wissmann, Die Erforschung des Kassai, Leipzig 1888, S. 243.

<sup>3,4)</sup> Ludwig Wolf, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1886, S. 731.

Körperformen anzuschmiegen. Konzentrische Kreise, Rhomben und Spiralen wechseln mit offenen Winkeln und erhabenen Punkten.“<sup>1)</sup>

<sup>2)</sup> Auch die Tätowirungen sind der Mode unterworfen, und man kann unter den westlichen Baluba 3 verschiedene Arten unterscheiden. Die ältesten Leute haben konzentrische Kreise, Punkte, Vertikalstriche, offene Winkel und mäandrische Linien. Die Altersklasse 25—45 Jahre ist bestrebt gewesen, vornehmlich durch kunstvolle Arabesken die Haut zu verziern, während die jüngeren Jahrgänge der Bena-Riamba bereits Tätowirungszeichen von den Bangala entlehnt haben und diese gewöhnlich nur an der Stirn anbringen. Bei den Kindern wird bereits in der Regel gar keine Tätowirung mehr vorgenommen, und es werden daher nach einigen Jahrzehnten die echt tätowirten Baluba zu den Seltenheiten gehören und allmählich einfach verschwinden. Besonders geschickte Personen pflegen die Tätowirungen in der Weise vorzunehmen, dass sie in die Schnittwunden geriebene Holzkohle streuen, um so ein schärferes Hervortreten der einzelnen Muster zu erzielen. Die Tätowirung der östlichen Baluba ist eine andere als die der westlichen, und unter diesen waren es in erster Linie die Bena-Riamba, welche dieselbe mit höchstentwickelter Kunstfertigkeit auf ihrem Körper zum Ausdruck brachten.

Von den Ubüdschwa sagt Cameron: „Die niederen Klassen, die ich für Ureinwohner halte, tätowiren sich ebenso wie die oberen das Gesicht, reiben es aber derart mit Russ ein, dass es aussieht, als wären sie von einer Katze arg gekratzt worden, statt roten Blutes wäre aber schwarzes aus den Schrammen herabgekommen.“<sup>3)</sup>

Die Weiber von Usangi machen sich als Zier Schnittnarben, welche sich als leichte blaue, zahnradförmige Kreislinien um die Nase ziehen.<sup>4)</sup>

Von den Mkonde berichtet Lieder, dass Männer und Weiber sich ebenso wie die Wamwera, Wagindo und Wanindo sowohl

---

<sup>1)</sup> Hermann Wissmann, Die Erforschung des Kassai, Leipzig 1888, S. 164.

<sup>2)</sup> Derselbe, S. 164.

<sup>3)</sup> Verney Lovett Cameron, Quer durch Afrika, Leipzig 1877, Seite 288 und 289.

<sup>4)</sup> Dr. Oskar Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete, Berlin 1891, Seite 222.

auf Gesicht wie auf Brust, Bauch und Rücken tätowiren. Die kleinen Schnitte, welche die verschiedenartigsten Figuren bilden, werden mit Kohlenpulvers gefärbt.<sup>1)</sup>

Die Wadonde tätowiren sich nach Stuhlmann auf einem breiten Streifen von grossen blauen Flecken in der Stirnmittellinie und einem breiten horizontalen Streifen in der Jochbeinengegend jederseits. Die Wadonde-Frauen zeigen ähnliche Tätowirung, ausserdem auf Brust und Vorderseite der Oberarme eine Menge grosser dunkler Flecken.<sup>2)</sup>

Sehr schöne Tätowirung zeichnet die oberen Makondé und Matambwé aus „Sie hat,“ sagt Livingstone, „viel Aehnlichkeit mit den Zeichnungen der alten Aegypter. Wellenlinien, wie die Alten sie machten, um Wasser anzudeuten, Bäume und im Viereck angelegte Gärten scheinen in alten Zeiten die Bewohner des Rovuma bezeichnet zu haben; der Sohn erhält die Tätowirung von seinem Vater, und auf solche Weise ist sie überliefert worden, obgleich ihre Bedeutung jetzt vergessen erscheint. Die Makoa haben den halben oder beinahe vollen Mond, aber es ist, sagen sie, alles zum Schmucke. Irgend ein blauer Stoff wird in die Einschnitte gerieben, und das Ornament tritt scharf auf Personen von heller Hautfarbe hervor, welche hier beiläufig oft angetroffen wird.“<sup>3)</sup>

Bei den Hottentotten scheint die Tätowirung nicht in besonderem Masse betrieben worden zu sein. Man findet wohl bei ihnen strichförmige, blaugefärbte Narben unterhalb der Backenknochen, doch sie sollen nach Schinz entweder mit irgend einer ärztlichen Behandlung im Zusammenhange stehen, oder Erinnerungen an ein besonderes Jagd- oder Kriegsereignis sein.<sup>4)</sup>

Bei einigen Kaffern-Stämmen besteht die Sitte, die oberen Körperteile (Rücken, Brust, Arme) mit Einschnitten zu versehen.

---

<sup>1)</sup> Lieder, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1897, S. 120 f.

<sup>2)</sup> Dr. F. Stuhlmann, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1897, S. 186.

<sup>3)</sup> David Livingstone, Letzte Reise in Central-Afrika, deutsch von M. Boyes, Hamburg 1875, S. 71 f.

<sup>4)</sup> Dr. Hans Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika, Oldenburg und Leipzig, Seite 85 und

Prof. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig und Wien 1894, S. 699.

und diese mit Asche einzureiben, wodurch das ganze Aussehen etwas Wildes und Unheimliches bekommt.<sup>1)</sup>

Allen Kafferinnen wird ein Pfriem 2 bis 3 Linien unter der Oberhaut durchgestossen und die Haut über dem Pfriem danach aufgerissen. Auf diese Weise kommen sie zu Reihen gleich weit von einander abstehender Narben. Rücken, Arme und der Teil zwischen den Brüsten sind die Stellen für diese Ausführung.<sup>2)</sup>

Auch auf den beiden zu Afrika gehörigen Inseln, nämlich Madagaskar und Sta. Isabel pflegen sich die Eingeborenen Schnittnarben zu machen. Von den Madegassen sagt Lubbock, dass sie sich nicht durchgängig tätowiren, dass jedoch die Frauen des Bétsilèo-Stammes über und über tätowirte Arme haben. Einige von ihnen tragen ausserdem einen Kragen um den Hals, dessen Tätowirung einer durchbrochenen Arbeit gleicht. Die Brust der Männer ist in ähnlicher Weise geschmückt.<sup>3)</sup>

Von den Bube erzählt Baumann: „Ausser in der nächsten Umgebung Sta. Isabels ist es bei allen Bube Sitte, sich das Gesicht durch Schnitte zu verunstalten. Dieselben verlaufen radiär von der Nasenwurzel über die Wange und werden quer über die Stirne gezogen. Sie bilden flache Narben und werden im 5. oder 6. Jahre durch den Zauberdoktor angebracht. Am übrigen Körper sind die Bube nicht tätowirt.“<sup>4)</sup>

Wie schon vorher erwähnt, dienen diese Narben entweder dazu, die Schönheit der einzelnen Individuen zu erhöhen, oder aber zum äusseren Zeichen der Freude oder Trauer. Ausserdem finden wir in Afrika bei vielen Völkern die Sitte verbreitet, sich Stammesmarken zu machen. Es ist zwar sehr schwer, diese als solche zu erkennen, doch wollen wir wenigstens den Versuch machen.

Im Norden finden wir zunächst die Tibbu, die sich wie die Tuareg das Gesicht jederseits mit 3 oder 4 langen Schnittnarben von den Schläfen bis zum Jochbogen teilen.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1897, S. 187.

<sup>2)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 82.

<sup>3)</sup> Sir John Lubbock, Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes, Jena 1875, S. 49.

<sup>4)</sup> Dr. Oscar Baumann, Eine afrikanische Tropeninsel Fernando Póo und die Bube, Wien und Olmütz 1888, S. 82.

<sup>5)</sup> Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, Band III, S. 161.

Die Bewohner von Tu oder Tibesti bringen sich, wie Nachtigal berichtet, ohne Ausnahme 3 oder 4 Schnittnarben von 1 bis 2 Zoll Länge bei, die jederseits von der Schläfe auf die Jochbogen herabsteigen.<sup>1)</sup>

Die Baele oder Ennedi tätowiren sich mit 3 vertikalen, etwa 1 Zoll langen Einschnitten an der Schläfe. Nach dem Tode eines Familienhauptes machen sie sich in derselben Gegend noch 3 Querschnitte.<sup>2)</sup>

Nachtigal sagt von den Wanja oder Wanjanga, dass sie 3 Schnittnarben auf der Schläfe von 1 Zoll Länge tragen, die jedoch nicht parallel sind, sondern von einem Punkte aus divergirend nach unten gehen.<sup>3)</sup>

Die Stammeszeichen der Mandingo bestehen aus 3 Längsstrichen auf jeder Backe, die mit den Haaren beginnen und nach unten bis zum Unterkieferende reichen. Ausserdem ziehen sie sich jederseits 3 kleine Striche vom Mundwinkel aus seitwärts.<sup>4)</sup>

Die Bassa-Neger tätowiren ihre Wangen mit 2 Einschnitten, die in gewundener Linie von den Schläfen nach dem Kinn zu verlaufen.<sup>5)</sup>

Die aus Liberia stammenden Kruleute haben einen etwa 1 cm breiten Strich über Stirn und Nasenrücken eintätowirt, der, wie schon weiter oben erwähnt, dunkel gefärbt wird.<sup>6)</sup>

Die Stammetätowirung der Gurma-Leute besteht nach Döringer<sup>7)</sup> aus 5 parallelen Strichen auf beiden Seiten, die von den Haaren ausgehen und nach den äusseren Mundwinkeln laufen. Ausserdem ziehen sich 2 kleine Striche von den inneren Augenwinkeln zu den äusseren Mundwinkeln, von denen jederseits strahlenförmig 3 kleine Striche nach den Backen verlaufen.

Von den Bewohnern Kourala's sagt Binger: „Die Tätowirung besteht aus 3 Einschnitten, welche von jedem Mundwinkel auslaufen und sich fächerförmig in der Ohrengegend ansetzen.“<sup>8)</sup>

<sup>1)</sup> Dr. Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan, Berlin 1879, Teil I, S. 456.

<sup>2)</sup> Dr. Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan, Berlin 1881, S. 178, II Teil.

<sup>3)</sup> Dr. Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan, Berlin 1881, Teil II, S. 178.

<sup>4)</sup> Dr. Döringer, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1896, S. 518.

<sup>5)</sup> Gerhard Rohlfs, Quer durch Afrika, Leipzig 1875, Teil II, S. 220.

<sup>6)</sup> Premierlieutenant C. Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord, Leipzig 1893, S. 51.

<sup>7)</sup> Dr. Döringer, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1896, S. 518.

<sup>8)</sup> Capitaine Binger, Du Niger au Golfe de Guinée, Paris 1892, I, S. 81.

Von der Tätowirung der Mandé-Dioula berichtet er, dass sie aus 3 grossen Einschnitten besteht, welche von den Schläfen und den Ohren nach den Mundwinkeln verlaufen.<sup>1)</sup>

Weiter sagt er, dass die Tätowirung der Léra oder Déra aus einem oder zwei sehr kleinen Einschnitten am Mundwinkel zusammengesetzt ist und dass die Tätowirungen der Mossi erstens Narben auf den Wangen sind, welche von den Schläfen nach dem Kinn ziehen, zweitens Narben, welche von der Nase nach der Wange laufen und drittens, jedoch seltener, Narben auf der Stirn und dem Kinn.<sup>2)</sup>

Aus Binger's weiterer Schilderung geht hervor, dass die Sitte des Tätowirens in den von ihm bereisten Gegenden im Aussterben begriffen ist. Er hat, wie er sagt, gefunden, dass einige Muselmänner energisch gegen das Tätowiren ihrer Kinder auftraten. Sie hatten selbst eingesehen, dass diese barbarische Sitte sie nur entstelle und sie noch hässlicher erscheinen liesse, wie sie von Natur aus schon sind.<sup>3)</sup>

Die Bobo-Dioula haben die Tätowirmarken der Mandé-Dioula angenommen.<sup>4)</sup>

Die Tätowirung der Komono, der Dokhosi und der Tiéfo besteht analog der Tätowirung der Mandé-Dioula aus 3 grossen Narben, welche die Wangen vom Ohre bis zum Mundwinkel, wo sie fächerartig ansetzen, schräg schneiden. Einige fügen dem noch ein Zeichen bei, das einem „Accent aigu“ ähnlich sieht und sich in der Höhe des rechten oder linken Nasenloches befindet. Ausserdem ist der Bauch der Männer sowohl wie der Frauen mit grossen Narben verziert, welche strahlenförmig um den Nabel, der als Mittelpunkt dient, verlaufen.

Die Mandé haben bei ihrer Ankunft in dem Lande die Tätowirung dieser Wilden angenommen. Ebenso machten es die Mandé-Dioula von Ourodougou. Sie nahmen nämlich die Zeichen der Siène-re, unter denen sie lebten, an.

Der nordwestliche Teil Gurunsi's wird von einem Volke bewohnt, das den Namen Gourounga oder Nonouma führt. Nur ein Zweig von diesen, nämlich die Talensi, besitzen eine Original-Stammestätowirung, und zwar zeichnen sie auf jede Wange ver-

---

<sup>1)</sup> Capitaine Binger, Du Niger au Golfe de Guinée, Paris 1892, I, S. 272.

<sup>2)</sup> Capitaine Binger, Du Niger au Golfe de Guinée, Paris 1892, I, S. 275.

<sup>3)</sup> Derselbe I, S. 492.

<sup>4)</sup> Derselbe, I, S. 369.

mittelst ganz kleiner Einschnitte, die drei parallele Linien bilden, ein verkehrtes grosses Z.<sup>1)</sup>

Weiter südlich wohnen die Nakaransi. Sie unterscheiden sich von den anderen Gourounga durch einen Einschnitt, welcher von den Haarwurzeln ausgeht und Stirn und Nase in zwei Hälften teilt. Dann und wann kommt zu diesem Einschnitt bei einzelnen Personen noch ein solcher auf jeder Nasenseite; man sieht jedoch auch solche Personen, die nur einen Strich auf der linken oder rechten Nasenseite haben.

Zwischen den Tiansi und den Nakaransi wohnen die Lama oder Lakhama, oder Nakhalakha, auch Nokhorissé oder Nokhodossi genannt.<sup>2)</sup> Bei ihnen fand Binger als Stammeszeichen auf beiden Seiten des Mundes zwei Einschnitte, welche denen der Mandé-Dioula glichen, jedoch nicht so lang waren.

Endlich schildert Binger noch die Bevölkerung von Mampoursi, welche er nach dem Alter ihrer Sesshaftigkeit in drei Klassen teilt.

Da sind zunächst die Ureingeborenen oder diejenigen, welche man für solche halten muss. Sie sind durch einen einzigen Einschnitt gekennzeichnet, der beim linken Nasenloch ansetzt, dann die Wange kreuzt und in der Gegend des ersten Molaren endigt. Diese Marke hat eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen der Mor'o oder Mossi.

Dann haben wir eine Bevölkerung zu unterscheiden, die ebenfalls sehr lange im Lande wohnt, aber unbedingt „mandéschen“ Ursprunges ist. Sie ist gezeichnet wie die Mandé-Bambara des oberen Niger-Thales, nämlich mit drei langen Narben, die von den Schläfen ausgehen und am Kinn endigen.

Zu diesen beiden vorgenannten reihen sich Haoussa-Emigranten, Dagomba genannt, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts einwanderten. Ihre Marken unterscheiden sich insofern von denen der Haoussa, als sie zahlreicher sind und sich in der Höhe des Ohres kreuzen, während die der ersteren von der Kopfschwarte ausgehen und am Kiefer endigen.<sup>3)</sup>

Die Stammeszeichen der Leute von Jendi sind: „Auf jeder Backe 3 Längsstriche, die noch im Bereiche der Haare beginnen und nach unten bis zum Unterkieferrand sich erstrecken, dazu

<sup>1)</sup> Capitaine Binger, Du Niger au Golfe du Guinée, Paris 1892, II, S. 36.

<sup>2)</sup> Capitaine Binger, Du Niger au Golfe du Guinée, Paris 1892, II, S. 37.

<sup>3)</sup> Capitaine Binger, Du Niger au Golfe du Guinée, Paris 1892, II, 39, ff.

ein Strich vom linken unteren Augenwinkel bis zum Mundwinkel. Als regelmässig wiederkehrende Zeichen finden wir bei den Jendi-Frauen einen 6—8 strahligen Stern auf der rechten Backe, auf der linken Backe an Stelle des Striches, der bei den Männern vom inneren Augen- zum Mundwinkel sich hinzieht, ein Viereck mit 2 spitzen und 2 stumpfen Winkeln; an drei der Ecken liegt ein kleines umgekehrtes Dreieck: von der vierten Ecke aus läuft zum Augenwinkel ein Strich.<sup>1)</sup>

Was die Stammeszeichen der Leute von Salaga anbetrifft, so hat Klose bemerkt, dass die Männer auf der linken Brustseite einen Stern sowie auf beiden Seiten zwischen Augen und Ohren ein dunkles tätowirtes Dreieck tragen. Die Frauen tragen auf der linken Backe eine Art Schleife, während die rechte ein kleiner Stern ziert.<sup>2)</sup>

Die Taqua auf der Goldküste machen sich nur 2 oder 3 Striche zum Munde.<sup>3)</sup>

Die eigentliche Basari-Tätowirung besteht aus je 1 kleinen Striche auf den Backen. Es haben sich auch andere Tätowirungen eingeführt, so z. B. sind die in Tshautsho üblichen drei oder vier parallelen Längsstriche an beiden Backen, dann eine halbkreisförmige Tätowirung von den Augenwinkeln bezw. der Nasenwurzel bis zum Ohrlappen, komplizierte Tätowirungen in der Magengegend und noch viele andere gebräuchlich geworden. Die oben angegebenen beiden Einschnitte, welche das eigentliche Basari-Abzeichen bilden, und welche auch in Kabu recht allgemein sind, werden vielfach auch weggelassen, weil Basaris in der Fremde und vor allem in Dagomba abgefangen werden, wenn sie an ihrem Stammeszeichen erkannt werden.<sup>4)</sup>

Männer und Weiber aus der Landschaft Anyanga haben wie die Leute von Adele meist einen Strich auf der linken Wange.<sup>5)</sup>

---

1) Dr. Düringer, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1896, S. 518.

2) H. Klose, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1896, S. 189; und Klose, Togo, Berlin 1899, S. 480 f.

3) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 80 f.

4) Premierlieutenant Graf von Zech, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1898, S. 89.

5) Premierlieutenant Graf von Zech, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1898, S. 113 und 105.

Von Akroso bis an den Oti hinauf hat Klose bei den Frauen dieselben Stammestätowirungen bemerkt. Es sind 2 kleine Querschnitte in der Gegend der Backenknochen, die einen kleinen Stern bilden.<sup>1)</sup>

In Klein-Popo bildet ein kleiner schräger Strich auf der linken Backe das Stammeszeichen.<sup>2)</sup> „Die Frauenzimmer von Little-Popo sind leicht an einer eigenartigen Tätowirung kenntlich, die sie unter den Augen haben.“<sup>3)</sup>

Bei den Dahomey ist folgendes Zeichen allgemein: „3 kurze, senkrechte, gleichlaufende Einschnitte über den Augenbrauen.“ Der König trägt dieses Zeichen gerade so gut wie seine Unterthanen.<sup>4)</sup>

Die Haussa schneiden in jede Backe 3 parallel laufende lange Striche ein.<sup>5)</sup>

In Bonny erhält nur der erstgeborene Sohn eine eigentümliche Zeichnung auf die Stirn.<sup>6)</sup>

Ein Beispiel für die geradezu unglaubliche Mannigfaltigkeit der Stammesmarken liefert uns der Stamm Bautschi. Er allein soll mehrere 100 Distrikte mit verschiedenen Marken besitzen. „Manche sind typisch z. B. die der Gobir und der Kanuri. Man kann ihre Tätowirungen einteilen in einfache Marken und in Figuren. Letzere dienen zum Teil als Fetische. Darstellungen von Krokodilen sind besonders beliebt, daneben die von Eidechsen und Vögeln.“<sup>7)</sup>

Von den Eingeborenen von Bornu, den Kanuri, sagt Wuttke: „Sie haben ihr Wappen am Munde. Sie ziehen 3 oder 4 kurze Striche auf jede Seite des Mundes, die von oben her zu den Mundwinkeln neigen. Die der Stadt Kano unterscheiden sich dadurch, dass sie ihre 4 Striche höher auf die Wange und

---

<sup>1)</sup> Heinrich Klose, Togo, Berlin 1899, S. 315.

<sup>2)</sup> Dr. Döringer, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1896, S. 518.

<sup>3)</sup> Rudolf Virchow, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1891, S. 113.

<sup>4)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 80.

<sup>5)</sup> Premierlieutenant C. Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord, 1893, S. 51.

<sup>6)</sup> Prof. Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1860, Band II, S. 25.

<sup>7)</sup> Dr. Siegfried Passarge, Adamaua, Berlin 1895, S. 427.

weniger schräg stellen, so dass dieselben nicht an die Mundwinkel stossen.“<sup>1)</sup>

Die Männer Budduma's haben als Tätowirung 2 kurze Einschnitte an den Augenwinkeln.<sup>2)</sup>

Von den Bai erzählt Nachtigal<sup>3)</sup>, dass sie sich durch eine breite Schnittnarbe, die auf der Mitte der Stirn von der Haargrenze bis auf die Nasenwurzel verläuft und ihnen ein wildes Aussehen verleiht, kennzeichnen.

Die im Hinterlande von Batanga wohnenden Mabea-Lente haben eine hufeisenförmige Tätowirung auf der Stirn.<sup>4)</sup>

Die Yaunde erhalten als Zeichen der Reife längs des Rückgrates eine eingeschnittene Tätowirung, deren Form mit einem Tannenzweige Aehnlichkeit hat. Eine derartige Tätowirung des Rückens sah Morgen nur bei den Yaunde.<sup>5)</sup> Sie erhalten dieselbe im Alter von 12—15 Jahren unter besonderen Festlichkeiten.<sup>6)</sup>

Die Majombe haben ein Band schmaler Narben von jeder Schulter bis zur Mitte der Brust.<sup>7)</sup>

Von den Bateke und Bayansi berichtet Johnston: „Besides the coloration of the skin the surface of the epidermis is often varied with incised marks. These are principal tribal in character. Thus the Bateke are always distinguished by five or six striated lines across the cheek-bone, while the Bayansi scar their foreheads with a horizontal or vertical band.“<sup>8)</sup>

Mense<sup>9)</sup> sagt dagegen, dass die Tätowirung der Bateke aus 10--20, von der Schläfengegend senkrecht über die Wangen verlaufenden Einschnitten besteht, welche jedoch nicht wie bei anderen Stämmen künstlich zum Aufschwellen gebracht sind. Die Tätowirung ist am Pool im Verschwinden begriffen, die dort geborenen Bateke tragen sie nicht mehr.

1) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 80.

2) Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, Band III, S. 300.

3) Dr. Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan, Berlin 1881. Teil II, S. 683.

4) 5) Premierlieutenant L. Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord, Berlin 1887, S. 51.

6) G. Zenker, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1895, S. 43.

7) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 81.

8) H. H. Johnston, The river Congo, London 1884, S. 419 f.

9) Mense, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1887, S. 628.

Dass die beiden Autoren mit ihren Angaben nicht übereinstimmen, lässt sich vielleicht dadurch erklären, dass sie in verschiedene Distrikte gekommen sind; es ist ja bekannt, dass fast jeder seine eigene Tätowirung besitzt. Hierfür spricht auch die mündliche Mitteilung von Pechuel-Loesche, wonach die Wangenschnitte der Bateke weder nach Zahl noch Anordnung übereinstimmen.

An die Bateke schliessen sich östlich und südöstlich die Wampfuno oder, wie die volle Form lautet, die Wampfunga an. Die Tätowirung derselben unterscheidet sich von der der Bateke nur durch die mehr schräg nach vorn gerichtete Anordnung der Einschnitte auf den Wangen.<sup>1)</sup>

Genaue Nachrichten über die Völker am Kongo und deren Sitten sind in neuester Zeit durch den Reisenden Thonner bekannt geworden. Er sagt, dass man, je weiter man den Kongo heraufkommt, auch eine desto reichere Tätowirung findet. Während die Bacongo in der Regel nicht tätowirt sind, haben die Bapoto das ganze Gesicht mit Tätowirungen bedeckt, welche aus mehreren Längs- und Querreihen kleiner Narben bestehen.<sup>2)</sup> Bei den von François beobachteten Bapoto-Zwergen tätowiren sich die Frauen Linien auf den Bauch.<sup>3)</sup>

„Die Eingeborenen von Ngali sind denen von Upoto ähnlich, haben aber weniger Tätowirungen im Gesicht, indem dieselben sich hauptsächlich auf die Stirn beschränken.“<sup>4)</sup> In Ebonda und Ndobo findet man wieder reichliche Tätowirung des Gesichtes, woraus Thonner schliesst, dass diese beiden Niederlassungen von Bapoto bewohnt sind.<sup>5)</sup>

Die Tätowirung des Gesichtes der eben vorgenannten Leute beschränkt sich hauptsächlich auf die Stirn, welche von zahlreichen kleinen Narben bedeckt ist, die mehrere Querreihen und oberhalb der Nase einige kurze Längsreihen bilden; dagegen ist der übrige Teil des Gesichtes nur wenig oder gar nicht tätowirt. Auch am Körper, namentlich auf der Brust und dem Oberarme,

---

<sup>1)</sup> Mense, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1887, S. 628.

<sup>2)</sup> Franz Thonner, Im Afrikanischen Urwald, Berlin 1898, S. 26 u. 21.

<sup>3)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin 1864, S. 451.

<sup>4)</sup> Franz Thonner, Im Afrikanischen Urwald, Berlin 1898, S. 33.

<sup>5)</sup> Franz Thonner, Im Afrikanischen Urwald, Berlin 1898, S. 39.

tragen sie Tätowirungen, welche jedoch individuell verschieden sind, während die des Gesichtes bei allen Mitgliedern eines Stammes die gleichen sind. Dieselben werden schon in frühester Jugend mit einem kleinen keilförmigen Messerchen beigebracht.<sup>1)</sup>

Die Eingeborenen der Mobali-Dörfer gleichen den Maginza, sind aber im Gesicht etwas mehr tätowirt.<sup>2)</sup>

Sechs Bootsstunden unterhalb Likimi liegt das Dorf Múmbia. Die Bewohner desselben haben die Stirn oder das ganze Gesicht mit kleinen Tätowirungen bedeckt.<sup>3)</sup>

Die Einwohner der der Mündung des Mongalla zunächst gelegenen Dörfer (wie Bokanga und Bongomela) dürften noch zum Stamme der Wabika gehören, welcher die Kongo-Ufer in der Nähe der Mongalla-Mündung bewohnt. Dieser Stamm scheint einen Uebergang von den Bangala zu den Bapoto zu bilden, denn er soll sich in der Tätowirung des Gesichtes den Bapoto, in der Anlage der Dörfer und in der Kleidung der Frauen hingegen mehr den Bangala anschliessen.

Die das ganze Gesicht bedeckende Tätowirung der Bapoto scheint die vorherrschende an der unteren Mongalla zu sein, doch sieht man daselbst auch häufig die kammartige, in der Mittellinie der Stirn verlaufende Tätowirung der Bangala. Dazu kommt in Akula noch eine dritte, welche Aehnlichkeit mit der der Mogwandi und Banza hat und aus ein oder zwei senkrechten Reihen rundlicher Narben in der Mittellinie der Stirne besteht. Die weiter flussaufwärts wohnenden Mbinga haben das ganze Gesicht mit kleinen Narben bedeckt. Die noch weiter, flussaufwärts, in der Gegend von Mumbia und Likimi ansässigen Eingeborenen haben das ganze Gesicht, seltener nur die Stirn, mit kleinen Narben bedeckt. Die Ufer der Dua werden ihrer ganzen Ausdehnung nach von den Mobali bewohnt. In ihrer Tätowirung gleichen sie den Maginza, doch haben sie den unteren Teil ihres Gesichtes etwas mehr tätowirt als diese.<sup>4)</sup>

Die Tätowirung des Gesichtes der Mogwandi besteht in einigen wenigen (meist 5), ungleich grossen, rundlichen, stark vorragenden Narben in der Mittellinie der Stirn, von der Nasenwurzel aufwärts; seltener und in der Regel nur bei älteren

---

<sup>1)</sup> Franz Thonner, Im Afrikanischen Urwald, Berlin 1898, S. 46.

<sup>2)</sup> Franz Thonner, Im Afrikanischen Urwald, Berlin 1898, S. 53.

<sup>3)</sup> Franz Thonner, Im Afrikanischen Urwald, Berlin 1898, S. 63.

<sup>4)</sup> Franz Thonner, Im Afrikanischen Urwald, Berlin 1898, S. 68 u. 69.

Leuten sind diese Narben kleiner und zahlreicher, und verläuft dann auch noch eine Reihe solcher Narben an den Augenbrauen entlang.<sup>1)</sup>

Nördlich von den Mogwandi wohnen die Banza. Ihre Tätowirung scheint mit der bei den älteren Leuten der Mogwandi üblichen übereinzustimmen.<sup>2)</sup>

Machen wir nun einen Sprung hinüber zu den A-Sande oder Niam-Niam, von denen Schweinfurth berichtet: „Als Stammesmerkmal haben alle Sandeh 3 oder 4 mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen tätowirt, ferner stets, gleich der Cartouche einer Mumie, eine X-förmige Figur unter der Brusthöhle in der Art, wie sie das Gesicht tätowiren. Das unterscheidende Merkmal der ersteren besteht aus 4 tätowirten Linien, die von dem Punkte zwischen den Augenbrauen aus, an welchem sich beim Runzeln der Stirn die Muskeln zu einer Furche gestalten, in divergirender Richtung verlaufen.“<sup>3)</sup>

Bei den Dinka scheint eine Querreihe von Narben an der Stirn Stammesmarke zu sein, wenigstens zeigten die 3 von Freiherrn von Schirp in der Scharlottenburger Flora vorgeführten und von Professor Virchow besprochenen Dinka-Neger alle dieselben Tätowirungen.<sup>4)</sup>

Als Stammesmarke gilt nach Baumann in der Landschaft Usinja eine schlangenartig, spiralig endende Narbenverzierung, die unterhalb des Nabels quer über den Bauch verläuft.<sup>5)</sup>

Cameron sagt von den Wanyamwesi: „Die unterscheidenden Stammeszeichen bestehen in einer tätowirten Linie auf der Mitte der Stirn und auf der Schläfe.“<sup>6)</sup> Dem entgegen behauptet Stuhlmann jedoch, dass die Wanyamwesi keine ständigen Stammeszeichen besäßen.<sup>7)</sup> Der Grund dafür ist vielleicht darin

<sup>1)</sup> Franz Thonner, Im Afrikanischen Urwald, Berlin 1898, S. 71.

<sup>2)</sup> Franz Thonner, Im Afrikanischen Urwald, Berlin 1898, S. 72 und 73.

<sup>3)</sup> Dr. Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Leipzig 1874, II, 6.

<sup>4)</sup> Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1889, S. 545.

<sup>5)</sup> Verney Lovett Cameron, Quer durch Afrika, Leipzig 1877, Band I, Seite 165.

<sup>6)</sup> Dr. Oscar Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle, Berlin 1894, Seite 203.

<sup>7)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin, 1894, Seite 842.

zu suchen, dass die Sitte des Narbenzeichnens überhaupt im Abnehmen begriffen ist.

Für das Stammesabzeichen der Watuta, eines der wilden Stämme, die in Ulungu wohnen, hielt Cameron eine senkrechte Linie in der Mitte der Stirn und 2 an den Schläfen, die sich zuweilen bis zum Kinn fortsetzen.<sup>1)</sup>

Von den Matumboka und den Manganja sagt Livingstone: „Der einzige Unterschied zwischen ihnen besteht in der Art, wie sie das Gesicht tätowiren. Das unterscheidende Merkmal der ersteren besteht aus 4 tätowirten Linien, die von dem Punkte zwischen den Augenbrauen aus, an welchem sich beim Runzeln der Stirn die Muskeln zu einer Furche gestalten, in divergierender Richtung verlaufen.“<sup>2)</sup>

Von den Wambugwe erzählt Baumann: „Die erste Erfahrung, welche der neugeborene Mbugwe an seinen Landsleuten macht, ist keine angenehme. Es werden ihm nämlich mit einem scharfen Messer 2 Schnitte über das Gesicht (Stammesmarke) gezogen. Alle Wambugwe ohne Ausnahme tragen diese; sieht man jemand ohne diese charakteristische Schnitte, so ist er entweder ein Fremder, oder er wurde von seiner Mutter nach Empfang besonderer Medizin, die durch den Zauberdoktor verabreicht wird, geboren.“<sup>3)</sup>

Die allgemeine Stammesmarke der Waschambà, welche von freien Männern und Weibern getragen und bei Kindern schon in früher Jugend angebracht wird, ist eine leichte Narbenvertiefung in der Mitte der Stirn.<sup>4)</sup>

Als Stammesmarke der Wabondëi dient eine Anzahl kleiner Einschnitte, die in die Haut beider Oberarme eingeritzt werden. Manchmal wird auch eine dünne Linie über die Mitte der Stirn nach der Nasenspitze eingeschnitten und 2 Querschnitte angebracht. Diese Ceremonie findet statt, sobald der Bondëi-Jüngling das Alter erreicht hat, welches ihn befähigt, in den Kreis der erwachsenen Leute zu treten. Der Zauberdoktor, der die betreffende Operation vollzieht, verbindet dem jungen Manne die

---

<sup>1)</sup> Verney Lovett Cameron, *Quer durch Afrika*, Leipzig 1877, I, 245 f.

<sup>2)</sup> David und Charles Livingstone, *Neue Missionsreisen in Süd-Afrika*, übersetzt von I. E. A. Martin, Jena und Leipzig 1866, S. 245.

<sup>3)</sup> Dr. Oscar Baumann, *Durch Massailand zur Nilquelle*, Berlin 1894, Seite 156.

<sup>4)</sup> Dr. Oscar Baumann, *Petermanns Mitteilungen* 1889, S. 43.

Augen und sagt ihm, dass die Vögel kämen um ihn mit dem Schnabel zu ritzen, wobei er die Haut mit dem Messer ritzt.<sup>1)</sup>

„Die Wayao“, sagt von Behr, „tätowiren nur an einer oder beiden Schläfen 2 senkrecht zum Auge laufende Striche als Stammesabzeichen.“<sup>2)</sup> Dasselbe bestätigt der Geologe Lieder.<sup>3)</sup>

Endlich finden wir Stammesmarken noch bei den Bewohnern von Fernando Póo und zwar haben sie auf dem Kopfe eine Art Tätowirung; dieser eigentümliche Schmuck besteht in Narben, und zwar werden schon den Kindern Wunden am Haupte beigebracht, damit sie dieselben zeitig erhalten.<sup>4)</sup>

---

Bevor wir mit der Zusammenstellung der mit Schnittnarben versehenen Völker der anderen Weltteile fortfahren, wollen wir noch vorerst einer Sitte Erwähnung thun, die der vorgenannten nahe verwandt ist und scheinbar auch nur in Afrika existiert, nämlich der Sitte, sich warzenartige Narben zu machen.

Am ausgeprägtsten finden wir diese warzenartigen Narben bei den „Knobneuzen“ der Buren, die mit dicken Warzen von der Stirn bis auf die Nasenspitzen versehen sind.<sup>5)</sup>

Ferner bei den Eingeborenen Liberias. Von diesen sagt Büttikofer. „Die Zeichen, welche Knaben und Mädchen im Zauberwalde erhalten, sind meist auf dem Rücken oder den Lenden angebracht und werden durch Reihen von knötchenartigen Narben, Hautnarben, gebildet, die einigermassen an Perlenschnüre erinnern. Dieselben werden vermittelt eines Federmessers oder einer Glasscherbe verursacht und zur Erreichung des Aufschwellens mit gewissen beissenden Pflanzensäften eingerieben. Die Narben zur Erinnerung an den Zauberwald bestehen bei den Veymännern aus einer einfachen oder doppelten Reihe von Knötchennarben, die sich entweder dem

---

<sup>1)</sup> Dr. Oscar Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete, Berlin 1891, Seite 123 u. 132.

<sup>2)</sup> H. F. von Behr, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1893, S. 84.

<sup>3)</sup> Lieder, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1897, S. 131.

<sup>4)</sup> Don José Maria Gomez y San Juan, Das Ausland, Stuttgart und München 1884, S. 838.

<sup>5)</sup> Wilh. Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 33.

ganzen Rückgrat entlang oder auch vom Nacken bis auf den letzten Rückenwirbel hinziehen und von da sich gabelnd in der Richtung der Bauchrippen verlaufen, während sich die Zeichnung bei den Frauen auf einen vertikalen Streifen auf den Lenden beschränkt. Bei den anderen Stämmen weichen diese Rückenverzierungen in Zeichnung und Form etwas von den genannten ab.“<sup>1)</sup>)

Die Niambara ziehen sich nach Junker eine 6 bis 8-fache Reihe punktartiger Narben von den Schläfen zu der Mittellinie der Stirn und zum Nasenansatz hin. Aehnliche Muster sind auf Brust und Bauch angebracht.<sup>2)</sup>)

Von den Madimännern berichtet Schweinfurth: „Man erkennt sie sofort an den 2 Reihen von Punkten, welche von der Nabelgegend nach den Schultern zu divergierend verlaufen wie die Knöpfe an gewissen Uniformen. Die Frauen der meisten Mittustämme haben auf der Stirn gewöhnlich 2 parallele Reihen tätowirt.“<sup>3)</sup>)

Die Wanyasse pflegen sich im Gesichte kleine Hautfetzen loszutrennen. Sie bewirken dadurch, dass sie aussehen, als hätten sie Reihen von kleinen dunklen Streichholzenden im Gesichte.<sup>4)</sup>)

Bei dem Kondevolke zieren sich besonders die Frauen mit quadratisch gemusterten Flecken und Streifen, die sich am häufigsten um den Nabel, an den Schenkeln und am oberen Teile des Rückens befinden. Das Muster wird hergestellt durch Erzeugung flacher Hautwarzen mittelst chirurgischen Eingriffs.<sup>5)</sup>)

Von der Matumboka oder Atimboka sagt Livingstone: „Sie treiben auf der Haut ihrer Gesichter kleine Knoten in die Höhe, so dass sie aussehen, als wären sie ganz und gar mit Warzen oder Finnen bedeckt.“<sup>6)</sup>)

---

<sup>1)</sup> I. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia, Leiden 1890, II, 215.

<sup>2)</sup> Dr. Wilh. Junker, Reisen in Afrika, Wien und Olmütz 1889, S. 337.

<sup>3)</sup> Dr. Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Leipzig 1874, I, Seite 446.

<sup>4)</sup> Lieder, Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten, Berlin 1897, S. 95.

<sup>5)</sup> A. Marensky, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie Ethnologie und Urgeschichte, 1893, S. 294.

<sup>6)</sup> David und Charles Livingstone, Neue Missionsreisen in Afrika. Uebersetzt von A. Martin, Jena und Leipzig 1866, S. 72.

Es war mir nicht möglich, mehr Beispiele für diese sonderbare Art von Hautverzierung zu finden. Wahrscheinlich ist es, dass noch viele andere Völker und Stämme sich auf diese Weise zieren; leider aber sind die meisten Forschungsreisenden zu ungenau in der Wiedergabe ihrer Beobachtungen auf diesem Gebiete und machen keinen Unterschied in den verschiedenen Arten, so dass es demjenigen, der sich nicht persönlich überzeugen konnte, sehr schwierig wird, die einzelnen Arten zu bestimmen.

---

In Asien kommt die Sitte, sich Ziernarben zu machen, nur bei einigen Völkern vor.

Im Norden sind es zunächst die Ostjaken, jedoch nur die Männer, welche sich ihre Merk- oder Abzeichen, die als ihre Signatur gelten, auf das Handgelenk schneiden.<sup>1)</sup>

Bei den Tungusen ist gerade das Gegenteil der Fall; dort sind nämlich die Männer nicht tätowiert, die Frauen dagegen sehr oft, und zwar erstrecken sich die Narben vorzugsweise über das Gesicht, seltener findet man sie auf den Armen und anderen Körperteilen.<sup>2)</sup>

Von den Rentier-Tschuktschen sagt Nordenskiöld: „Die Frauen waren in derselben Weise wie bei den Küsten-Tschuktschen tätowiert, doch sah ich hier eine ältere Frau, die ausser den gewöhnlichen Gesichts-Tätowirungen auch auf den Achseln tätowiert war und eine andere, welche auf der äusseren Seite der Hände 2 parallele, der Hand entlang laufende Linien und einen dieselben schräg verbindenden Strich hatte.“ Auch hier waren die Männer untätowiert.<sup>3)</sup>

Weiter existiert die Sitte bei den Dekhan-Frauen Vorderindiens. Diese schneiden sich Blumen mit lebhaften Farben in die Haut, welche lediglich Verzierungen sind.<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> Sir John Lubbock, Die Entstehung der Civilisation, Uebersetzt von A. Passow, Jena 1875, S. 31.

<sup>2)</sup> Adolf Erik Freiherr von Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas, Leipzig 1882, II, 98 f.

<sup>3)</sup> Adolf Erik Freiherr von Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas, Leipzig 1882, Band I, S. 455.

<sup>4)</sup> Kaltbrunner, Der Beobachter, Zürich 1882, S. 672.

Bei den Ainofrauen ist nach Ratzel<sup>1)</sup> die Tätowirung allgemein, bei Männern kommt sie nicht vor. Nach Scheube<sup>2)</sup> sind es 3 Stellen, an welchen man die Frauen mit blauen Verzierungen tätowirt sieht und zwar:

- 1) Die Umgebung des Mundes in Form eines mit den Spitzen nach oben gedrehten Schnurrbartes.
- 2) Die Gegend zwischen den Augenbrauen, welche hierdurch zu einer Linie verbunden werden, mitunter auch diese selbst.
- 3) Der Handrücken, bisweilen auch die Dorsalseite der Finger, sowie Streck- und Beugeseite des unteren Theiles des Vorderarmes beider- oder nur einerseits.

Einmal sah Scheube bei einem kleinen Mädchen auch auf dem Nasenrücken ein X tätowirt.

Die Tätowirung zwischen den Augenbrauen ist in manchen Gegenden nicht mehr gebräuchlich.

Die Zeit, in der man mit dem Tätowiren beginnt, ist nach Scheube das sechste Lebensjahr, und zwar wird mit der Tätowirung in der Umgebung des Mundes — zuerst an der Mitte der Oberlippe — und zwischen den Augenbrauen angefangen. Von Zeit zu Zeit folgt dann ein weiteres Stückchen, und erst bei der Verheirathung werden diese vollendet. Die Tätowirung auf Hand und Vorderarm wird in einer Sitzung ausgeführt. Es geschieht dies nicht vor dem 14. Jahre. Da die Tätowirte hierauf für mehrere Tage arbeitsunfähig wird, wählt man dazu eine Zeit, wo es für die Frauen nicht viel zu thun giebt. Gattin und Nebenfrau unterscheiden sich nicht durch ihre Tätowirungen.

Letztere werden von alten Frauen vorgenommen, welche gleichzeitig das Amt von Hebammen besorgen und deren es in jedem Dorfe mehrere giebt. Zuerst werden mit einem japanischen Rasirmesser kleine Schnitte gemacht, sodann wird der Russ von verbrannter Birkenrinde (*Betula alba*) darüber gewischt und nun die Stelle mit einer Abkochung der Rinde eines Baumes, den die Japaner mento-no-ki, die Ainos yarbeni nennen, gewaschen. Letzteres geschieht, um die Blutung zu stillen und den Russ zu fixiren. Die Tätowirungen, meint Scheube, sollen den Frauen den Haarschmuck ersetzen, welchen ihnen die Natur versagt

---

<sup>1)</sup> Dr. Friedrich Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, III, 536.

<sup>2)</sup> Dr. B. Scheube, Die Ainos, Yokohama 1882, 6.

hat. Ratzel dagegen nimmt an, dass den Tätowirungen religiöse Ueberlieferungen zu Grunde liegen<sup>1)</sup>

Von den Negritos auf den Philippinen sagt Schadenberg: „Mit der Pubertät wird die Tätowirung vorgenommen. Sie besteht in 1 cm langen Einkerbungen, welche auf Armen, Brust, Gesicht, Rücken und Schenkeln und zwar bei beiden Geschlechtern ausgeführt werden. Der Tätowirende zieht dabei die Haut zu einer Falte stramm zusammen und kerbt sie mit Hilfe eines scharfen Bambus ein. Die Heilung erfordert 10—14 Tage. Von dem Augenblicke an, wo diese Zierde des Körpers vollendet ist, ist der Negritojüngling selbstständig.“<sup>2)</sup>

Derselbe Autor erzählt von Süd-Mindanao: „Mit der Pubertät ist die Tätowirung verbunden, welche bei Männern und Weibern in den mannigfaltigsten Mustern auf Armen, Händen, Brust und Beinen ausgeführt wird. Die Bagotos tätowiren sich nicht selbst, sie lassen es durch einen anderen Stamm, die Atas, welche sehr viel Negrito-Blut in den Adern haben, thun. Mit einem kleinen halbrunden Messerchen, welches sie Sagni nennen, machen sie in die straff angezogene Haut ziemlich tiefe Einschnitte und reiben nach etwa 100 Schnitten Russ, der durch Verbrennen von trockenen Bambus gewonnen wurde, hinein, worauf die Blutung sofort nachlässt.“<sup>3)</sup>

Endlich sind noch die Andamanesen oder Mincopies zu erwähnen. Von diesen erzählt Jagor, dass er mehrere Frauen damit beschäftigt fand, sich und andern kleine Einschnitte in die Haut zu machen. „Manche Individuen waren fast über den ganzen Körper mit Narben solcher Schnitte bedeckt, die nicht nur zur Verzierung, sondern auch als Heilmittel bei Unwohlsein angewendet werden. Statt der Messer verwenden die Andamanesen kleine Glassplitter, oder besser Glasspäne, die sie mit einem runden Steine von der Grösse einer kleinen Kartoffel aus alten Flaschenböden schlagen.“<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dr. Friedrich Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, III, 536.

<sup>2)</sup> Dr. Alexander Schadenberg, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1880, Seite 136.

<sup>3)</sup> Dr. Alexander Schadenberg, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1885, Seite 10.

<sup>4)</sup> Jagor, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1877, S. 47.

In Amerika ist die rohe Sitte des Narbenzeichnens fast ganz von der eigentlichen Tätowirung verdrängt worden, indessen findet sie sich doch noch bei einigen Stämmen, wo sie jedoch nicht als Schmuck dient.

In der Gegend des Schönwetter-Caps sah La Perouse noch die Männer sich Narben auf Brust und Arme mit einem scharfen eisernen Instrumente machen, welches sie an den Zähnen, wie an einem Wetzsteine schleifen.<sup>1)</sup>

Bei den Koloschen werden die Schnittnarben zum Zwecke der Selbstpeinigung angewendet. So schneiden sich die Knaben oft mit einer scharfen Muschel den Arm der ganzen Länge nach auf und rühmen sich ohne Schmerzenslaut einer solchen Heldenthat.<sup>2)</sup>

Die von Virchow 1886 untersuchten Bella-Coola liessen zweierlei Arten von Narben unterscheiden, nämlich erstens Tätowir-Narben, namentlich um das Handgelenk, am Vorderarm und an der Brust, zweitens eine Art von Narben, die von tiefen Einschnitten herrühren, welche von Medizinmännern zu Heilzwecken hergestellt wurden. Es sind dies meist kurze, zu mehreren in eine Reihe gestellte, lineare Narben, sehr ähnlich den Schröpfnarben.<sup>3)</sup>

Bei den Dakotas dürfen die Schnittnarben nur bei gewissen Totengebräuchen angebracht werden.

Turner erzählt den Vorgang wie folgt: „The wives, mother and sisters of a deceased man, on the first, second, or third day after the funeral, frequently throw off their moccasins and leggins and gash their legs with their butcher-knives, and march through the camp and to the place of burial with bare and bleeding extremities.

The men likewise often gash themselves in many places.“<sup>4)</sup>

Die Antillenbewohner ritzten nach Wuttke mit einem Acuti-zahn den Leib derjenigen jungen Leute auf, welche unter die

---

<sup>1)</sup> La Perouse, Entdeckungsreise in den Jahren 1785—1788, Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Berlin 1799, S. 330.

<sup>2)</sup> Legationsrat Tietz, Ausland 1834, Teil II, S. 1436.

<sup>3)</sup> Rud. Virchow, Anthropologische Untersuchung der Bella-Coola, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1886, S. 210.

<sup>4)</sup> Dr. L. S. Turner, Powell, first annual report of the Bureau of Ethnology, Washington 1881, S. 164.

Kriegsmänner aufgenommen werden sollten und rieben gefärbtes Wasser in die Wunden.<sup>1)</sup>

Von den Kariben erzählt Ploss: „Dem mannbare werdenden Mädchen wurden zuerst die Haare abgebrannt, dann wurde es auf einen Stein geführt, wo ihm der Zauberer mit den Nagezähnen der *Dasyprocta* 2 tiefe Einschnitte längs des Rückens und von Schulter zu Schulter machte, die er mit Pfeffer einrieb, ohne dass die Gequälte einen Schmerzenslaut ausstossen durfte.“<sup>2)</sup>

Auch in Brasilien erhalten die Mädchen beim ersten Eintreten der Menstruation ein derartiges Andenken in die Haut geschnitten. Der Vorgang ist folgender: „Dem auf einen flachen Kieselstein gestellten Mädchen wird mit einem Acutizahn die Haut oben von den Schultern an herunter auf dem Rücken in Form eines Querkreuzes und mit noch anderen Schnitten aufgeritzt, so dass das Blut überall hervorrieselt. Die Wunden werden darauf mit Kürbisasche dergestalt gerieben, dass sie die Merkmale niemals verlieren.“<sup>3)</sup>

Von den Karaya-Indianern berichtet Ehrenreich, dass sie bei Eintritt der Pubertät unter bestimmten Ceremonien tätowirt würden. „Die Tätowirung beschränkt sich auf das Stammeszeichen, welches beide Geschlechter auf den Wangen tragen, nämlich ein blauer Ring von 10—15 mm Durchmesser dicht unter dem unteren Orbitalrande. Man markiert mittelst eines Stempels auf beiden Wangen den Umkreis des Kreises. Die Stelle wird dann mit einem scharfen Steinchen ausgeschnitten und Baumwollencharpie in die Wunde gelegt. Nach Stillung der Blutung bewirkt eingeriebener Genipasafte die Blaufärbung der Narbe.“<sup>4)</sup>

Betrachten wir uns nun einmal die Inselflur der Südsee. Im Einklang mit der geographischen Systematik hätten diese Gebiete wohl direkt nach dem Festlande erwähnt werden müssen, doch dürfte es mit Rücksicht auf die Sitten der Oceanier ange-

<sup>1)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 83.

<sup>2)</sup> D. H. Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Berlin 1882, II, Seite 245.

<sup>3)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 83.

<sup>4)</sup> Dr. P. Ehrenreich, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens und Dr. H. Ploss, das Weib in der Natur und Völkerkunde, Leipzig 1897, Seite 103.

zeigt sein, erst an dieser Stelle darüber zu sprechen. Besonders massgebend hierfür ist der Grund, dass sich an bestimmten Stellen vielleicht ein Uebergang von der Narben- zur Punkt- tätowirung nachweisen lässt. Zunächst wollen wir uns mit den Bewohnern der Inselgruppen beschäftigen, welche nur Narben- tätowirung machen.

Am häufigsten verbreitet ist diese Art des Schmuckes in Melanesien. Hier ritzt und schneidet man sich mittelst scharfer Instrumente Zeichen in die Haut, die nach der Heilung erhabene, heller gefärbte Narben zurücklassen.

Gewöhnlich sieht man auf Brust, Rücken und Armen und zwar bei den beiden Geschlechtern erhabene wulstartige Narben, die selten in regelmässiger Anordnung verteilt sind. Man nennt diese Ziernarben „Akotto“. In Neu-Britannien gilt das „Akotto“ als eine besondere Verschönerung des Körpers, namentlich der Frauen. Männer tragen meist nur auf einer, seltener auf beiden Brustseiten „Akotto“, meist in Form eines Rades. Frauen haben weniger die Brust, sondern mehr das Gesäss oder den Oberschenkel mit „Akotto“ in verschiedenen Mustern verziert, welche sich in Form eines Rades, wie bei den Männern zu Schnörkeln oder auf dem Schenkel zu Zickzackmustern gruppieren.<sup>1)</sup>

Dass auch Narbentätowirungen im Gesichte vorkommen, beweisen die Untersuchungen an Neu-Britanniern bei der Gelegenheit der deutschen Kolonialausstellung zu Berlin, deren Resultat in folgendem wiedergegeben wird.

Es waren 7 Männer und 1 Junge; davon waren tätowirt:

1. „To-gui gin aus Ralûm, um 40 Jahre. Sehr schöne typische Narbentätowirung: je 9 Schnitte, jederseits vom äusseren Augenwinkel aus radiär nach hinten und unten verlaufend.
2. Ta-kulà aus Ralûm um 40 Jahre. Um die Augen richtige Narbentätowirung.
3. Dálang-lagûr aus Ralûm, 25—30 Jahre. Im Gesichte 2 Systeme von Tätowirungen; einmal beiderseits je 2 hinter- und ineinander liegende, nach hinten offene Winkel in der Schläfengegend, von denen die Spitze etwa in der Höhe der Lidspalte liegt und dann beiderseits je 4 vertikale Streifen, die aus lauter ganz

---

<sup>1)</sup> Dr. O. Finsch, bei W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 36.

kleinen, regelmässig gesetzten Querschnitten bestehen und vom unteren Augenhöhlenrand bis fast in die Gegend der Mundspalte herabreichen. An der Volarfläche des rechten Vorderarmes 2 dreizackige, mit den Spitzen nach unten gerichtete, blau tätowirte Zeichen, etwa von der Form eines liegenden E, aber mit verzüngten und abgerundeten Buchten.

4. Tan-lunà aus Ralûm, um 30 Jahre. Tätowirung: beiderseits symmetrisch je 15 blau erscheinende Strahlen nach aussen und unten vom Auge; die obersten Strahlen beginnen etwa fingerbreit über der Lidspalte, ziehen fast horizontal nach hinten und sind nicht ganz 2 cm lang, die weiteren Strahlen werden immer länger und dabei geneigter, so dass die letzten vom unteren Orbitalrande aus fast vertikal nach abwärts gehen und gegen 5 cm lang werden.
5. Tinai aus Ralûm, um 25 Jahre. Links ein aus lauter kleinen Querstrichen bestehender blauer Streifen vom äusseren Augenwinkel zum Mundwinkel. Ausserdem beiderseits mit Schnittnarben liuiert. An der Stirne noch verschiedene Narben, anscheinend von ärztlicher Behandlung. Am rechten Vorderarme ein blauer Kreis von etwa  $2\frac{1}{2}$  cm Durchmesser.
- 6) Towalût aus Ralûm, um 30 Jahre; auf jeder Backe 2, aus lauter kleinen Querschnitten bestehende vertikale blaue Narbenstreifen.
7. Taurangin aus Ralûm, um 30 Jahre. Tätowirung: jederseits 5 hinter- und ineinander gelagerte blaue, nach hinten offene Winkel, von denen der vorderste und grösste sich von der Gegend unter dem Infraorbitalrande bis an das Ohr erstreckt, während der hinterste und kleinste nur den Tragus einschliesst. Ausserdem an den Armen, von der Schulter bis an die Mitte der Vorderarme, in etwa zollgrossen Abständen, Querstreifen, die aus einzelnen kleinen, dicht nebeneinandergesetzten Schnittnarben bestehen.“<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Graf v. Schweinitz, C. v. Beck, F. Imberg, Deutschland und seine Kolonien, amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonialausstellung, Berlin 1897, Seite 239.

Von Neu-Pommern sagt Finsch: „Beliebt sind Ziernarben, die mittelst scharfer Instrumente eingerissen werden und bei Wiederholung der schmerzhaften Operation heller gefärbte, erhabene Male bilden. Sie gruppieren sich zuweilen zu Figuren, meist in der Form eines Rades und werden von Männern auf der Brust, von Mädchen auf dem Hinterteile, zuweilen in anderem Muster auf dem Oberschenkel eingeschnitten. Solche Mädchen gelten als besonders schön. Dennoch ist diese Körperzier sehr wenig verbreitet, wahrscheinlich infolge der Schmerzhaftigkeit und namentlich Langwierigkeit. Gut ausgeführtes Akotto muss mehrmals wiederholt werden und erfordert schon der Heilung wegen mehrere Monate Zeit.“<sup>1)</sup>

Bei einigen Männern der Hansabucht bemerkte Finsch eine Tätowirung, bestehend aus 2—3 Längslinien von Querstrichelchen über der Stirn und Querlinien über die Wangen.<sup>2)</sup>

Auf Willaumez waren nach Finsch nur einzelne Männer durch Ziernarben ausgezeichnet.<sup>3)</sup>

Die Bewohner der Admiralitätsinseln schmücken den Körper durch langgezogene Narben, besonders an den Armen.<sup>4)</sup>

Die Tätowirung mit erhabenen Hautnarben findet sich auch im Salomonsarchipel, jedoch nur auf den südlichen Inseln; gewöhnlich ist sie auf dem Rücken angebracht. Ausdrücklich wird bemerkt, dass sie für den Tätowirten eine religiöse Bedeutung habe.<sup>5)</sup>

An die Salomonen schliessen sich im Osten die Königin-Charlotte-Inseln an. Die Bewohner dieser Gruppe pflegen sich Hautnarben auf den Rücken zu machen.<sup>6)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dr. O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Begleitstücke aus der Südsee, Annalen des K. K. Naturhistorischen Museums, Wien 1888, S. 96.

<sup>2)</sup> Dr. O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Begleitstücke aus der Südsee, Annalen des K. K. Naturhistorischen Museums, Wien 1888, Seite 121.

<sup>3)</sup> Dr. O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Begleitstücke aus der Südsee, Annalen des K. K. Naturhistorischen Museums, Wien 1888, S. 117.

<sup>4)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, I, Seite 145.

<sup>5)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, I, S. 162 und Dr. Theodor Waitz und Dr. Georg Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, VI, 572.

<sup>6)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, I, 175 und Fr. Christman und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, Seite 117.

Auf der Gruppe der Neuen Hebriden war eine Narbentätowirung im Jahre 1800 noch allgemein,<sup>1)</sup> jetzt scheint sie jedoch nur noch auf Erromango und Tanna vorzukommen. Auf ersterer Insel tätowiren sich nur die Weiber, indem sie sich ins Gesicht das rohe Abbild einer Blume, eines Blattes, eines Sternes und allerhand Figuren einritzen, aber auf eigentümliche Art, denn jene Zeichnungen werden durch erhabene Narben gebildet.<sup>2)</sup>

Von den Tannesen sagt Wuttke: „Sie bedienen sich, um Einschnitte zu machen, sowohl scharfer Muscheln, als des Bambusrohres. Der Oberteil des Armes und der Bauch sollen die Hauptstellen sein, die so getroffen werden; die entstehenden Narben, auf welche sie sich nicht wenig einbilden, stellen Blumen und andere seltsame Figuren vor.“ Erskine hingegen sagt, diese Sitte sei nur bei den Weibern gebräuchlich und Turner spricht sie auch diesen ganz ab.<sup>3)</sup>

Auf den Loaltyinseln kommt eine Figurenbildung durch Narben vor, jedoch ist dieselbe äusserst selten.<sup>4)</sup>

Während in Mikronesien Narbentätowirung gar nicht vorkommt, finden wir eine solche auffallender Weise auf einer Inselgruppe Polynesiens, nämlich bei den Bewohnern von Tongarewa der Manihiki-Gruppe. Diese zieren sich wie die Australier und Melanesier Brust und Arme.<sup>5)</sup>

Nirgends sind die Hautverzierungen zu einer solchen Vollkommenheit gebracht worden wie bei den Mikronesiern und Polynesiern. Auf einer höheren Kulturstufe stehend als die Australier und Melanesier, ist es ihnen gelungen Instrumente zu konstruieren, mittelst derer sie die Haut viel kunstvoller schmücken können wie die ersteren. Und manche Volksstämme haben es in ihrer Kunst so weit gebracht, dass man glaubt, ihr Körper wäre bestickt worden.

---

<sup>1)</sup> Das Ausland, 1832. Teil II, S. 831.

<sup>2)</sup> Dr. Theodor Waitz und Dr. Georg Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, VI, 572.

<sup>3)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 83.

<sup>4)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, Teil I, S. 242.

<sup>5)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875 Teil II, S. 262.

Betrachten wir die einzelnen Inselgruppen auch hier wieder der Reihe nach und beginnen wir mit den Bewohnern der Karolinen. Von ihnen sagt Meinicke: „Allgemein ist die Tätowirung, besonders vollständig bei den Vornehmen, bei Frauen unbedeutend, bei einzelnen fehlt sie ganz. Die Zeichen werden nur auf dem Körper, niemals im Gesicht angebracht. Ihre Herstellung erfolgt mit 10—12 Jahren und durch ein Werkzeug mit scharfen Gräten oder mit den spitzen Nadeln einer Conifere, das Färben durch den Saft der Aleuritesnuss oder andere Pflanzensäfte. Die Tätowirenden sind Frauen.“<sup>1)</sup>

Am stärksten sollen, wie Waitz sagt, die Bewohner der westlichen Karolinen mit Tätowirung versehen sein, welche überhaupt sich immer auf grösseren Strecken des Gebietes gleich bleibt. Auf einzelnen Inseln waren besondere Arten des Tätowirens für einzelne Körperteile heimisch, welche dann nach diesen Inseln benannt wurden. So auf Wolea ein Muster für die Brust, auf Faralep und Fais für die Arme, auf Eap für die Beine, und man reist von einer Insel auf die andere, um sich diese eigentümlichen Muster aufzeichnen zu lassen.<sup>2)</sup>

Ueber die Bewohner von Ponapé giebt uns Finsch<sup>3)</sup> einen ausführlichen Bericht: „Ich darf gleich vorausschicken, dass die Tätowirung bei den Ponapesen lediglich Verschönerungszwecken dient und weder mit Rang, Stand und Religion irgend etwas zu thun hat. Während die Sitte des Tätowirens auf den Gilbert- und Marschall-Inseln immer mehr abkommt, fanden wir sie auf Ponapé noch in voller Blüte und in einer Vollkommenheit der Zeichnung und Ausführung, wie ich sie bisher, selbst nicht unter den so reich verzierten Bewohnern von Ocean-Island (Bonaba), zu sehen bekam. Was zunächst die Körperteile anbelangt, die tätowirt werden, so sind es der Unterarm und die Hand bis zur inneren Daumenbasis und die Beine von den Hüften an bis zu den Knöcheln. Die Zeichnung besteht im wesentlichen aus einem breiten Gürtel rings um die Lenden und aus Längsfeldern auf Unterarm und Beinen, welche wiederum durch regelmässige Querbänder verbunden sind. In der ganzen Zeichnung kommen

---

<sup>1)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, II, Seite 370.

<sup>2)</sup> Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1865, V, Seite 65.

<sup>3)</sup> Dr. Otto Finsch, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1880, S. 308 ff.

nur gerade, bis sanft gebogene Längslinien vor, während die Detailzeichnung aus schiefen Linien besteht, die sich meist in stumpfen Winkeln schneiden und mehr oder minder deutliches Netzwerk bilden.

Nach John Kubary, dem gründlichen Kenner Ponapés, beginnt die Tätowirung der Mädchen schon kurz vor oder bei eben erlangter Pubertät mit diesem delikaten, am meisten verwahrten Felde. Nach unseren kurzen Erfahrungen fanden wir das Gegenteil. Ein behufs Skizzirung der Tätowirung zu uns gebrachtes, noch sehr junges Mädchen von vielleicht 12 bis 13 Jahren hatte noch keine Tätowirung an dieser Stelle aufzuweisen, dagegen bereits den breiten Lendengürtel, der frisch tätowirt, noch im Abheilen begriffen und mit abtrocknendem Schorfe bedeckt war. Derselbe Forscher (Kubary) sagt a. a. O. (Journ. Mus. God. Heft VIII S. 132) übrigens, dass man bei Mädchen schon im 4.—5. Jahre und zwar mit einigen Strichen an den Hüften beginne und dass das Ganze erst nach und nach in weiteren 5—6 Jahren vollendet werde.

Als weitere Fortsetzung des Schambergfeldes dient ein breiter Gürtel um Hüften und die obere Hälfte des Hintern, der sich hinterseits bis unmittelbar unter die Kreuzbasis erstreckt. Dieser Gürtel zeigt keine andere Zeichnung als zwei durch eine Querlinie getrennte weisse Querstreifen, die nicht genau die Mitte des Gürtels bezeichnen, sondern weiter unterhalb liegen; im übrigen erscheint er einfarbig schlagblau. Die Tätowirung der Beine steht mit diesem Leibgürtel in keiner Verbindung und ist durchaus getrennt von ihm, doch zeigt die von Kubary abgebildete Ponapéfrau auch den Teil des Oberschenkels unterhalb des Gürtels netzförmig tätowirt.

Soweit ich Beobachtungen anstellen konnte, beginnt die Zeichnung der Beine etwa auf oder etwas unterhalb der Mitte des Oberschenkels und zieht sich bis auf die Knöchel herab. Die Vorderseiten des Oberschenkels und Schienbeins bleiben frei; es giebt also, im Gegensatz zu den Armen, keine ringsum laufende Querbänderung . . . . .

Ausser dieser originellen Verzierungsweise des Körpers, die durchaus einen eigentümlichen Charakter bewahrt und total verschieden ist von der auf den Marschall- und Gilbert-Inseln, sowie auf anderen Gruppen der Karolinen, findet man auf dem

Oberarm der Ponapesen beiderlei Geschlechts noch andere, im Charakter ganz abweichende Zeichen. Es sind dies

1. der Drudenfuss (Pentagramm)
2. ein an das der Johanniter erinnerndes Kreuz und
3. ein schief stehendes Viereck, welches ein Kreuz einschliesst, welche Zeichen sich ohne besondere Anordnung und willkürlich bald einzeln, bald zusammen, aber nie in grösserer Anzahl sehr häufig, oft schon bei Kindern finden.

Ich glaube nicht zu irren, dass diese Zeichen erst durch Berührung mit Weissen auf der Insel eingeführt wurden, namentlich z. Z. des regen Verkehrs mit Schiffen in der glänzenden Periode des Walfischfanges. Bei so vielen Seeleuten, selbst höherer Chargen, ist die Sitte, sich nicht bloss einzelne Figuren (namentlich Anker, Pentagramme, Kreuze, Namenszüge), sondern ganze Bilder auf Arme, Brust u. s. w. tätowiren zu lassen, ja viel weiter verbreitet, als man dies daheim glauben würde, und unter den Weissen, welche längere Zeit mit den Eingeborenen zusammenlebten, findet man kaum einen, der nicht mehr oder minder mit der Tätowirung derselben geziert wäre, was hauptsächlich geschieht, um dem weissen Geschlechte zu gefallen. Wie nun so manche Weisse von den Eingeborenen, deren Tätowirung zum Teil annehmen, so scheint es mir wiederum sehr erklärlich, wenn die letzteren von den Weissen das eine oder andere, ihnen besonders zusagende Zeichen entlehnten.

Die Tätowirung der Männer auf Ponapé weicht in keiner Weise von der beschriebenen der Weiber ab. Ich selbst kann dies nur insoweit bestätigen, als es Arme und Beine betrifft, da ich nie einen Mann völlig nackend zu sehen bekam. Wie ich indes aus zuverlässiger Quelle erfuhr, tragen auch die Männer den tätowirten Lendengürtel mit dem eigentümlichen Felde des Venusberges, nur dehnt sich die netzförmige Zeichnung des letzteren etwas weiter nach rechts und links aus. Wie die Tätowirung in Ponapé nicht an das Geschlecht, so ist sie auch nicht an das Alter gebunden; ich sah z. B. Knaben, anscheinend kaum älter als 10 Jahre, welche die Beine bereits so schön verziert zeigten, als ihre Eltern, während andere ältere Knaben keinerlei Tätowirung aufzuweisen hatten. Auch unter Erwachsenen sieht man häufig untätowirte, wenn auch fast immer einzelne Zeichen z. B. die beliebten des Oberarmes vorhanden sind.

Nach meinen Erfahrungen, die sich übrigens auf keinerlei Nachweis stützen, giebt es auf Ponapé reichlich soviel tätowirte als nicht tätowirte Personen, namentlich unter dem weiblichen Geschlechte.“ Zur Tätowirung gebrauchte Instrumente konnte Finsch nicht erlangen. Nach Kubary bestehen dieselben in scharfen spitzen Dornen einer Pflanze, die an einem kurzen Stiel befestigt sind und mittelst eines kurzen Schlägels in die Haut getrieben werden.

Die Tätowirung der Ponapesen ist nicht fühlbar.<sup>1)</sup>

Die Tätowirung von Kusaie besteht aus Querstreifen an Armen und Beinen, welche eine blaugraue Farbe zeigen.<sup>2)</sup>

Von den Pelau-Insulanern schreibt Miklucho Maklay: „Die Weiber sind auf Pelau mehr tätowirt wie die Männer. Bei erwachsenen Frauen erscheinen die Hände an der dorsalen Seite, die Arme bis zur Hälfte des Oberarmes ebenfalls, vorzugsweise in der Streckseite, der Mons Veneris, von einer fast ununterbrochenen (d. h. es finden sich keine besonderen Figuren, Arabesken etc. dargestellt) Tatuierung bedeckt, während an der äusseren Seite der Beine, vom Trochanter major bis Malleolus externus, Reihen von Kreuzen, Sterne, Punkte, einfache und Zickzacklinien tatuirt sind. Die Mons Veneris wird erst nach dem Auftreten der Menstruation vorgenommen. Auch die vorderen, äusseren Teile der grossen Schamlippen erschienen tatuirt. Das Tätowiren dieser Teile ist auch der Grund, weshalb die Haare an den Genitalien bei Frauen ausgerupft werden. Die Tätowirung der Mons Veneris wird, obwohl sehr schmerzhaft, wie man mir sagte, an einem Tage ausgeführt.“<sup>3)</sup>

Auf den Marschall-Inseln ist die Sitte des Tätowirens im Aussterben begriffen, jedoch wird sie noch genügend betrieben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Dr. Erwin Steinbach berichtet uns darüber folgendes: „Als integrierenden Bestandteil der Kleidung kann man die ausgedehnte Tätowirung betrachten, die allerdings in neuerer Zeit seltener und in geringerem Umfange ausgeführt wird; immerhin wird es noch lange dauern, bis dieselbe ganz verschwunden sein wird. Sie besteht in der

---

<sup>1)</sup> Dr. Otto Finsch, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1888, S. 308 f.

<sup>2)</sup> Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1865, V, Seite 65.

<sup>3)</sup> N. von Miklucho-Maclay, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1878, S. 107.

Hauptsache nur aus kleinen, unterbrochenen, parallel verlaufenden Streifen, mit denen bei den Männern Brust, Bauch, Rücken, die Arme und die Seiten der Oberschenkel, bei Häuptlingen, je nach dem Rang, auch das ganze Gesicht, einschliesslich der Augenlider, bedeckt werden. Der Anblick eines so tätowirten Mannes ist durchaus angenehm und erregt unwillkürlich den Eindruck, als ob der Betreffende ein blaues Netzhemd trüge. Die Tätowirung der Frauen erstreckte sich nur auf den Oberarm, Teile der Brust und die unteren Teile des Halses; die Arme und auf einige Binden an den Ober- und Unterschenkeln. Wenn auch heutzutage irgendwelche Ceremonien bei der Ausführung der Tätowirung, wie das früher geschah, nicht mehr vorgenommen werden, so war es mir doch noch möglich, einen Zusammenhang dieser Sitte mit religiösen Vorstellungen festzustellen. Die Muster selbst werden mit Hilfe der roten Schwanzfeder des Topikvogels vorgezeichnet und darauf durch den Schlag eines kleinen Stöckchens auf einen zugespitzten Knochen des Fregattvogels eingegritzt. Die in die Wunde eingebrachte Farbe besteht in einem Gemenge gebrannter und pulverisierter Kokosnussfaser, dem Saft der Pandanus-Luftwurzeln und einer Komposite.<sup>1)</sup>

Finsch ist nicht der Ansicht, dass die Tätowirung bei den Bewohnern der Marshall-Inseln in irgend einem systematischen Zusammenhange mit religiösen Vorstellungen, noch mit dem Alter, dem Range oder Geschlechte stehe. „Sie ist mit Ausnahme eines Dessins so verschieden als bei uns die Kleider sind.“<sup>2)</sup>

Oberlaender stimmt dagegen mit der Ansicht Steinbach's überein. Er sagt: „Die kunstreich zierliche Tätowirung der Einwohner von Radak ist nach dem Geschlecht verschieden, bei jedem gleichförmig. Sie bildet bei den Männern über Schulter und Brust ein am Nabel zugespitztes Dreieck, das aus kleineren, verschiedentlich verbundenen Strichen besteht. Aehnliche wohlgeordnete Horizontalstriche nehmen den Rücken und den Bauch ein. Bei den Weibern sind nur die Schultern und die Arme tatuirt. Ausser dieser regelmässigen Zeichnung, die am Erwachsenen erst ausgeführt wird und nur bei wenigen

---

<sup>1)</sup> Dr. Erwin Steinbach, Die Marshall-Inseln und ihre Bewohner, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1895, S. 475.

<sup>2)</sup> Dr. O. Finsch, Reise nach den Marshall-Inseln. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1879, Seite 414.

fehlt, haben alle als Kinder schon an Lenden, Armen, aber seltener im Gesicht Gruppen von Zeichen oder Strichen tatuirt. Wir bemerkten etliche Male unter diesen Zeichen das Bild des römischen Kreuzes. Die tatuirte Stelle ist sehr dunkel, scharf gezeichnet und über der Haut erhaben.“<sup>1)</sup>

Auf S. 175 fährt er dann fort: „Die Operation des Tatuirens steht auf Radak in Beziehung zu dem religiösen Glauben und darf ohne gewisse göttliche Zeichen nicht unternommen werden. Die, welche tatuirt zu werden begehren, bringen die Nacht in einem Hause zu, auf welches der Chef, welcher die Operation vollziehen soll, den Gott herabbeschwört: ein vernehmbarer Ton, ein Pfeifen soll seine Zustimmung kundgeben. Bleibt dieses Zeichen aus, so unterbleibt die Operation, daher sie an etlichen auch nicht vollführt wird. Im Falle der Uebertretung würde das Meer über die Insel kommen und alles Land untergehen.“

Die Tätowirung auf Ralik ist dieselbe wie auf Radak.<sup>2)</sup>

Wir kommen jetzt zu den Gilbert-Inseln. Auch hier ist es wieder Finsch, der am ausführlichsten über die dort gepflegte Tätowirung berichtet. Er sagt:<sup>3)</sup> „Obwohl die Sitte des Tätowirens bei den Bewohnern der Gilbert-Inseln in den letzten Decennien bedeutend abgenommen hat und jetzt im Aussterben begriffen ist, so war sie doch auch in früheren Zeiten keineswegs allgemein verbreitet und schon damals selten, wenn darüber auch allerdings nur wenige Zeugnisse vorliegen. Am wichtigsten darunter ist jedenfalls das von Kapitän Hudson, der im Jahre 1841 den Gilpert-Archipel besuchte, also zu einer Zeit, wo die Eingeborenen noch in vollster Ursprünglichkeit lebten und zum Teil noch keine Weissen gesehen hatten. Die amerikanische Erforschungsexpedition besuchte damals zum Teil zum ersten Male die Inseln Tapiteuëa, Apamama, Kuria, Apaiang und Makin und sah Eingeborene von Arenuka, Maiana, Tarowa und Maraki an Bord, lernte also eine ziemliche Anzahl von Inseln und Bewohnern derselben kennen. Trotzdem gedenkt Hudson der Tätowirung nur von Makin und Tapiteuëa und bemerkt bezüglich der letzteren Insel ausdrücklich: „nur wenige waren tätowirt.“ Da Hudson diesem Gegenstande gerade be-

<sup>1)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, S. 171.

<sup>2)</sup> Adalbert von Chamisso's Werke, Berlin 1864, II, S. 182.

<sup>3)</sup> Dr. O. Finsch, Globus 1894, S. 266 ff.

sondere Aufmerksamkeit schenkte, so lässt sich aus den kurzen Bemerkungen schliessen, dass Tätowirung bei den Gilberts von jeher selten war. Kirby und Wood, die beiden von der amerikanischen Expedition aus einem freiwilligen Kanakertum erretteten Matrosen, welche jahrelang unter den Eingeborenen und als solche auf Kuria und Makin lebten, wissen wenig über Tätowirung zu sagen. Nach Wood konnten sich auf Makin nur die Reichen diesen Luxus erlauben, da die Ausführung für die meisten viel zu kostspielig war. Auch die ersten Missionare, welche Ende der 50er Jahre mancherlei über die Bewohner der Gilbert-Inseln berichten, schweigen hinsichtlich der Tätowirung fast ganz, vermutlich, weil diese Sitte so wenig auffallend war. Parkinsons Mitteilungen, auf die ich noch zurückzukommen habe, geben keine Daten über Häufigkeit und Verbreitung des Tätowirens im Gilbert-Archipel. Nach meinen Schätzungen, die selbstverständlich auf Genauigkeit keinen Anspruch machen können, aber immerhin sich der Wahrheit nähern dürften, sind von 100 Personen beiderlei Geschlechts kaum 20 tätowirt. Die Tätowirung der Gilbert-Insulaner besitzt keine besonderen Zeichen zur Unterscheidung von Rang und Stand (wie dies bei den Marschall-Insulanern der Fall ist), würde aber nach Parkinson „das Ansehen“ der betreffenden Personen erhöhen. Er sagt darüber: „Ein alter ganz tätowirter Mann, selbst wenn er kein Eigentum hat, ist stets in den Ratsversammlungen eine Person von Bedeutung, und seine Stimme hat mehr Gewicht und findet mehr Beachtung als die eines reichen Mannes, welcher nicht tätowirt ist. Junge tätowirte Leute dulden bei ihren Spielen und Tänzen keine untätowirten, blicken überhaupt auf diese mit einer gewissen Verachtung herab. Auch diese Behauptung könnte höchstens für seltene Ausnahmefälle, aber nicht als allgemein gültige Regel gelten, wie schon aus der Seltenheit vollständig tätowirter Personen erhellt. Wäre Tätowirung von solcher Bedeutung, dass die betreffenden dadurch selbstverständlich an Ansehen gewinnen, so würden die Häuptlinge gewiss am häufigsten tätowirt sein. Aber dies ist keineswegs der Fall. Wichtig und volle Beachtung verdient dagegen jener Passus bei Parkinson: „Junge Leute lassen sich manchmal den ganzen Körper tätowiren, um dadurch in den Augen der jungen Insulanerinnen um so begehrenswerter zu erscheinen.“ Denn fragt man nach den wirklichen Gründen, warum sich manche

Bewohner des Gilbert-Archipels tätowiren lassen, so muss die einfache Antwort auch hier lauten: „Aus Eitelkeit und Prahlerei in dem Bestreben, ihr körperliches Aussehen zu verschönern.

Was schliesslich die Methode des Tätowirens selbst anbelangt, so stimmt dieselbe im wesentlichen ganz mit den sonst in der Südsee gebräuchlichen überein. Als Farbe wird überall Russ benutzt und zwar aus der Hülle der Kokosnuss gebrannt, der im Abschnitte einer Kokosnussschale, als Napf, mit Wasser (nach Parkinson mit Kokosmilch) angerührt wird. Zum Aufzeichnen des Musters bedient man sich eines kleinen zündholz-grossen Hölzchens, und dann erst kann die eigentliche Prozedur beginnen, wozu die üblichen Geräte, Nadel und Klopfer erforderlich sind. Nach Wood bedient man sich als ersterer eines feingezähnten Knochens, ein Instrument, das Parkinson ausführlich beschreibt. „Es besteht aus einem kleinen, etwa 8 zölligen Stäbchen, woran an einem Ende rechtwinklig ein feingeschabtes Stückchen Menschenknochen befestigt ist. Dieses Knochenstückchen, das circa 1 Zoll lang und  $\frac{1}{4}$  Zoll breit ist, hat am unteren Ende sehr feine Zähne, die nadelscharf und dicht an einander sitzen.“ Derartige Tätowirungsgeräte erlangte ich in den Gilbert-Inseln nicht mehr, dagegen ein anderes, noch viel einfacheres auf Maiana, „Tomaggi“ genannt. Dasselbe besteht aus einem nicht besonders bearbeiteten, beliebigen Stückchen Holz, Abschnitt eines zuweilen noch zum Teil mit Rinde versehenen Zweiges, das am oberen Ende gespalten ist. In diesen Spalt ist ein schmales Streifchen vom Rande eines Pandanusblattes eingeklemmt und zwar in der Weise, dass einer der nadelscharfen Randstacheln an dem Blattstreif haftet, um als eigentliche Tätowirnadelp zu dienen. Der eingeklemmte Streif Pandanusblatt mit dem Dorne ist ausserdem noch mittels eines gelben Faserstoffes mit dem Holzstiele verbunden und befestigt.

Als Klopfer dient ein beliebiges Stückchen Holz, von irgend einem geraden Aste oder Zweige gespalten, ohne besondere Bearbeitung. Der Tätowirer klopft mit dem Ende dieses Stöckchens sanft auf das eigentliche Tätowirinstrument, so dass die Nadel eben unter die Haut eindringt und mit ihr die aufgezeichnete Farbe. Es lässt sich mit diesem Instrumente daher zur Zeit nur ein Punkt hervorbringen, aber da die Nadel ausserordentlich scharf ist, dringt sie sehr rasch ein, und bei einiger Geschicklichkeit des Operateurs geht die Sache doch ziemlich schnell.

Der prickelnde Schmerz, welcher durch das Einschlagen der Nadel entsteht, ist nur unbedeutend und nicht erheblicher als irgend welche leise Nadelstiche, die eben unter die Haut eindringen. Empfindlicher ist die Entzündung, welche sich an der betreffenden Stelle oft recht heftig einzustellen pflegt. Dass unter Umständen infolge von Blutvergiftung auch der Tod eintreten kann, gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, aber im grossen und ganzen ist Tätowiren nicht entfernt als lebensgefährliche Operation zu bezeichnen. Frisch tätowirte Stellen treten sehr scharf, fast schwarz hervor, aber bald bildet sich ein Schorf, der meist in ein paar Tagen abfällt, und dann erscheint das Muster viel blosser als zuerst und mehr oder minder dunkel schlagblau gefärbt.“

Meinicke sagt von den Gilbert-Insulanern: „Die Tätowirung findet sich bei ihnen im ausgedehnten Masse und in einer Vollkommenheit, dass sie sich darin mit den Neuseeländern und Marquesanern wohl messen können; sie bringen die Bilder, die von besonderen Tätowirern dargestellt werden, nur auf dem Körper, sehr selten im Gesicht an, die Frauen sind wenig tätowirt, die Kinder haben nur einige Zeichen an Armen und Beinen. Interessant ist es, dass sich bei ihnen der Zusammenhang dieses bei den Polynesiern zu einem blossen Zierrat gewordenen Körperschmucks mit den religiösen Ansichten erhalten hat.“<sup>1)</sup>

Wenden wir uns nun nach Polynesien, so stossen wir zuerst auf die Gruppen der Lagunen- oder Ellice-Inseln. Von ihren Bewohnern sagt Meinicke: „Die Tätowirung ist ganz eigentümlich; auffallend ist, dass sie nach melanesischer Weise bei Männern sparsam vorkommt und oft ganz fehlt, bei Frauen viel häufiger und allgemeiner sich findet.“<sup>2)</sup>

Die Muster, die sehr oft Tauben darstellen, bedecken die Arme, die Seiten, den Körper vom Bauch bis zum Knie und den Rücken.<sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> Prf. Dr. Carl Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, V, S. 334 f.

<sup>2)</sup> Prf. Dr. Carl Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Seite 135.

<sup>3)</sup> Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1865, V, Seite 188.

AufTukopia trugman Parallelstreifen über die Brust und Längsstreifen über den Rücken, in sehr eleganten Mustern und nur einige wenige Bilder von Fischen im Gesicht.<sup>1)</sup> Auch Meinicke bestätigt, dass die Tätowirung auf Tukopia sehr sorgfältig und reich ist. Man braucht dazu eine in 5 Teile gespaltene Gräte.<sup>2)</sup>

Die Rotumaner tätowiren den Körper vom Nabel bis fast zum Knie und die Arme, manchmal recht elegant. Dies besorgen bestimmte Menschen mit feingezähnten Instrumenten von Schildplatt.<sup>3)</sup>

Waitz sagt, dass die Eingeborenen mit Bildern von Fischen und Vögeln oder kreisrunden Figuren tätowirt waren.<sup>4)</sup>

Von den Bewohnern der Tokelau-Inseln sagt Waitz: „Die Frauen sind ebenso tätowirt wie die Männer und zwar meist mit Dreiecken, deren Spitze nach unten stand: auf der Brust aber mit rohen Abbildungen von Schildkröten.“<sup>5)</sup> Oberlaender bemerkt, dass neben Bildern von Schildkröten auch solche von Fischen und zwar auf den Armen und der Brust vorkämen.<sup>6)</sup> Von Wuttke hören wir, dass die Frauen viel stärker tätowirt wären wie die Männer; „sie hatten 5 Striche auf der Unter- und Oberlippe, die beim Schliessen der Lippen aneinanderreichten und ausserdem um den Hals herum 2, 3, sogar 4 Ringe von aneinandergesetzten Fischbildern gleich einer Schnur.“<sup>7)</sup>

Von den Samoanern giebt uns von Luschan<sup>8)</sup> den ausführlichsten Bericht: „Im wesentlichen“, sagt er, „besteht die Tätowirung der Samoaner aus mannigfachen und zahlreichen Systemen von meist queren Bändern, die hinten viel höher hinaufreichen als

---

1) Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1865, V, Seite 188.

2) Prof. Dr. Carl Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Seite 59.

3) Prof. Dr. Carl Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Seite 52.

4) Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1865, V, Seite 188.

5) Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1865, V, Seite 188.

6) Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, Seite 229.

7) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 112.

8) H. von Luschan, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1896, S. 552 ff.

vorn und in zwei, mit einer einzigen Ausnahme, ganz symmetrische seitliche Hälften zerfallen. Ihre obere Grenze verläuft am Rücken fast quer in der Höhe der falschen Rippen, vorn aber, stark nach unten konvergierend, etwas höher als die Leistenbeuge. Nach unten reicht die Tätowirung bis etwas unter die Kniee, wo sie scharf und in ganz querer Begrenzung aufhört. Was weiter die samcanische vor jeder andern der polynesischen Tätowirung auszeichnet, ist, dass ein grosser Teil der Oberschenkel völlig einheitlich dunkel tätowirt ist und dass also sehr grosse und ausgedehnte Flächen vollkommen homogen dunkel gefärbt sind. Wenn also die Tätowirung der Samoaner auch nur einen verhältnismässig kleinen Teil des Körpers bedeckt, so ist sie doch eine sehr reichliche und ersetzt an Intensität völlig, was ihr an Extensität abgeht. Die Summe von einzelnen Stichen und demgemäss auch die Summe von Farbstoff-Partikelchen, die in der Haut abgelagert sind, dürfte bei der samoanischen Tätowirung ungleich grösser sein als bei irgend einer anderen bekannten Tätowirung in Polynesien und überhaupt nur durch manche japanische Tätowirungen übertroffen werden. Die längsten dieser obenerwähnten, in der Hauptsache quer verlaufenden Bänder sind die *saimutu*; sie beginnen hinten, in der Höhe des Kreuzbeins, beiderseits etwa einen Querfinger von der Mittellinie entfernt, ziehen um das Gesäss herum und verlieren sich in ein grosses dunkles Dreieck, das dem *Mons Veneris* entspricht. Meist sind drei solcher Streifen vorhanden; die kleinen Häuptlinge sollen zwei, die grossen deren vier haben. Die Bedeutung des Namens, der mir mehrfach und immer wieder angegeben wurde, ist mir unbekannt geblieben.

*atualoa* heissen die langen, gezackten Streifen, die unmittelbar unter dem untersten *saimutu* gesehen werden, aber auch sonst mehrfach zwischen den anderen Mustern erscheinen. Das Wort heisst „Tausendfuss“, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich in dem Tätowirmuster dieses Stammes wirklich die Darstellung eines Millipoden erkenne.

*gogo* heissen die mehrfach als Muster erscheinenden kleinen schwarzen Flecken in der Mitte der, wie es scheint, eigens für sie aufgesparten, viereckigen, hellen fensterartigen Stellen. Das Wort ist der landläufige Ausdruck für eine Mövenart (*Sterna*), und ich nehme vorläufig an, dass auch das unter diesem Stamm

hier zum ersten Male beschriebene Tätowir-Muster ursprünglich auf eine Möve zurückgehen kann.

tua wurde mir als der Name des breiten queren Bandes bezeichnet, das am Rücken die obere Begrenzung der Tätowirung bildet. Es verläuft als langes Rechteck quer über den ganzen Rücken; seine beiden unteren Ecken sind abgerundet, die oberen beiderseits in je 2 lange, dünne Linien ausgezogen, die weit nach den Weichen übergreifen und bei einzelnen Menschen auch in der Ansicht genau von vorn gerade eben noch sichtbar werden. Tua heisst sonst einfach „Der Rücken“, aber ich glaube ganz bestimmt gehört zu haben, dass gerade dieser breite Streifen auch so heisst.

Nahe an den eigentlichen Enden des breiten tua-Streifens ist jederseits zwischen zwei ganz schmalen weissen Streifen ein Fensterchen ausgespart, in dem sich je zwei schwarze Flecken befinden, als Namen für diesen konstant wiederkehrenden Schmuck habe ich faila ermitteln können. Meine Frage, ob zwei gogo vorgestellt seien, wurde lebhaft verneint; was das Wort bedeutet, weiss ich nicht; einer der Samoaner sagte mir, es sei ein „Window“, aber ich kann mit dieser Erklärung weder lexikalisch, noch sonst irgend etwas anfangen, denn für Fenster haben sich die Samoaner, soviel ich ermitteln kann, nur das Wort foamalama neu gebildet.

Unter den tua liegt unmittelbar ein sehr langgezogenes Dreieck peâ; das Wort wird in Samoa für verschiedene Arten von grossen Fledermäusen oder fliegenden Hunden (*Pteropus Kerandrenii* Q und G; *Pt. Samoensis*, Peale und *Pt. Whitmeei*, Alston) gebraucht, und ich halte es einstweilen für ausgemacht, dass dieses Zeichen auch in der That auf die Darstellung eines solchen fliegenden *Pteropus* zurückgeht.

Unter diesen peâ folgt der bereits oben erwähnte Tausendfuss atualoa und unter demselben ein höchst kompliziertes Muster, das im ganzen ebenso lang und fast auch ebenso breit ist, wie das tua und auch von einer Seite des Rückens zur anderen zieht, aber nicht so gerade wie das tua, sondern nach oben konkav, da es ja das peâ und das atualoa einschliesst. Ich glaube für das ganze grosse Muster den Namen pula gehört zu haben, was einer der Samoaner mit „Cupboard“ übersetzen wollte. Ich kann mit dem Worte zwar nichts anfangen, und bin auch nicht sicher, ob es sich auf das ganze Muster oder

vielleicht nur einen Teil desselben bezieht; das Muster, wie ich es als solches zusammenfasse, (ob mit Recht, ist ja noch fraglich), hat jederseits „3 Fenster“, nach innen ein ganz schmales, vertikal gestelltes, aussen ein ganz dünnes, das quer gestellt ist und in der Mitte ein grosses viereckiges, in das, wie ein gogo, ein umgekehrtes T eingesetzt ist.

Zwischen den beiden symmetrischen Hälften dieses pula oder in der Mittellinie des Körpers unter dem pula (genaues konnte ich nicht feststellen) liegt eine aso genannte Tätowirung; das Wort soll Baum oder Balken, „large tree“ heissen.

Unter dem pula folgen nun unmittelbar 3 Systeme von ganz dünnen Querstreifen, tafagi. Das oberste besteht aus fünf Strichen, die beiden unteren haben je acht, so dass im ganzen jederseits 21 miteinander parallele dünne Striche vorhanden sind. Getrennt sind die 3 Systeme durch dicke schwarze Striche, deren Namen mir nicht bekannt sind. Von diesen Strichen hat der obere jederseits je ein oder zwei Fensterchen mit gogo, der untere hinten je ein Fenster und seitlich je 2 durch ein nach hinten gezähntes Fensterchen getrennte atualoa. Die Bedeutung dieser tafagi ist mir unbekannt geblieben. Das Wort fehlt in der mir bekannten Litteratur, und mit der mir von den Leuten selbst gegebenen Uebersetzung „hardest wood“ vermag ich nichts anzufangen.

Unterhalb von diesen tafagi liegen die 2 bis 4 bereits eingangs erwähnten saimutu, von einander durch fingerbreite weisse Streifen getrennt, in deren jedem zwei ganz dünne Streifen eiu-tätowirt sind, die ganz den tafagi gleichen, deren Name mir unbekannt geblieben ist. Ebenso muss ich leider einsehen, dass ich über die Zählung der saimutu selbst nicht ganz ins Klare gekommen bin. Mit den Leuten selbst zählte ich an ihrer eigenen Haut deren drei und gab mich vollllkommen damit zufrieden.

Auf diese folgt nach unten ein schöner atualoa, mehrfach von Punkten und gogo-Fensterchen unterbrochen und auf diesen wieder ein etwas breiterer Streifen mit zahlreichen gogo-Fensterchen, von denen vorn, neben dem Scrotum, beiderseits je 3 direkt neben einander stehen. Der mir für diesen Streifen angegebene Name asotalitu ist mir nicht verständlich. Die Leute waren, als ich bei der Untersuchung in diese Gegend kam,

bereits ungeduldig und zu einer weiteren Erklärung nicht mehr zu bewegen.

Aus diesem Grunde kann ich auch über die 3 weiteren Bänder, die sich an das asotalitu nach unten anschliessen, überhaupt gar keine Angaben machen. Sie sind die untersten von jenen Bändern, welche um den ganzen Leib herumgehen; was unter ihnen folgt, kommt schon unter das Perineum zu liegen und gehört also den Schenkeln als solchen an.

Die Tätowirung am Perineum selbst wurde mir als *tasale* bezeichnet. Es war mir nicht möglich, eine genaue Untersuchung dieser Gegend vorzunehmen. Fresenius und ich haben aber unabhängig von einander den Eindruck gewonnen, dass die ganze Mittelfleischgegend gleichmässig dunkel tätowirt ist. Das Wort *tāsale* findet sich übrigens bei Pratt als „a part of the tatooing“ und noch als Verbum „to make part of the tatoo“ und „to strike a mat drum with rapid strokes“. Es ist nicht unmöglich, dass beide Verbal-Bedeutungen zusammengehören, indem gerade in dieser Gegend wegen der besonderen Schmerzhaftigkeit die Tätowirung sehr rasch vorgenommen werden könnte.

Für die grosse schwarze Fläche, welche fast den ganzen Schenkel, mit Ausnahme seiner Innenseite einnimmt, hatte ich *taûa lausaë* notiert: F. W. K. Müller machte mich aber darauf aufmerksam, dass *taua* wohl nur eine Verbalform sein dürfte, dass hier also nur *lausaë* in Betracht käme. Die eigentliche Bedeutung des Wortes ist mir unklar geblieben; sie scheint obscön zu sein, oder mit irgend einem Vorgange beim Coitus im Zusammenhang zu stehen. Die Leute erklärten es für unschicklich, darüber zu sprechen; so weit ich mich in der Sache orientieren konnte, schienen sie die Vorstellung zu haben, dass es angenehm sei, an der Innenseite der Schenkel tätowirt zu sein. Bei der darüber auf Samoanisch geführten Unterhaltung schien mir ein Wort *mami* öfter vorzukommen; ich finde es jetzt bei Pratt mit „*surgere in coitu*“ übersetzt. Die Sache ist also völlig dunkel und bedarf um so mehr der Aufklärung, als sich bei Pratt ein Wort *tapûlu* findet, das dieser übersetzt: „The part of the tatooing, made all black“, während nach meinen eigenen Informationen das Wort sich nicht nur auf eine grosse schwarze Stelle bezieht, sondern, soweit ich das feststellen konnte, auf die Gesamtheit der dunklen Stellen im Gegensatze zu den hell gebliebenen Partien der ganzen Tätowirung.

Eine breite, schräg über den Oberschenkel verlaufende, unten ausgezackte Binde, welche das grosse schwarze lausai nach unten abgrenzt, heisst fusi. Das Wort steht bereits bei Pratt und zwar als „Gürtel“ und auch als „a portion of the tatoing.“

Ganz oben an der Innenseite der Schenkel gegen das Perineum hin gerichtet sieht man eine kammförmige Zeichnung, selu. Das Wort heisst auch wirklich „Kamm“; über die Bedeutung des Ornamentes dürfte daher zunächst kein Zweifel nötig sein.

Für die Kniegegend gerade unter der fusi-Binde wurde mir der Name ulumanu genannt. Ob er mit „Tierkopf“ zu übersetzen sein möchte, vermag ich ebensowenig zu entscheiden, als ich mit Sicherheit darüber orientiert bin, was eigentlich von der Tätowirung der Kniegegend unterhalb der fusi zu dem ulumanu gerechnet werden darf.

Ebenso bin ich auch über die Ausdehnung jener Tätowirung nicht ganz orientiert, die unterhalb des oberen Endes der fusi-Binde liegt. Mir wurde für das hier liegende Dreieck der Name tigidai genannt, der sonst nicht weiter bekannt zu sein scheint.

Für die gleichfalls sehr reiche und ausgedehnte Zeichnung, welche man zwischen der fusi-Binde und dem selu-Kamme auf der Vorderseite der Schenkel sehen kann, habe ich irgend welche Erklärungen oder Namen nicht erhalten können. Hingegen habe ich für die Darstellungen an der entsprechenden Stelle der Hinterseite der Schenkel den Namen faa-wae-wae-tuli notiert, das Pratt mit „lit like the legs of the tuli; the name of one part of the tatoing“ erklärt. tuli aber ist wohl *Charadrius fulvus*, also der tuli a tagaloo, über dessen grosse mythologische Bedeutung hier nur auf Tregear, *Maori-Polynesian comparative Dictionary-Wellington 1891* und F. W. K. Müller verwiesen sei. Für das wirkliche Verständnis der tätowirten Dreiecke, die uns als „Füsse des Tuli“ bezeichnet werden, ist mit dem Namen allein freilich noch nichts gewonnen; wir sind auch hier noch auf weitere Untersuchungen angewiesen.

Noch habe ich hier 3 Tätowirungen vorzuführen, alle 3 an der vorderen Bauchwand. Zunächst wurde mir als punialo die Tätowirung auf dem Mons Veneris bezeichnet. Es ist nicht ganz unmöglich, dass es als „Platz auf dem Bauche, auf dem

man Fische fängt“ mit *Pediculis pubis* etwas zu thun haben könnte; ich hoffe aber auf eine wissenschaftlich ergiebigere Erklärung.

Zu beiden Seiten des Bauches erheben sich von diesem *punialo* aus je drei nach oben und hinten verlaufende Linien, welche vom *Mons Veneris* bis hinauf zu dem *tûa* ziehen und so den vorderen Abschluss für 21 *tafagi* bilden. Diese 3 *asifaeifo* sind auch dadurch besonders bemerkenswert, dass nur ihre vorderen Ränder gerade, die hinteren d. h. lateralen Ränder aber sägeartig gezackt sind. Ueber ihren Namen habe ich keinerlei Bemerkungen zu machen, nur dass ich der Orthographie nicht sicher bin und auch einmal *aso taito* und *asi-faifu* gehört zu haben glaube.

Zum Schlusse bleibt noch die höchst merkwürdige Tätowirung der Nabelgegend selbst zu besprechen; sie wird als besonders schmerzhaft stets zuletzt vorgenommen, wie mir, wenn ich nicht irre, von Herrn Stabsarzt Dr. Kraemer mitgeteilt wurde. Sie ist die einzige Tätowirung in Samoa, die unsymmetrisch ausgeführt wird, indem man die linke obere Ecke des Vierecks, in das der Nabel eingeschlossen wird, nach aussen verlängert und zwar in der Richtung gegen die beiden dünnen Fortsätze des *tûa*-Bandes. Als Namen dieser Tätowirung habe ich *pute* notiert; ich sehe aber nachträglich, dass das einfach das samoanische Wort für „Nabel“ selbst ist und kann jetzt nicht mehr ermitteln, ob ich damals etwa die Tätowirung mit der Lokalität verwechselte oder ob thatsächlich vielleicht diese Tätowirung ebenso heisst wie die Stelle, auf der sie angebracht wird.“

So ausführlich auch der Bericht von *Luschan's* ist, so vermessen wir doch bei ihm eine Beschreibung des Vorgangs bei der Tätowirung. Eine solche finden wir bei *Oberlaender*. Er sagt: „Der junge Mann, der tätowirt werden soll, streckt sich auf eine Matte aus und legt den Kopf in jemandes Schoss, während einige andere ihn an den Beinen halten und aus Leibeskräften singen, um das Schmerzensgeschrei und das Stöhnen des Burschen zu übertäuben. Nun erscheint der Künstler mit einem Hammer und mehreren Kämmen, die aus Menschenknochen gemacht und an einem Griffe befestigt sind. Den Kamm taucht der Künstler in eine Mischung von Kokosnussasche und Wasser, setzt die Zinken auf die Haut des

jungen Mannes und treibt sie mit raschen Hammerschlägen in die Haut. Zur Seite stehen Leute, die das aus den zerstochnen Teilen hervorquellende Blut abwischen. Auf diese Weise überzieht der Tätowierer den ganzen Leib mit Mustern, die er einschlägt; aber er bringt in einer Stunde kaum eine Fläche von 9 cm im Geviert fertig; dann lässt er den Burschen aufstehen und es legt sich ein anderer an seiner Stelle nieder. Nach etwa einer Woche geht es von Frischem los und so wird das Geschäft 3 bis 4 Monate fortgesetzt, bis der ganze Körper tätowirt ist.“<sup>1)</sup>

La Perouse sagt von den Samoanern: „Die Männer haben den Körper dergestalt tätowirt, dass man sie für gekleidet halten sollte, ob sie gleich nackt sind.“<sup>2)</sup>

Von den Tätowirern auf Samoa sagt Meinicke: „Sie bilden eine förmliche Klasse von Künstlern und sind hoch geschätzt, sie verrichten ihr Geschäft unter gewissen Festlichkeiten.“<sup>3)</sup>

Trotz der Ausführlichkeit der im Vorstehenden beschriebenen Tätowirungs-Vorgänge und Muster leiden diese an einem Mangel von Genauigkeit. In neuester Zeit hat sich Marquardt<sup>4)</sup> mit der Untersuchung der Tätowirungen auf Samoa befasst. Seine Angaben sind schon aus dem Grunde von grösster Bedeutung, weil er der einzige Autor ist, welcher die Tätowirungen der Eingeborenen in ihrem eigenen Lande studierte.

Was nun zunächst bei seinen Untersuchungen auffällt, ist, dass er im Gegensatz zu Luschan, der ja allerdings seine Schlüsse aus Untersuchungen von nur 30 Samoanerinnen zieht, auch bei dem weiblichen Geschlechte Samoas die Tätowirung in einem ausserordentlich verbreiteten Masse vorfand. Er giebt an, dass etwa 60—70 von 100 Samoanerinnen mehr oder weniger tätowirt sind. Auch ist nach Marquardt der Einfluss der Missionare auf das Tätowiren bis jetzt nur ein verschwindend geringer gewesen. Alle Männer, ausgenommen einige Schwäch-

---

<sup>1)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, *Oceanien*, Leipzig 1873 II, Seite 214.

<sup>2)</sup> La Perouse, *Entdeckungsreise in den Jahren 1785—1788*, *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, Berlin 1800. XVII, S. 218.

<sup>3)</sup> Prf. Dr. Carl E. Meinicke, *Die Inseln des stillen Oceans*, Leipzig 1876, IV, Seite 173.

<sup>4)</sup> Carl Marquardt, *Die Tätowirung beider Geschlechter in Samoa*, Berlin 1899, S. 1 ff.

linge, die sich vor den Schmerzen fürchten, unterwerfen sich der Operation, sobald sie das Alter der Mannbarkeit erreichen. Die nicht tätowirten Männer geniessen kein Ansehen und so weit geht die Verachtung dieser „Feiglinge“, dass ein Vater ihm die Hand seiner Tochter verweigert. Die Tätowierungsmuster und den Vorgang beim Tätowiren der Männer haben wir schon im Vorhergehenden kennen gelernt. Wir haben daher nur noch die Tätowirung der Frauen Samoas näher zu betrachten.

Zunächst fällt uns auf, dass sie niemals nach Art der Männer tätowirt sind,<sup>1)</sup> vielmehr erstreckt sich bei denselben die Tätowirung, abgesehen von einer solchen auf dem Bauche, zwischen Nabel und Schamhügel, niemals über die Oberschenkel hinaus. Nicht selten dagegen sind die Oberschenkel in ihrem ganzen Umfange von der Vulva an bis hinunter zu den Knien und auf der Rückseite noch etwas über die Kniekehlen hinaus tätowirt. Am häufigsten kommt jedoch eine Tätowirung vor, die die Bezeichnung malū führt und nur die Kniekehlen und ihre unmittelbare Umgebung nach oben und unten bedeckt. Beliebt ist nach Marquardt auch die Tätowirung einer Hand, sowie eine Art Armbandtätowirung, erstere lima (Hand), letztere tapulima (Handgelenk) genannt. Letztere beiden Tätowirungen sollen seit Menschengedenken in Samoa bekannt und üblich sein. Zu bemerken ist noch, dass die vorerwähnte Handtätowirung gelegentlich der Tätowirung von Häuptlingssöhnen an den jungen Mädchen ausgeführt wird. Es wurde immer nur eine Hand und zwar mit Vorliebe die rechte in dieser Weise ausgezeichnet. Die vorhererwähnte Bauchtätowirung soll vornehmlich bei den Samoanerinnen zu finden sein, die dem anderen Geschlechte sehr zugethan sind. Die Tätowirung wird auch bei den Frauen stets von männlichen Tätowirkünstlern ausgeführt, für gewöhnlich zwischen dem 14. und 16. Lebensjahre der Mädchen. Die volle Schenkeltätowirung dauert zumeist 5—6 Tage; sie wird an den Hinterschenkeln begonnen.

Wir kommen nun zu den Bewohnern der Tonga- oder Freundschafts-Inseln. „Unter den Männern,“ sagt Forster, „war das Punktiren und Einschwärzen der Haut allgemein; vornehmlich pflegten der Bauch- und die Lenden tätowirt zu sein. Selbst die zartesten Glieder des Körpers, auf denen die Operation nicht

<sup>1)</sup> Carl Marquardt, Die Tätowirung beider Geschlechter in Samoa, Berlin 1899, S. 20 ff.

nur sehr schmerzhaft, sondern auch wegen der glandulösen Teile sehr gefährlich sein muss, waren nicht unpunktiert.<sup>1)</sup>

Bei den Frauensleuten hingegen war es nicht üblich, sich auf diese Art „hässlich zu verschönern“. Sie hatten blos, gleich den Männern, 3 runde Flecke auf jedem Arm, die eine Menge in einander passender Zirkel vorstellen und in die Haut punktiert, aber nicht mit schwarzer Farbe eingerieben waren. Meinicke fand noch dieselben Tätowirungen vor, er sagt: „Die Männer tätowiren sich den Körper vom Gürtel bis über die Schenkel mittelst eines scharf gezähnten Instrumentes aus Knochen, das sie in den Saft der Nuss der Aleurites oder aufgelösten Russ tauchten. Die Frauen hatten nur einzelne Flecken an den Armen.“<sup>2)</sup> Auch die Eichel wurde bei den Tonganern tätowirt, „was häufig Schwellungen und Eiterung der Inguinaldrüsen veranlasste. Der Tuitonga, der höchste Herrscher der Inseln, war ganz frei von dieser Operation.“<sup>3)</sup> Wuttke sagt, dass die meisten Weiber auf den Tongainseln auch noch auf jeder Seite der „Schamlefzen“ einen Strich tätowirt hatten.<sup>4)</sup>

Die Tätowirung der Raratonganer, der nach der Hauptinsel benannten Bewohner des Mangia-Archipels, war nach Meinicke bei manchen, besonders den Vornehmen, sehr reichlich, bei anderen weniger, am seltensten bei Frauen und gewöhnlich nur am Bein; am ausgedehntesten herrschte sie in Mangeia.<sup>5)</sup>

Auf Tahiti waren die Männer auf dem ganzen Körper bis zu den Zehen, doch im Gesicht wenig, nach geschmackvollen und eleganten Mustern der verschiedensten Art tätowirt, je nach der Laune der einzelnen. Die Operation geschah durch ein feingezähntes Instrument von Knochen oder Fischzähnen, das in eine Mischung von Kokosöl und der zu Kohle gebrannten Frucht der Aleurites triloba getaucht wurde und auf welches man mit

---

<sup>1)</sup> Johann Reinhold Forster, Reise um die Welt, herausgegeben von George Forster, Berlin 1778, II, S. 326.

<sup>2)</sup> Prof. Dr. Carl Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, IV, Teil, S. 173.

<sup>3)</sup> Dr. Theodor Waitz und Dr. Georg Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, VI, S. 33.

<sup>4)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 119.

<sup>5)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Teil II, S. 144.

einem konischen Stück Holz schlug.<sup>1)</sup> Die Weiber haben meist nur gewölbte Bogen um die Hüfte und Ringe wie umschlingende Zierbänder an den Armen, Händen und Fingern, auch sehr häufig über den Fussknöcheln. Andere Körperteile der Weiber blieben frei. Die erste Tätowirung kam auf die Schenkel.<sup>2)</sup> Als Anzeige der eingetretenen Mannbarkeit wird bei den Weibern auf Tahiti das Bein eine Spanne oberhalb der Knöchel tätowirt.<sup>2)</sup> Die Prozedur des Tätowirens wurde von reisenden Künstlern gewerbmässig betrieben; durch die Missionare ist es beseitigt worden.<sup>3)</sup>

Zur Zeit des Besuches von Reinhold Forster auf Tahiti waren auf O-Tahiti beide Geschlechter durch sonderbare schwarze Flecke geziert oder vielmehr verstellt, die aus dem Punktiren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer schwarzen Farbe in die Stiche entstehen.<sup>4)</sup>

Ueber das Entstehen der Tätowirung auf Tahiti vernahmen die Missionare folgende Sage: „Des Gottes Taaroa Söhne waren die ersten, welche sich tätowirten und das erste Tätowirzeichen war das, welches Taomaro heisst. Mittelst desselben verführten sie ihre Schwester, die Hinaereemonoi, welche in Keuschheit leben sollte und eingesperrt gehalten wurde. Beide Söhne Taaroa's, Matámataaru und Tiitiipo, blieben die göttlichen Vorsteher des Tätowirens, es ward vollzogen in ihrem Tempel, bei ihren Bildern und vor dem Beginne riefen sie Gebete an.<sup>5)</sup>

Bei den Austral- oder Tubuai-Inseln befindet sich nach Meinicke die Tätowirung vorzugsweise auf den westlichen Inseln, „in Raiwawai und Rapa ist sie auffallender Weise unbekannt.“<sup>6)</sup>

Von den Bewohnern der Paumotugruppe sagt Meinicke: „Der geschätzteste Schmuck ist die Tätowirung, die reichlich, allein roher wie bei den Tahitiern zu sein pflegt; auffallend

---

<sup>1)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Teil II, S. 173.

<sup>2)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 119 und 111.

<sup>3)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, Seite 248.

<sup>4)</sup> Joh. Reinhold Forster, Reise um die Welt, herausgegeben von George Forster, Berlin 1778, II, S. 194.

<sup>5)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 138.

<sup>6)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Teil II, S. 197.

genug sind sie in einigen der östlichen Inseln gar nicht tätowirt.<sup>1)</sup>

Von den Bewohnern von Mangarewa berichtet Meinicke: „Der bedeutenste Zierat war die Tätowirung, die von Geschmack zeugte und bei Männern über den ganzen Körper verbreitet, im Gesicht allein gering, bei Frauen dagegen durchweg sehr unbedeutend war.“<sup>2)</sup>

Bei den Bewohnern von Rapanui ist Tätowirung allgemein, bei den Männern über den ganzen Körper, kunstvoll und geschickt. Die Frauen waren früher nur im Gesicht tätowirt, jetzt sind sie es auch über den Körper.<sup>3)</sup>

Die Bewohner der Osterinseln, welche Forster zu Gesicht bekam, waren durchgehends über den ganzen Leib sehr stark punktiert, vornehmlich aber im Gesicht. „Ihre Frauenspersonen die sehr klein und zart gebaut waren, hatten auch Punkturen, im Gesicht, die an Gestalt den Schönheitspflasterchen unserer Damen glichen.“<sup>4)</sup> Auch La Perouse bemerkt, dass die Bewohner der Osterinsel die Gewohnheit haben, sich die Haut zu punktieren.<sup>5)</sup>

Chamisso sagt: „Die bläulich breitlinige Tatuwirung der Oster-Insulaner, die den Lauf der Muskeln kunstreich begleitet, macht auf dem bräunlichen Grunde der Haut eine angenehme Wirkung.“<sup>6)</sup> Wuttke schildert die Tätowirung der Osterinsulaner folgendermassen: „Sie tragen auf dem Oberhalse vom Ohr bis zum Unterkiefer krumme Linien, auf jeder Wange 2 breite, rechtwinklig zu einander stehende Streifen und übrigens im Gesicht noch gebogene Linien; ihre Weiber haben Bogen auf der Stirn, dem Ohrrand und der Lippe, ausserdem bekommen

---

<sup>1)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Teil II, S. 216.

<sup>2)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Teil II, S. 222.

<sup>3)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Teil II, S. 231.

<sup>4)</sup> Johann Reinhold Forster, Reise um die Welt, herausgegeben von George Forster, Berlin 1778, II, S. 416.

<sup>5)</sup> La Perouse, Entdeckungsreise in den Jahren 1785—1788, Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, Berlin 1800, S. 265.

<sup>6)</sup> Adalbert von Chamisso, Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815—18, Berlin 1864, IV, S. 219.

ihre Beine einen dichten Besatz mit schmalen Linien von der Hüfte bis zum Knie.“<sup>1)</sup>)

Einen eigenartigen Brauch haben die Osterinsulaner nach Ploss auch jetzt noch in alten Häuptlingsfamilien bewahrt, nämlich den, dass bei der Eingehung einer ehelichen Verbindung sich der Ehemann die Vulva der Frau in ähnlicher Zeichnung, etwa 2 Zoll gross, vorn auf die Brust, unmittelbar unter dem Kehlkopfe eintätowirt, um jedem den Beweis zu liefern, dass er verheiratet ist.<sup>2)</sup>)

Die Markesaner sind am kunstvollsten von allen Polynesiern tätowirt. Von ihnen berichtet Oberlaender: „Ihre dürftige Kleidung ersetzen die Männer von den Markesas-Inseln durch Tätowiren, das sie in einem Umfang anwenden, wie kein anderes Volk auf Erden; jeder Teil des Körpers, selbst der Schädel, die Finger und die Zehen, alles wird auf das reichste tätowirt, und dabei wird die grösste Symmetrie beobachtet. Die Brust wird gewöhnlich mit einer schildartigen Figur verziert, auf den Armen und den Schenkeln werden breitere oder schmalere Streifen angebracht, welche der Richtung der Muskeln zu folgen scheinen; auf dem Rücken ist ein grosses Kreuz, das am Nacken beginnt und beim letzten Wirbel endigt; vorn am Schenkel sind gewöhnlich Figuren, die das menschliche Gesicht vorstellen, auf jeder Seite der Wade ist eine ovale Figur, die einen guten Eindruck macht. In der That zeugt das ganze von viel Geschmack und viel Geschick in der Anordnung. Dafür wird aber auch das Tätowiren kunstmässig betrieben; wie auf Samoa ist ein tüchtiger Tätowirer ein Mann von grossem Ansehen, der für seine Dienste sehr gut bezahlt wird. Wenn das letzte Stück des Tätowirwerkes ausgeführt wird, beginnen die ersten Stücke gewöhnlich zu schwinden; wer dann reich genug ist, lässt die Muster wieder auffrischen, ja manche lassen sich 3 mal tätowiren. Seine Kunstfertigkeit erlangt der Tätowirer dadurch, dass er sich am gemeinen Manne übt, der das Tätowiren nicht bezahlen kann. Als Farbe benutzt er beim Tätowiren Kokosnuss, die zu Kohle verbrannt und mit Wasser gemischt wird. Um auch den Kopf tätowiren zu können, scheren die Männer das Haupthaar, doch lassen sie an jeder Seite des Kopfes einen

<sup>1)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 129.

<sup>2)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, S. 138.

Büschel stehen, den sie kegelartig zusammenflechten.“<sup>1)</sup> Meinicke sagt von ihnen: „Die grösste Sorgfalt verwenden sie auf die Tätowirung, die bei ihnen kunstvoller, eleganter und ausführlicher ist, als bei irgend einem polynesischen Volke. Dieser Schmuck, zu dessen Herstellung dieselben Geräte wie bei den Tahitiern dienen, findet sich bei den Vornehmen am vollkommensten und bedeckt den ganzen Körper, die Gemeinen haben viel weniger, die Frauen nur einige Linien auf den Armen und Beinen, den Lippen und Ohrlappen.“<sup>2)</sup> Auch Gerland stimmt mit den beiden vorgenannten Autoren überein. Er sagt: „Je vornehmer und älter ein Markesaner ist, um so reicher ist er tatuirt, so dass im hohen Alter alle Glieder, bei sehr vornehmen Personen, wie beim König, dem Hohenpriester auch das Gesicht, das sonst häufig frei bleibt und die kahlgeschorenen Stellen des Kopfes tatuirt waren. Die Muster sind arabeskenartig, doch hatte man auch gewürfelte; man zeichnete konzentrische Kreise, längliche runde Figuren und dergl. auf, welche an entsprechenden Körperteilen z. B. den Wangen, den Beinen einander entsprechen. Häufig zeichnet man Tiere zwischen die Linien hinein. Ist das Gesicht tatuirt, so zeigt es gewöhnlich ein streifiges Muster. Merkwürdig ist noch, dass die reichsten (und also Vornehmsten), denen grosse Speisehäuser gehören, bestimmte Tafelgenossen von gleicher und ganz fester Tätowirung haben, und dass ferner jede vornehme Familie in Beziehung steht zu der Person, von der sie tatuirt wird, welches Verhältnis üblich ist. Auch zeichneten sich verheiratete Weiber dadurch aus, dass sie an der rechten Hand und dem linken Fuss tatuirt waren.“<sup>3)</sup>

Wuttke schildert die Tätowirung der Frauen Nukahivas wie folgt: „Die Weiber Nukahivas tätowiren nicht blos die Hand; wenige nur hatten einen Streifen längs der Arme oder einige Ringe, die sie gleich Armbändern umgeben; in seltenen Fällen waren auch die Spitzen der Ohrläppchen und die Lippen, Kinu und Augenbrauen tatuirt.“<sup>4)</sup> Ein besonderes Zeichen wurde

---

<sup>1)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, *Oceanien*, Leipzig 1873, Seite 291.

<sup>2)</sup> Prf. Dr. Carl E. Meinicke, *Die Inseln des stillen Oceans*, Leipzig 1876, IV, Teil II, S. 245.

<sup>3)</sup> Dr. Theodor Waitz und Dr. Georg Gerland, *Anthropologie der Naturvölker*, Leipzig 1872, VI, S. 32.

<sup>4)</sup> Wuttke, *Die Entstehung der Schrift*, Leipzig 1872, S. 119.

der verheirateten Nukahiverin als das Zeichen des Ehevertrages auf die Hand tätowirt.<sup>1)</sup>

Wir kommen jetzt zu den beiden Inselgruppen, die am weitesten ausserhalb des Bereiches von Polynesien liegen, aber noch dazu gerechnet werden, nämlich zu Neu-Seeland und den Sandwich-Inseln.

Das Wort „Tatuiren“ ist auf Neu-Seeland für diese weit verbreitete, auf den Südseeinseln, wie unter den wilden Völkern Afrikas und Amerikas übliche Gewohnheit nicht bekannt. Man nennt es Moko oder Amoko.

Alle bekannten Nachrichten stimmen darin überein, dass auf Neu-Seeland das Tätowiren auf eine unbarmherzigere und blutigere Weise vollzogen wird, als auf den übrigen Südseeinseln. Hier trägt man die Zierarten mit einem feinen Kamm auf und ritzt die Haut so, dass sich aus ihr nur wenig Blut ergiesst, während man auf Neuseeland eine Art Meissel einschlägt, der bis ins Fleisch einschneidet und das Blut stromweis fließen macht. Viele der Neuseeländer werden schon in ihrem achten oder zehnten Jahre tätowirt.

Den genauesten Bericht über das Tätowiren der Neuseeländer, dem sogenannten Moko, verdanken wir dem Engländer Robley.<sup>2)</sup> Er beginnt seine Schilderung mit der Art des Tätowirens zu der Zeit, wo Cook und Endeavour die Insel besuchten.

Zu seiner (Cooks) Zeit, sagt Robley, war Moko in Neuseeland besonders beliebt. Man erzählt sich unter den Eingeborenen, dass die ersten Ansiedler, ehe sie in den Kampf gingen, ihre Gesichter mit Holzkohle zu bemalen pflegten und dass diese dergestalt auf das Gesicht gemachten Striche der Anfang zum Tätowiren gewesen seien; denn die Striche würden späterhin einfach für die Dauer gemacht, um sich die Last des sich stets wiederholenden Malens dieser kriegerischen Abzeichen zu sparen. Hieraus entstand die Gewohnheit, Einschnitte auf Gesicht und Körper zu machen und dieselben dann zu färben.

S. Ehrwürden, Mr. Taylor, (eine anerkannte Autorität bezüglich der Eingeborenen Neuseelands) ist der Meinung, dass Moko auf andere Art entstanden sei und zwar nimmt er an,

<sup>1)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 111.

<sup>2)</sup> General Major Robley, Moko, oder das Tätowiren bei den Maori, London 1896.

dass die Häuptlinge in Anbetracht dessen, dass sie einer hellfarbigeren Rasse entsprangen und Schulter an Schulter mit Sklaven dunkler Hautfarbe kämpften, ihr Gesicht dunkel färbten, um so auszusehen wie die Sklaven. Diese beiden Annahmen entbehren nicht eines gewissen Haltes und mögen beide zu den Resultaten, welche wir hier in Erwägung ziehen wollen, beigetragen haben. . . .

Kapitän Cook erzählt uns selbst von den Neuseeländern:<sup>1)</sup> Gesicht und Körper sind mit schwarzen Farbzeichen, die sie Amoko nennen, versehen — breite Spiralen auf beiden Arschbacken — die Flanken vieler waren fast ganz schwarz, das Gesicht der alten Männer beinahe ganz bedeckt. Indem sie stets die Tätowirungen zu vermehren trachten, werden sie alt und gleichzeitig ehrwürdig. Gewöhnlich sind die Zeichnungen in Form von Spiralen angefertigt, welche mit grosser Genauigkeit, selbst Eleganz gezeichnet sind; die eine Seite ist genau wie die andere. Die Zeichnungen am Körper ähneln dem Blattwerk auf alten ziselierten Gegenständen und Schnörkeln in Filigran-Arbeit; hierin giebt es eine solche Unzahl von Arten, dass unter Hunderten, welche auf den ersten Blick durchaus gleich schienen, nicht zwei bei genauer Untersuchung gleich geformt waren.“

Während seiner ersten Reise sah Cook einige unter den Neuseeländern, die ihre Flanken, mit Ausnahme von einigen schmalen Strichen, ganz schwarz gefärbt hatten; auf den ersten Blick, so sagte er, konnte man glauben, schwarze gestreifte Hosen vor sich zu haben. Er beobachtete ferner, dass die Anzahl und Art dieser Zeichen in den einzelnen Teilen der Küste und Inseln verschieden waren und dass die älteren Männer weit aus mehr geschmückt schienen wie die jüngeren.

Von einem gewissen Parkinson, der in Diensten von Mr. Jos. Banks stand und ein geschickter Zeichner war, erfahren wir, wie Moko im Jahre 1769 aussah. Er erzählt: „Was nun das Tätowiren betrifft, so ist es eigenartig in Spiral- und anderen Figuren ausgeführt und in vielen Stellen derart in die Haut gedrückt, dass es wie geschnitzt aussieht, obschon es aus einiger Entfernung betrachtet den Anschein gewinnt, als ob der Körper nur mit schwarzer Farbe beschmiert sei.“

---

<sup>1)</sup> General Major Robley, Moko oder das Tätowiren bei den Maori, London 1896, S. 4 f.

Von einem anderen Teile erwähnt Parkinson, dass die Leute hier ganz ähnlich jenen waren, die sie vordem gesehen hatten, ausgenommen, dass sie mehr tätowirt waren. Die meisten hatten Schnörkel-Figuren auf ihren Lippen, und verschiedene waren an der Flanke, wie auch einem Teile ihres Bauches bemalt.

Die Tätowirung des Gesichtes soll nach Parkinson nicht in Spiralforn, sondern in Figuren, gänzlich verschieden von denen, die er je vorher gesehen hatte, ausgeführt gewesen sein.

Die Art des Tätowirens bei den Maori unterschied sich von der Art jedes andren Stammes; ihre künstlerischen Dessins waren so arrangiert, dass die Gesichtshaut häufig bis zu den Augenwinkeln bedeckt war, manchmal sogar bis über die Augenlider. Zwar verlor die Färbung mit der Zeit an Glanz, doch blieb sie unauslöschbar.

Weiter unten (S. 15) wird von einem Manne Te Pehi Kupe gesprochen, der wertvolle Auskunft über Moko gab, während er für sein Portait sass, denn es war ihm sehr darum zu thun, dass die Zeichnungen auf seinem Gesichte genau kopiert würden.

Ein Zeichen direkt über der Nase war, wie er sagte, sein Name: „Europa Mann schreibt mit Feder seinen Namen; The Pehi's ist hier,“ (indem er auf die Stirn deutete); dann brachte er die entsprechenden Namen oder Zeichen seines Bruders und Sohnes zu Papier. Jeder Strich, sowohl am Gesichte, wie an anderen Teilen seines Körpers hatte sich seinem Gedächtnisse genau eingepägt. Er zeichnete die Kopie seines „Moko“ ohne Zuhilfenahme eines Spiegels.

Die Tiefe und Ausdehnung des „Moko“ waren, wie er sagte, bezeichnend für den Würdegrad der betreffenden Person, sodass bei den Vornehmsten von der natürlichen Gesichtshaut nur wenig sichtbar blieb.

Andere seiner Skizzen zeigten Moko an anderen Teilen seines Körpers. Für Dr. Trail zeichnete er die Moko seines Bruders und Sohnes und nachdem er das letztere fertig hatte, hielt er es hoch, betrachtete es unter Kundgebung unverhohlener Freude, küsste es viele Male und brach, als er es überreichte, in Thränen aus.

Te Pehis Behauptung, dass, je ausführlicher das Moko eines Mannes, um so höher der von ihm eingenommene Rang sei,

mag auf Wahrheit beruhen, jedoch ist dies durchaus nicht immer bei den Maori der Fall. Die Wünsche und Ausdauer des Patienten, die Zeit welche er dem Künstler widmen konnte, hatten ohne Zweifel viel mit der Art und Ausdehnung des Dessins zu thun. Viele der grossen Häuptlinge waren nur zum Teil dekoriert. Man muss jedoch zugeben, dass ein Mann, dessen Gesicht so wie Te Pehi's gezeichnet war, gewisse Berechtigung hatte, die Rolle eines Kritikers in Bezug auf das Tätowiren zu übernehmen.

D' Urville, eine der grössten Autoritäten in Bezug auf Moko, giebt an, dass er im Moko der Maori eine Arbeit analog der europäischen Heraldik sehe, jedoch mit dem Unterschiede, dass das Wappen die Vorfahren hervorhebt, das Moko der Maori dagegen die Verdienste der Person, welche damit geschmückt wird, im Bilde zeigt.

Mr. Tregear sagt: „Ich glaube nicht, dass es irgendwelches, die verschiedenen Volksstämme kennzeichnendes Zeichen ist, doch wissen wir nicht alles über die volle Bedeutung des Tätowirens und werden es wahrscheinlich nie wissen.“

Eine ganz bedeutende Rolle spielte das Moko als Kommunikationsmittel, und zwar bedienten sich die Maori einer hieroglyphischen oder symbolischen Art der Kommunikation. Wollte z. B. ein Häuptling einen anderen zur Teilnahme an einem Kriegszuge einladen, so sandte er ihm eine tätowirte Kartoffel und etwas Tabak, beides zusammengebunden. Die tätowirte Kartoffel teilte mit, der Feind sei ein Maori und kein Europäer; der Tabak bedeutete Rauch. Der Häuptling, der diese Dinge erhielt, röstete die Kartoffel und ass sie, dann rauchte er den Tabak, um zu zeigen, dass er die Einladung angenommen habe und sich dem Sender mit seinen Gewehren und Pulver anschliessen werde.

Weiter unten (S. 22) sagt Robley, dass auch Mokozeichen eintätowirt wurden, um vornehm auszusehen und eine grössere Anziehungskraft auf die Damenwelt auszuüben. Ausserdem hatte Moko auch den Zweck, im Kampfe schreckenerregend zu wirken, zumal, falls aus der Schlacht ein Handgemenge wurde.

Sehr praktische Verwendung fand das Moko in einem Kriege, indem man durch dasselbe die Person identifizieren konnte, falls der Kopf seitens des Feindes abgeschnitten war.

Moko galt aber auch als Auszeichnung; es unterschied zwischen dem Edlen wie freien Mann und dem Sklaven. Jedoch fand man auch Unfreie tätowirt; doch dies hatte nach Edward Tregear seinen besonderen Grund. Es geschah, wie er bemerkt, nur wegen der schändlichen Gepflogenheit, den getrockneten Kopf zu verkaufen.

Rutherford, den zu erwähnen ich an späterer Stelle noch Gelegenheit nehmen werde, konstatiert, dass die Männer desjenigen Landstriches, wo er 1816 in Gefangenschaft gehalten wurde, gewöhnlich am Gesicht, Körper und an den Hüften, manchmal auch bis herunter zum Knie tätowirt waren, dass es jedoch keinem gestattet war, Stirne, Oberlippe und Kinn zu schmücken, ausgenommen den Grossen eines Stammes. Den Priestern war, wie es scheint, das Tätowiren verboten. Mr. Wakefied betont ausdrücklich, dass alle Tangata Tapu oder geheilten Personen untätowirt waren.

Was nun das Tätowiren der Maori-Weiber betrifft, so schreibt Robley demselben eine weniger ideale Bedeutung wie dem der Männer zu.

Mode und altes Herkommen nämlich schrieb bei den Maori vor, dass die Weiber gewisse Moko-Zeichen erhielten und ihre Bildnisse zeigen ganz deutlich, bis zu welcher Ausdehnung das geübt wurde. Lippen und Kinn bildeten den Hauptpunkt, dem sich die Aufmerksamkeit des Künstlers zuwandte. Die Grundidee scheint gewesen zu sein, dass die Lippen der Frauen nicht nur voll, sondern auch blau seien. Diese Kombination wurde als das höchste Ziel weiblicher Schönheit betrachtet. Rote Lippen galten offenbar als Brandmal oder eine Entstellung. Das Moko an den Lippen bestand, wie bei den Männern, aus Horizontalstreifen.

Rutherford sagt, dass die Weiber am Kinn eine Figur, ähnlich einer umgedrehten Krone hatten; die Lippen waren auch an der Innenseite tätowirt. Die Figuren an den Lippen waren blau gefärbt. Sie hatten gleichfalls ein Zeichen an jeder Seite des Mundes, wie der Nase und auf der Stirne. Savage erwähnt eine kleine spiralförmige Figur an jeder Seite des Kinns, eine halbkreisförmige Figur über jeder Augenbraue und zwei oder drei Striche auf jeder Lippe.

Major Cruise erwähnt, dass die Frauen schwache Tätowirungen auf der Oberlippe, Mitte des Kinns und über den

Augenbrauen aufwiesen, einige auch vereinzelte Striche auf ihren Gliedmassen. Er teilt mit, dass er in Shukehange eine Frau gesehen, deren Brust mit Strichen, ähnlich den Gliedern einer Kette bemalt war und dass ein weiblicher Gefangener zu Krokas fast so stark wie ein Mann tätowirt war.

Darwin erzählt, wie gewisse eingeborene Mädchen zu den Missionars-Frauen sagten: „Wir müssen wirklich einige Striche auf unseren Lippen haben, sonst schrumpfen sie zusammen und wir werden hässlich sein, wenn wir älter werden.“

Begonnen wurde mit dem Tätowiren, wenn ein Kind das Alter von 8 bis 10 Jahren erreicht hatte. War der Anfang aber einmal gemacht, so machte man öfters kleine Mokostriche über den ganzen Körper.

Nach Mr. William Colenso begann die Tätowirung bei beiden Geschlechtern, wenn die Betreffenden das Reife-Alter erreicht hatten. Bei den weiblichen Personen wurde das Tätowiren auf Lippen, Kinn und dem Platz zwischen den Augen und ein klein wenig die Stirne herauf, dann hinten am Bein, von der Ferse bis zur Wade beschränkt. Die drei letzterwähnten Tätowirungen deuten immer Rangzeichen an. Häufig waren die Weiber auch unregelmässig an den Händen, Armen, der Brust und dem Gesichte mit kleinen Kreuzen versehen, sowie auch mit kurzen Linien und Punkten. Er sah nur sehr wenig Weiber, die wie ein Mann im Gesichte tätowirt waren, und dann gehörten sie südlichen Volkstämmen an, unter denen manche vor langer Zeit eine ganz andere Art des Tätowirens gehabt haben mögen.

Wie bei den meisten Völkern und Stämmen ist es auch bei den Neuseeländern Sitte, ein äusseres Zeichen der Trauer zur Schau zu tragen, und zwar sind es gewöhnlich die hauptleidtragenden Maori-Weiber, die sich bei Begräbnissen während jeder Pause in ihrem Wehklagen und dem Trauergesang mit scharfen Muscheln, Gesicht, Nacken, Arme und Leib zerschneiden, bis sie mit Blut überströmt sind. Manchmal wurde auch das „Naharu“ oder die Moko-Farbe in die Wunden gerieben, und die zurückbleibenden Zeichen waren dann eine Erinnerung an die Scenen, bei denen sie mitgewirkt hatten; die Einschnitte waren eine Art von „Moko“, welche Zeugnis ablegten von der Dauer ihrer Trauer.

Das Instrument, dessen die Neuseeländer sich bedienen, um die Einschnitte in das Fleisch zu machen, nannte man Uhi. Er

war einem kleinen schmalen Meissel sehr ähnlich. Manchmal hatte dies Instrument nur eine scharfe Kante, andere dagegen hatten kommaähnliche Zähne. Manche Meissel wurden aus dem Flügelknochen eines Seevogels, wieder andere aus Haifischzähnen, Stein oder hartem Holz gefertigt und gingen gewöhnlich in eine scharfe Kante oder Spitze aus. Auch waren sie verschieden an Grösse und Form, je nachdem sie den verschiedenen Körperteilen angepasst werden mussten und je nach den Umständen für grobe oder feine Arbeit zu verwenden. Die Breite der Klinge betrug gewöhnlich  $\frac{1}{4}$  Zoll. Den Einschnitt ins Fleisch machte man, indem man das scharfe Ende des Meissels auf die Haut setzte und mittelst eines mittelkräftigen Schlagens mit einem leichten kleinen Holzhammer eintrieb, wodurch ein tiefer Schnitt ins Fleisch verursacht wurde. Der Holzhammer hiess He Mahoe. Er wies häufig eine breite abgeflachte Fläche auf, deren man sich bediente, um das Blut, welches den Operateur bei der Arbeit hinderte, abzuwischen. Der letztere hielt oft ein Stück „muka“ oder Flachs in der Hand, welches er in die Farbe tauchte, um es, sobald der Einschnitt gemacht war, mit diesem in Berührung zu bringen. Der Uhi oder Meissel drang ganz durch die Haut und zuweilen auch so tief, dass, wenn der Patient gerade rauchte, der Rauch seinen Weg durch den Schnitt in der Wange fand.

Ganz zu Anfang bediente man sich der Meisselarbeit als einzige Methode zum Tätowiren; später kam dann das Instrument zum Stechen dazu, wodurch dem Künstler Gelegenheit geboten wurde, bei Ausübung seiner Kunst den feineren Nüancierungen sein Augenmerk zuzuwenden. Allgemein üblich war es, den Uhi in die Farbmasse zu tauchen, ehe derselbe die Haut durchschnitt, der Art, dass die Arbeit des Schneidens und Färbens gleichzeitig von statten ging. Sodann wurde der Meissel herausgezogen, gereinigt und für den nächsten Einschnitt wieder in die Farbe getaucht.

Einen ausführlichen Bericht über den Vorgang beim Tätowiren und die dabei zu beobachtenden Ceremonien verdanken wir dem schon mehrfach vorher erwähnten Kapitän Rutherford der im Jahre 1816 zusammen mit 5 anderen von der Mannschaft der „Agnes“ von den Maori gefangen genommen wurde und beinahe 10 Jahre deren Gefangener blieb.

„Eines Morgens,“ erzählte er,<sup>1)</sup> setzte sich die ganze Bevölkerung des Dorfes in einen Kreis, man brachte uns in die Mitte desselben, entkleidete uns und liess uns mit dem Rücken auf dem Boden niederlegen. Fünf oder sechs Männer hielten jeden von uns fest, während zwei andere das Geschäft des Tätowirens begannen. Zuerst rieben sie ein Stück Holzkohle auf einem Stein mit Wasser ab und machten daraus eine dicke Farbe, in die sie dann ein aus einem Knochen verfertigtes Instrument tauchten, das eine so scharfe Schneide wie ein Meissel hatte und wie ein Gartenhaus geformt war. Dieses setzten sie auf die Haut und schlugen dann 2 bis 3 mal mit einem Stückchen Holz darauf. Hierdurch drang es wie ein Messer in das Fleisch und zog eine heftige Blutung nach sich, die sie mit dem Rande der Hand abwischten, um zu sehen, ob der Einschnitt deutlich genug war. Wo nicht, setzten sie den knöchernen Meissel noch einmal auf derselben Stelle an. Sie bedienten sich jedoch im Verlaufe dieser Arbeit noch verschiedener anderer Instrumente. Eines, das sie häufig anwendeten, war aus einem Haifischzahn verfertigt, ein anderes war ausgezahnt wie eine Säge. Während man diese Operation an mir vollzog, rührte ich mich weder, noch gab ich einen Laut von mir, wiewohl der Schmerz nicht gering war. Meine Kameraden aber winselten erbärmlich. So geschickt und behend auch unsere tatuirenden Künstler sich benahmen, so brachte ich doch 4 Stunden unter ihren Händen zu. Nachdem sie diese Arbeit verrichtet hatten, führten sie mich an einen Fluss, um mich zu waschen, denn ich war völlig erblindet, dann liessen sie mich an einem grossen Feuer niedersitzen. Sie gaben uns alle unsere Kleider zurück, bis auf die Hemden, welche die Weiber für sich behielten und, wie wir bemerkten, die Brustöffnung nach dem Rücken gekehrt anzogen. Wir waren nun nicht bloß tatuirt, sondern auch, was sie tabuirt hiessen, was so viel bedeutet, als geweiht, wobei es uns nicht erlaubt war, irgend eine Speise mit den Händen zu berühren. Unter diesem Banne befanden wir uns 3 Tage, während welcher wir von den Töchtern der Häuptlinge mit denselben Speisen und aus denselben Körben gefüttert wurden, aus denen die Häuptlinge und diejenigen, die uns tatuirt hatten, assen. Nach 3 Tagen hatte sich die Geschwulst, die durch die blutigen Ein-

---

<sup>1)</sup> Das Ausland, München 1831, Teil I, S. 270 ff.

schnitte entstanden war, ziemlich verloren, und ich fing an, wieder aus den Augen sehen zu können; indess dauerte es noch sechs Wochen, bis ich mich wieder völlig hergestellt fühlte.”

Was nun die Farbmasse betrifft, deren man sich beim Moko bediente, so nennt sie Robley<sup>1)</sup> Naharu oder Kapara. Sie bestand aus dem verbrannten und pulverisiertem Harze der Kauri-Fichte, Kahikatea, oder des Koromiko, einer Veronika-Art. Diese soll dem Moko die schönste blauschwarze Farbe geben. Aweto Hotete, oder vegetabilische Raupe, verbrannt, wurde auch benutzt. Diese Pflanze ist eine Eigenart Neuseeland's und gehört wohl zu den merkwürdigsten Erzeugnissen, da sie an der Grenze zwischen Pflanzen- und Tierwelt zu stehen scheint. Indem die Raupe sich in die Pflanzenerde gräbt, setzt sie den Samen eines Pilzes zwischen die Falten ihres Halses und, da sie sich davon nicht befreien kann, wird sie der unfreiwillige Nährboden des Pilzes, welcher auf Kosten der Raupe, — welche stirbt, — im Inneren der letzteren Wurzel treibt; zwar so, dass die Raupe ihre natürliche Form bewahrt. Diese Pflanze wächst ähnlich dem Schilf und wird sechs bis zehn Zoll hoch. Sie wird getrocknet und giebt, zu Kohle verbrannt, einen ausgezeichneten Farbstoff. Auch der Holzkohle und des Schiesspulvers bediente man sich, um die nötige Farbe zu erhalten. Mr. Taylor erzählt: „In Taupo ging ich zu dem Ort, wo man diesen Farbstoff herstellt und fand eine schmale Vertiefung nicht weit von einem Abhang. Von der Vorderseite der Felsenspitze war ein Weg zum Boden obiger Vertiefung gegraben, an deren oberen Ende harzige Holzstücke verbrannt wurden. Die Aschenstücke fielen nach unten und wurden fortgenommen.“

Im 5. Kapitel macht uns Robley mit den verschiedenen Tätowirmustern bekannt. Auf Seite 73 heisst es: „Man merkt es sehr leicht, dass gewisse Moko-Muster sich stets wiederholen, so dass zwei gänzlich tätowirte Männer aus einiger Entfernung einander gleich schienen. Auf der Stirne sieht man 8 strahlenförmige Linien mit einem Mittelstück in Form eines V, in Schnörkeln ausgehend. Auch die Nase hatte eine Zeichnung, in deren Mitte sich spiralförmige Linien befanden. Sie erstreckten sich auf das Nasenbein und die Nüstern. Oberhalb der letzteren waren Verzierungen angebracht, und ausserdem gab es noch

---

<sup>1)</sup> General Major Robley, Moko, oder Das Tätowiren bei den Maori, London 1896.

kleine Variationen auf der Nasenspitze. Von der Nase bis zum Kinn, die beiderseitigen Mundwinkel wie Parenthesen passierend, gingen vier, manchmal auch drei Reihen Linien. Am seltensten hat die Oberlippe ihre passenden, wechselnden Muster; meist ist sie mit horizontalen Strichen versehen. Wange und Kinnbacken sind mit spiralförmigen Linien bedacht. Unter den älteren Tätowirungen giebt es Bänder, die von einer Seite des Gesichtes zur anderen laufen. Am Kinn in der Nähe der Ohren konnte der Künstler seiner Phantasie freieren Lauf lassen. Die Muster gehen vom Hals bis zu den Haarwurzeln. Ehe die Operation vor sich ging, wurde jedes Haar, welches möglicher Weise im Wege sein konnte, sorgfältig ausgezupft und die Haut glatt gemacht. —

Das untätowirte Gesicht wurde Papai genannt. Es ist bemerkenswert, dass nie zwei Personen ein gleiches Moko besitzen, obgleich man sich doch einer gewissen Ordnung in der Art und Lage der Hauptzeichnungen befleißigte. Unter Zuhilfenahme der ihm zur Verfügung stehenden Werkzeuge war der Operateur in der Lage, eine unendliche Anzahl von Varietäten in die Tätowirungen zu bringen. Bei näherer Betrachtung wird es auffallen, wie die gemachten Einschnitte den Stichen und Falten des Gesichts folgen und dieselben gewissermassen ausführen.

Im zweiten Teile von Robley's Werk wird von den Tätowirungen getrockneter Köpfe, dem sogenannten Moko mokai gesprochen.

Auf Seite 164 heisst es: Zwei schön tätowirte Köpfe befinden sich in der Sammlung des „Army Medical Museum zu Washington, D. C.“ Die Tätowirung ist blauschwarz und scheint bei gewisser Beleuchtung wie ein glänzendes Indigo. In manchen der Zeichnungen erscheinen kleine Einbuchtungen, was noch wesentlich mehr zur Zierde beiträgt, indem sie die Monotonie gänzlich glatter Oberflächen unterbricht. Es lässt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, ob irgend welche mechanische Arbeit an den Köpfen nach dem Tode vorgenommen wurde, obschon man nach dem allgemeinen Aussehen der Arbeit wohl zu der Schlussfolgerung kommt, dass die scharfen Falten oder Einbuchtungen gleich nach dem Tode des betreffenden Individuums gemacht worden sind. Die Tätowirung weist subkutane

Färbung auf, ein Beweis dafür, dass wenigstens ein Teil der Arbeit zu Lebzeiten der Betreffenden ausgeführt wurde. . . . .

Post mortem Moko ist leicht am Fehlen der subkutanen Färbung kenntlich, und falls das Moko zur Zeit des Todes unvollständig war, führte man es häufig dann noch aus. Der Unterschied in den Einschnitten am lebenden und toten Fleisch machte sich leicht merkbar. Manchmal auch zog man die zu Lebzeiten gemachten Muster nach dem Tode nach. Diese neuen Schnitte über den alten waren gleichfalls leicht von den letzteren zu unterscheiden. An einem Kopf im „British Museum“ zeigt diese post mortem Arbeit ein ganz anderes Muster als das während des Lebens an demselben gemachte. Dies Faktum ist um so bedauerlicher, nicht nur, weil das Original gut, ausführlich gezeichnet und vorzüglich erhalten war, sondern weil die neue Arbeit schlecht gemacht oder verkratzt ist und gegenüber der blauen Färbung des alten und echten Moko blass aussieht.

---

Gehen wir nun zu den Bewohnern der zweiten Inselgruppe, den Sandwichinsulanern über. Von ihnen sagt Meinicke:<sup>1)</sup> „Tätowirung war allgemein und wurde schon in der Jugend vorgenommen durch ein Instrument mit drei Spitzen, das man, in eine Mischung von verbrannter Aleurites-Nuss und Zuckerrohrsaft getaucht, in die Haut schlug. Die Zeichnungen waren ganz willkürlich und roh und lange nicht von der Zierlichkeit und Eleganz wie bei den südlichen Polynesiern; meist auf Leib, Arme und Beine beschränkt, weniger im Gesichte.“

Oberlaender's Aussage stimmt mit der vorerwähnten ganz und gar nicht überein. Er sagt:<sup>2)</sup> „Auf den Sandwich-Inseln war das Tätowiren nur in geringem Umfange vertreten und nur an einzelnen Körperteilen, hauptsächlich an den Armen und an der Brust.“

Etwas Aehnliches wird im „Ausland“ erwähnt, wo es unter anderem heisst:<sup>3)</sup> „Das Tatuiren wird immer seltener; die Männer begnügen sich meist, einige Zeichnungen von Tieren oder Schnörkeln auf die Arme einstechen zu lassen, während die

---

<sup>1)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, IV, Teil II, S. 293.

<sup>2)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, II, Seite 321.

<sup>3)</sup> Das Ausland, München 1832, I, S. 118.

Weiber am unteren Teile des Beines einen Ring eingätzt haben, von dem sich eine Art Kette von mehr oder minder künstlichen Verschlingungen bis nach dem Unterleibe hinaufzieht.“

Pechuel Loesche, der die Inseln in den sechziger Jahren besuchte, sah auch nur verhältnismässig wenig Personen tätowirt.

Interessant ist es, dass man auch ausländische Muster, „wie Ziegen, Flinten, auch wohl Buchstaben, Namen und Geburtsort“ häufig auf die Arme tätowirt.<sup>1)</sup>

Kehren wir nun noch einmal nach Melanesien zurück und betrachten uns einmal die Bewohner der noch nicht erwähnten Inselgruppen, nämlich Neu-Guinea's, Neukaledoniens und der Fidschi-Inseln, so fällt uns sofort die viel kunstvollere Tätowirung der Haut auf. Finsch, der uns einen Bericht über die Sitten der Leute von Englisch-Neu-Guinea giebt, sagt:<sup>2)</sup> „Die Tätowirung ist hauptsächlich bei den Motu, hier Rāwarāwa, d.h. zeichnen, schreiben genannt, üblich und wird lediglich im Sinne der Verschönerung als Körperzier angewendet. Die hiesige Tätowirung zeichnet sich durch den schriftartigen Charakter der Zeichen aus, die wie Buchstaben aussehen. Doch herrscht grosse Verschiedenheit und das Andreaskreuz im dunklen Felde, sowie das Malteserkreuz werden häufig angewendet. Gewöhnlich wird schon im Kindesalter mit Tätowiren begonnen, meist im Gesicht, auf dem Bauch oder den Armen und damit je nach Laune oder Gelegenheit fortgeföhren. Bestimmte Satzungen und Vorschriften giebt es nicht, und die Tätowirung ist weder an ein gewisses Alter noch Zeit oder Zeichen gebunden, mit Ausnahme des Gato, so heisst der doppelte, latzartige Bruststreif, welcher für die Motufrauen charakteristisch wird und eigentlich die Verheiratete kennzeichnet. Deshalb wird der innere Streif Natuna (Kind), der äussere Sinana (Mutter) genannt. Aber meistens lassen sich verlobte Mädchen schon den Gato tätowiren, den sie dann behalten müssen, wenn auch die Verlobung zurückgeht. Da die Tätowirung zu verschiedenen Zeiten und meist von anderen Personen ausgeführt wird, so entsteht daraus die grosse Verschiedenheit in der Zeichnung und der Mangel an Symmetrie, welche sich namentlich an der Motu-Tätowirung finden.

---

<sup>1)</sup> Adalbert von Chamisso, Reise um die Welt, Berlin 1864, IV, S. 238.

<sup>2)</sup> Dr. O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Begleitstücke, Annalen des K. K. naturhistorischen Museums, Wien 1888, Band IV, S. 303 ff.

Die Prozedur des Tätowirens ist im ganzen eine sehr einfache. Mittelst eines zündholzstarken Hölzchens wird die Zeichnung mit schwarzer Farbe, Lamanu, aus Russ von gebrannten Kokosnussschalen auf die Haut gezeichnet und dann auf einer Gihni Nadel eingeschlagen, die aus einem rechtwinklig abgeschnittenen Dorn eines Strauches besteht. Zum Einschlagen bedient man sich eines Iboki, Klopfer aus Hartholz, der an dem etwas verdickten Ende mit Bast umwickelt ist, um den Schlag zu mildern. Durch sanftes Klopfen dringt die Spitze des Dornes durch die Oberhaut und erzeugt eine prickelnde, keineswegs sehr schmerzhaft empfundene, wie auch der Heilprozess meist ein sehr rascher ist und ohne Entzündung vorübergeht. Der Gato wird gewöhnlich in einer Sitzung von 2—3 Stunden tätowirt. Fast jede Motufrau versteht zu tätowiren, ohne ein Gewerbe daraus zu machen. Doch giebt es Künstlerinnen, die sich eines besonderen Rufes erfreuen, sich höher bezahlen lassen und zuweilen besondere Zeichen, gleichsam ihre eigene Marke, mit in Anwendung bringen. Die Frauen der Koitapu tätowiren sich ganz in denselben Mustern als die Motu. Bei den Koiäri im Innern, wie westlich von Redscar-Bai ist Tätowirung kaum mehr Sitte und wird nur von Einzelnen in wenigen Strichen angewendet, wie auch Motufrauen in sehr verschiedenem Grade tätowirt sind. Aber die Weiber der Motu-motu, welche mit der Sagoflotte aus Freshwater-Bai nach Port Moresby kommen, lieben es, gleichsam zur Erinnerung an die grosse Reise, sich hier tätowiren zu lassen. Im Distrikt von Hood-Bai ist Tätowirung noch sehr im Schwunge und, bis auf geringfügige Abweichungen, dieselbe als bei den Motu. Mit Keppel-Bai scheint das Tätowiren an der S. O. Küste die östlichste Grenze zu erreichen, und wir finden sie dann erst auf der Dinner-Insel wieder. Die Tätowirung in Keppel-Bai weicht durchaus von der bei den Motu üblichen ab und unterscheidet sich von dieser vor allem durch den Mangel des Gato, das Vorkommen von Bogenlinien und die symmetrische Verteilung des Musters. Im ganzen wird Tätowirung in Keppel-Bai wenig geübt, und man sieht nur vereinzelt reich damit verzierte Frauen, die dann gewöhnlich Häuptlingsfamilien angehören. Bei Männern ist Tätowirung sehr selten, kommt aber einzeln längs der ganzen Südostküste vor. Bei den Motu lassen sich junge Leute zuweilen das Gesicht, mit Ausschluss des Kinns, in ähulicher Weise wie die Frauen und als Verschönerung tätow-

wiren. Tätowirung auf anderen Körperteilen, namentlich der Brust, gilt meist als sichtbares Zeichen verrichteter Heldenthaten des Betreffenden, kennzeichnet also den siegreichen Krieger. Derselbe braucht übrigens nur an einem Kampfe teilgenommen und nicht selbst einen Feind erschlagen zu haben, ja gewisse Zeichen vererben sich von Vater auf Sohn. Die Muster der Tätowirung bei Männern sind meist sehr einfache und werden vorzugsweise auf Brust, Schulter, Schenkel, seltener auf den Armen angebracht.“ Ziernarben erinnert sich Finsch nicht gesehen zu haben, er bezweifelt jedoch nicht ihre Möglichkeit.

Auch im Innern von Kaiser-Wilhelms-Land wurde Stichtätowirung vorgefunden.<sup>1)</sup>

Was die männlichen Bewohner der Redscarbai an der südöstlichen Halbinsel betrifft, so tätowiren sie sich nur einzelne Körperteile, Brust, Stirn, Backen, Arme und auch diese nur leicht; die Weiber dagegen sind am ganzen Leibe blau bemustert.<sup>2)</sup>

Van Hasselt, der uns mit den Sitten und Gebräuchen der Noeforezen von Neuguinea bekannt macht, sagt: „Einige Leute tätowiren sich auch zum Andenken an die Verstorbenen; meistens thun dies die Frauen, die Männer weniger; doch begegnete ich einmal einem Manne, dem ein Knabe auf dem Rücken tätowirt war; als ich nach der Bedeutung hiervon fragte, sagte er mir, dass diese Abbildung seinen verstorbenen Sohn vorstellen sollte, welchen er nun immer bei sich trage. Andere tätowiren Gegenstände, welche die Verstorbenen bei ihrem Leben in Gebrauch hatten, als Teller, Messer, Bogen und Pfeile, Tabakskästchen u. s. w. Manchmal tätowiren sich die Papuas auch nur zur Verzierung.“<sup>3)</sup>

Die Bergvölker des Innern ritzen sich dagegen nach echt melanesischer Art und zwar geschieht das stets zum Zeichen der Verbrüderung zweier Familien, die durch Heirat eines Mitgliedes verwandt wurden.<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dr. Carl Lauterbach, Bericht über die Kaiser Wilhelms-Land-Expedition im Jahre 1896, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1897, Seite 56 f.

<sup>2)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, II, Seite 28.

<sup>3)</sup> J. B. van Hasselt, Sitten und Gebräuche der Noeforezen von Neuguinea, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1876, S. 190.

<sup>4)</sup> Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1879, S. 134.

In Neukaledonien ist die Sitte der Eingeborenen, sich Stichtätowirungen in die Haut zu machen zwar nicht so ausgedehnt wie in Neu-Guinea, jedoch kommt sie häufig genug vor, um nicht übersehen zu werden. Bei den Frauen ist sie gewöhnlicher wie bei den Männern.<sup>1)</sup> Die gewöhnlichen Muster sind Zickzackstreifen auf Armen und Beinen.<sup>2)</sup> Ausserdem findet man auch hier und da eine Figurenbildung durch Narben.<sup>3)</sup> Namentlich sollen sich die Weiber Neu-Kaledoniens durch Narben auszeichnen, die sie sich beim Tode des ersten Verwandten beibringen, was ihnen „ein geradezu abscheuliches Aussehen verleiht.“<sup>4)</sup>

Von den Bewohnern der Fidschi-Inseln sagt Meinicke:<sup>5)</sup> „Die Tätowirung, nggia, ist nur auf die Frauen beschränkt und bei Männern überaus selten; doch gilt sie für eine religiöse Institution und soll von den Göttern eingeführt sein, und die Herstellung der Figuren, welche die Sache gewisser, dafür bezahlter Frauen ist, die sich dabei eines scharf gezähnten Instrumentes aus Knochen bedienen, wird stets von Festen begleitet; die Zeichen finden sich gewöhnlich an den Schenkeln und Beinen.“ Sind die Frauen jung, so tätowiren sie die Finger mit Linien und Sternen, damit sie zierlich aussehen, wenn sie dem Häuptling Speisen vorsetzen; sind sie Mütter geworden, so fügen sie dem noch einen blauen Fleck an jedem Mundwinkel hinzu.“<sup>6)</sup>

Wie ist es nun wohl gekommen, dass die Bewohner dieser letztgenannten Inseln, wenn man so sagen darf, aus der Art geschlagen sind? Jedenfalls ist die Sitte, sich Hautnarben zu machen, in Melanesien die ursprüngliche gewesen, dafür spricht die Mehrzahl der mit Schmucknarben tätowirten Insulaner. Auch geht es daraus hervor, dass wir auf allen melanesischen Insel-

---

<sup>1)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, Teil I, S. 225.

<sup>2)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 130.

<sup>3)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, Teil I, S. 225.

<sup>4)</sup> Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, II, Seite 89.

<sup>5)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Teil II, S. 32 ff.

<sup>6)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, Teil II, S. 3 und Fr. Christmann und Richard Oberlaender, Oceanien, Leipzig 1873, II, S. 153.

gruppen, deren Bewohner sich Punkttätowirungen machen, noch Spuren von Narbentätowirung finden. Auffallend ist es auch, dass gerade die Bewohner derjenigen Inselgruppen Melanesiens, bei denen sich Punkttätowirungen vorfinden, in direkter oder indirekter Berührung mit denen von Mikronesien oder Polynesien stehen. Demnach hat hier wahrscheinlich die barbarische Sitte der kunstvollen Platz gemacht. Für diese Annahme spricht auch, dass die Methode des Punkttätowirens bei weitem weniger schmerzhaft ist wie die des Einschneidens in die Haut. Wenn wir nun auch, wie wir schon weiter oben sahen, auf einer polynesischen Inselgruppe Leute mit Schmucknarben finden, so ist damit absolut noch nicht das Gegenteil bewiesen. Denn wie leicht ist es möglich, dass in dieser verkehrreichen Gegend eine Vermischung der Rassen stattgefunden hat und die Auswanderer aus alter Anhänglichkeit einzelne Sitten ihrer Heimat beibehielten.

Wie schon vorher erwähnt wurde, existieren in Oceanien eine grosse Anzahl von Sagen vom Tätowiren. Eine der wunderlichsten davon ist die, welche die Thatsache erklären soll, dass die Tonganesen nur die Männer tätowiren, während ihre Nachbarn, die Fidschi Insulaner, nur die Frauen tätowiren. Tylor berichtet darüber: „Man erzählt, ein Tonganese habe sich auf seinem Wege von Fidschi, um seinen Landsleuten über die geeignete Sitte, welche sie befolgen müssten, zu berichten, die Regel, die er sorgfältig auswendig gelernt hatte, die Frauen tätowiren, aber nicht die Männer, beständig wiederholt, aber unglücklicherweise sei er über einen Baumstumpf gestolpert, habe seine Lektion verdreht und, als er in Tonga angekommen, wiederholt, „Die Männer tätowiren, aber nicht die Frauen“, ein Auftrag, den sie seither immer befolgt haben. Wie einleuchtend diese Erklärung den Polynesiern geschienen haben muss, kann man daraus ersehen, dass die Samoaner dieselbe Geschichte mit anderen Einzelheiten erzählen und statt auf die Tonga-Inseln auf ihre eigenen beziehen.“<sup>1)</sup>

Von hier aus ist es uns nun möglich, die Sitte des Tätowirens über den malayischen Archipel, bis nach dem asiatischen Kontinent zu verfolgen. Zunächst gelangen wir zu den Molucken, wo wir noch heute auf beinahe jeder grösseren oder kleineren

---

<sup>1)</sup> Eduard B. Tylor, Die Anfänge der Kultur, übersetzt von J. W. Sprengel und Fr. Poske, Leipzig 1873, I, S. 362.

Insel oder Inselgruppe die Sitte als herrschende oder doch wenigstens Reste und Spuren einer solchen vorfinden können.<sup>1)</sup>

Von Ceram, das heisst von seinen Bewohnern, sagt Schulze: „Das Tätowiren ist nur im Westen Cerams gebräuchlich und auch nur bei einzelnen Stämmen. Ich fand dies bei den Stämmen Uwin, Hatumuru, Suakuweh, Passinalo. Meistens tätowiren sich die Frauen und beschränken sich diese nur auf die Brüste, Oberarme, Nabel und Stirn.“<sup>2)</sup>

Die Brusttätowirung ist ganz eigentümlicher Art und nicht nur auf Ceram, sondern über den ganzen alfurischen Archipel verbreitet. Ploss, der sie näher beschreibt, sagt: „Auf der Insel Serang sind bogenförmig gestellte Punkte gebräuchlich, welche gleichsam die Projektionsfigur der Mamma wiedergeben, und auf der Insel Tenembar wählt man eine Sternfigur mit gerade oder mit symmetrisch gekrümmten Strahlen, welche die Brustwarze so umgeben, dass sie den Mittelpunkt des Sterns bilden. Das sind natürlicher Weise alles nur gänzlich unschädliche Spielereien, durch welche die spätere Funktion dieses für die Erhaltung der Nachkommenschaft so hochwichtigen Organes in keiner Weise beeinträchtigt werden kann.“<sup>3)</sup>

Kommen wir nach Borneo, so finden wir eine Punkttätowirung bei den Kayans. Von ihnen berichtet Kükenthal: „Sie zeichnen sich durch eine kunstvolle Tätowirung aus, die bei den Weibern von der Hüfte bis zur halben Höhe der Wade reicht und sich ausserdem noch auf die Oberseite von Händen und Füßen erstreckt.“<sup>4)</sup>

Die Manketta, ein Zweig der Dajaken in Borneo, bedecken sich den ganzen Leib mit Tätowirung, lassen aber das Gesicht frei.<sup>5)</sup>

Die Bewohner der westlich von Sumatra liegenden Page-Insel tätowiren sich mit Punktnarben.<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 50.

<sup>2)</sup> Capitän Schulze, Ueber Ceram und seine Bewohner. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1877, Seite 113 ff.

<sup>3)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur und Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, S. 245.

<sup>4)</sup> Dr. W. Kükenthal, Eine Reise in das Innere von Borneo, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1895, S. 63.

<sup>5)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 93 und 116.

<sup>6)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 93.

Gehen wir weiter nach den Philippinen und sehen uns die Sitten der Bewohner von Mindanao an, so finden wir, dass die von West-Mindanao „Tätowirungen als Erkennungszeichen“ haben. Montano sagt von ihnen: „Le tatouage est surtout répandu parmi les tribus qui entourent le Golfe de Davao: il est pratiqué sur les enfants de 5 à 6 ans par la mère, en vue de leur imposer une marque indélébile et de pouvoir les reconnaître quand ils sont enlevés par ruse ou par violence, cas excessivement fréquents.“<sup>1)</sup>

Von den Iggoroten von Luzon sagt Hans Meyer: „Die Hände und Arme, oft auch die Brust und teilweise die Beine sind tätowiert. Ein spiralförmiges Sonnenbild trägt fast jeder. Die Zeichnung auf den Armen besteht in aneinander gereihten Feldern von geraden und krummen Linien, die gewöhnlich bis zum Ellenbogen reichen. Federartige Muster auf der Brust sind schon seltener, am seltensten die sogenannten Burikzeichnungen, die sich in parallelen Bandstreifen über Brust, Rücken und Waden erstrecken und dem Burik das Aussehen eines mit einer gestreiften Matrosenjacke und ebensolchen Kniestrümpfen Bekleideten geben. Tierbilder, wie Schlangen und Spinnen kommen selten vor, Menschenbilder nie.“<sup>2)</sup>

Die Muster werden mit einem spitzen Eisengriffel, der in eine blaugraue Indigomischung getaucht wird, in die Haut gestochen und brauchen teilweise (bei den Buriks) 3–4 Monate zur Ausheilung und Vernarbung.

Hans Meyer beschreibt die Tätowirung der Iggoroten in seinem Werke „Eine Weltreise“ folgendermassen: „Der Körper wird an Händen, Armen, Brust und teilweise auch Beinen tätowiert. Der Rücken ist frei, nur das Burikmuster erstreckt sich auch auf diesen. Ein Sonnenbild auf dem Handrücken, bestehend aus mehreren konzentrischen Kreisen oder auch einer Spirale mit strahlenförmigen Ausläufern, ist das gewöhnliche Muster, auf das sich die Mehrzahl beschränkt; mehr Eitelkeit verrät schon die aus den verschiedenartigsten Verbindungen von geraden und krummen Linien, die in einzelne Felder geteilt sind, bestehende Zeichnung, die entweder am Ellbogen endet oder bis zur Schulter

---

<sup>1)</sup> Montana bei Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, S. 26.

<sup>2)</sup> Dr. Hans Meyer, Die Iggoroten von Luzon, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1883, S. 380.

hinaufreicht (vorwiegend bei den Weibern). Noch seltener sind gleichbeschaffene Brusttätowirungen und ganz vereinzelt die Burikmuster (nur um den Monte Datá). Wie diese Muster aussehen oder was für ein Aussehen sie dem Burik geben, ist schon im vorhergehenden beschrieben. Weiter fährt Meyer fort: „Tierbilder finden sich mannigfach unter den Zeichnungen der Lepantoleute. Sie stellen vorwiegend Schlangen dar, namentlich auf Armen und Beinen der Buriks, auch Tausendfüßer, Skorpione und Eidechsen; Menschenbilder habe ich nur als rohe Umrisskizzen gefunden.

Wie die mit Burikmuster Tätowirten selbst Buriks heissen, so werden in Lepanto die allein auf den Armen Tätowirten Bináscan, die auch am übrigen Körper gezeichneten Nilipus genannt. . . . . Je weiter man nach Nordwesten vordringt, d. h. je mehr das Iggorotengebiet dem Einfluss der Ilocaner offenliegt, desto mehr verschwinden die Tätowirungen. In Angani ist diese Sitte schon fast ganz erloschen.“<sup>1)</sup>

Bei den Männern der Banao-Leute sieht man nur selten Tätowirung, während die Weiber einen oder beide Arme tätowirt tragen.<sup>2)</sup>

Von den Guinanen sagt Schadenberg: „Ein Teil tätowirt sich, bei den Männern besteht die Tätowirung in 3 bis 5fachen bogenförmigen Linien auf Brust und Schulter, die Arme bis zu den Händen haben schuppenförmige Muster. Einen Teil der Guinanen fand ich ohne Tätowirung; auf mein Befragen erhielt ich anfangs keinen Bescheid, dann wurde mir anfangs mitgeteilt, dass nur der Guinane berechtigt sei die beschriebene Tätowirung zu tragen, welcher wenigstens 6 Totschläge vollbracht habe. Die Weiber tragen nur an den Armen, Gelenken und Handrücken Tätowirung. Narben von Wunden oder Geschwüren werden mit einem Strahlenkranz umgeben. Das Tätowirungsinstrument besteht aus einem dünnen Stück Carabao-Horn, welches rechtwinklig gebogen ist, und in dessen kürzeren Schenkel spitze Drahtstücke eingelassen sind. Die Nadeln werden auf die Haut gesetzt und durch einen Schlag mit einem Holz hineingetrieben. Nachdem etwa 20 Schläge gemacht sind, werden

---

<sup>1)</sup> Dr. Hans Meyer, Eine Weltreise, Leipzig 1885, S. 514.

<sup>2)</sup> Alex Schadenberg, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1887, S. 145 ff.

die Wunden mit Kohle stark eingerieben. Die Kohle gewinnen, sie durch Brennen von harzreichen Hölzern, indem sie einen Topf über die Flamme halten, an den der Russ anschlägt.<sup>1)</sup>

Die Muster auf der Brust sind Zeichnungen, denen Federn oder auch Farnkrautwedel als Vorlage gedient haben mögen, ihre Farbe ist dasselbe graublau wie bei den Igorroten . . . nur erschienen mir die Narben viel tiefer als dort<sup>2)</sup>

Von den Bontocleuten berichtet Schadenberg: „Sie tätowiren sich, die Muster sind sehr mannigfaltig und variieren fast in jeder Rancherie. Die Weiber tätowiren meist nur die Arme und Handrücken, die Männer auch die Brust, bisweilen auch die Rücken und Schenkel; öfter sieht man im Centrum der bogenförmigen Brusttätowirung eine menschliche Figur mit ausgebreiteten Armen und Beinen. Die Muster bestehen in sich kreuzenden zickzackartigen und parallelen Strichen; sie ähneln sehr denen, welche die Guinanen tragen. Das Tätowirungsinstrument ist ein etwa 10 cm langes Stück Büffelhorn von etwa 2 mm Dicke; in etwa  $\frac{1}{6}$  seiner Länge ist es rechtwinkelig gebogen, und in den kürzeren Schenkel sind 3 bis 5 spitze Drahtstücke eingelassen. Die Nadeln werden auf die Haut gesetzt und durch einen Schlag mit einem Holz auf den Winkel hineingetrieben; nach einer Anzahl Schläge werden die Wunden mit Russ, den sie durch Brennen harzreicher Hölzer, meist Fichte, gewinnen, eingerieben. Sämtliche angrenzende Bergstämme bis zu den Tinguianen hinunter gebrauchen Tätowirungsinstrumente gleicher Form.“<sup>3)</sup>

Bei den Eingeborenen von Formosa ist nach Ploss die Tätowirung bei den Frauen das Zeichen des geschlossenen Ehebundes. Die Mädchen sind nicht tätowirt; die verheirateten Frauen aber lassen sich von der Mitte der Oberlippe bis zu dem Ohre jederseits einen dreieckigen Streifen quer über die Wangen tätowiren. Diejenigen Formosanerinnen, welche bereits die chinesische Kultur angenommen haben und als Pepohoans bezeichnet werden, führen diese Tätowirung nicht mehr aus.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Alex Schadenberg, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1887, S. 145 ff.

<sup>2)</sup> Dr. Hans Meyer, Eine Weltreise, Leipzig 1885, S. 300.

<sup>3)</sup> Alex Schadenberg, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1888, S. 36.

<sup>4)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, S. 106.

Aus den von Bartels aufgenommenen und im Jahre 1893 der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vorgelegten 5 photographischen Aufnahmen von Eingeborenen von Formosa war ersichtlich, dass sich auch die Männer tätowiren, und zwar machen sie sich eine Längslinie in der Mitte der Stirn.<sup>1)</sup> Nach Jagor erstrecken sich die Tätowirungen der Formosaner auf andere Körperteile. Laut den chinesischen Aufzeichnungen, die Jagor von seinen Reisen mitbrachte, lassen sich die Formosaner zumeist auf dem Arm oder Rücken tätowiren, ja, die es lieben, ihre Thaten zu verzeichnen, bedecken sogar den ganzen Körper mit Schriftzeichen, wobei sie sich der holländischen Schrift bedienen.<sup>2)</sup>

Durch die Japaner, die das Tschivan-Gebiet auf Formosa durchforscht haben, erfahren wir, dass die Männer dieses Distrikts das Gesicht mit einer Punktlinie tätowiren, die vom Scheitel bis zur Nasenwurzel und von der Unterlippe zum Kinn geht. Bei den Frauen geht die punktierte Linie nur bis zur Nasenwurzel, der untere Teil des Gesichtes ist mit wagerechten Strichen verziert. Als Farbe für die Tätowirung dient Indigo.

Das Tätowirtsein ist ein Ehrenzeichen. Wer keinen Menschen getötet hat, darf sich nicht tätowiren und wer nicht tätowirt ist, darf nicht heiraten. Die Frauen dürfen sich erst nach ihrer Verheiratung tätowiren.<sup>3)</sup>

Von den Bewohnern der Riu-Kiu-Inseln erzählt von Iguchi: „Das Mädchen, wenn es 13 oder 14 Jahre alt wird, lässt sich an der Aussenseite des Mittelfingers und Zeigefingers der beiden Hände je 2 kleine Punkte schwarz tätowiren und zwar auf dem untersten Gelenke der Finger, nahe der Handfläche. Im Lebensalter von 20 Jahren lässt es sich wieder die ganze Aussenseite der beiden Hände tätowiren, so dass nur die Finger untätowirt übrig bleiben.“<sup>4)</sup>

Etwas mehr hierüber hören wir von Ploss, der über das Tätowiren auf der zu den Liu-Kiu-Inseln gehörigen Insel Amami sagt: „Die Frauen lassen sich regelmässig tätowiren und zwar

---

<sup>1)</sup> Bartels, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1893, S. 160.

<sup>2)</sup> F. Jagor, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Berlin 1893, S. 333.

<sup>3)</sup> Globus, Braunschweig 1896, S. 96.

<sup>4)</sup> Von Iguchi, Globus, Braunschweig 1895, S. 272.

nur den Rücken der beiden Hände. Die Tatuzeichen sind stets die gleichen; man weiss jedoch keine Bedeutung anzugeben und erklärt ausdrücklich, dass dieselben von Okinawa aus erst eingeführt wurden. Meist im 13. Jahre liessen sich die Mädchen dieses Zeichen einätzen von besonderen Leuten, die diese Kunst verstanden. Mit 3 zusammengebundenen Nadeln wurden Reihen von Einstichen gemacht, und darauf die gewöhnliche Tusche eingerieben, die sonst zum Schreiben benutzt wird. Die Farbe wird indigoblau<sup>1)</sup>

In Japan ist der Gebrauch nach Joest auf eine bestimmte Klasse der Bevölkerung beschränkt und zwar auf eine der niederst stehenden, dennoch muss Japan als das Land bezeichnet werden, in welchem heute am schönsten und kunstvollsten tätowirt wird<sup>2)</sup>. „Keine Feierlichkeit, keine symbolische oder sonstige Bedeutung der Prozedur, sondern rein kosmetische Zwecke sind es, die uns hier entgegentreten.“<sup>3)</sup> Die Leute tätowiren sich nur die Körperteile, die sie, im Gegenteil zur ganz bekleideten Klasse, nicht bedecken. Der Vornehme, oder Spiessbürger, der das ganze Jahr hindurch in seinen Kimono gehüllt einhergeht, sieht mit Verachtung auf den Tätowirten herab, weniger, weil derselbe tätowirt ist, sondern weil er durch seine Lebensstellung und Thätigkeit als Pferdeknecht, Paketträger, Jinrikscha-Kuti u. s. w. gezwungen ist, den grössten Teil des Jahres hindurch mit nacktem Oberkörper und Oberschenkel herumzulaufen, und diese Teile nur, nicht etwa die Hände oder Unterarme, bedeckt der „Betto“ u. s. w. mit Tätowirung. Von dem Augenblick an, wo den Leuten verboten wird, sich in so ungenierter Weise zu entblössen, wird auch die Sitte des Tätowirens in Japan aussterben, und ein Kleiderzwang würde dieser Originalität — eine der wenigen, die wir in dem meist so reizenden Lande finden — schneller ein Ende machen, wie alle bisherigen Regierungserlasse oder Verbote.

Ueber den Ursprung der Sitte in Japan weiss übrigens bis heute niemand etwas Bestimmtes zu sagen. Unmöglich ist es

---

1) Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, S. 101.

2) W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 49.

3) W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 55.

nicht, dass früher alle Klassen, auch die Vornehmen, tätowirten, denn im alten chinesischen Geschichtswerk Ti-tu-tsung-yao (von 1368 an), übersetzt von de Rosny, wird von den Japanern promiscue gesagt: „Les Japonais se tracent des figures noires sur la face, se tâtouent le corps,“ und heute noch werden in den Märchen- und Heldenbüchern die alten Herren stets über und über tätowirt dargestellt. Demnach müsste jene Sitte schon vor mehreren 100 Jahren absolut geworden sein, um später wieder in die Gunst einer untergeordneten, wenn auch sonst achtbaren Gesellschaftsklasse zu gelangen.<sup>1)</sup>

Die Prozedur des Tätowirens, die Joest aus eigener Erfahrung kennen lernte, ist nach ihm folgende: „Mein Professor legte mir aus einem alten Bilderbuch Muster vor; ich wählte einen Drachen und eine hübsche „musume“ (junges Mädchen, wörtlich Tochter). Der alte Herr, der merkwürdig ehrbar aussah, schob seine Brille auf die vordere Nasenspitze und begann mit einem Gesicht, als handle es sich hier um Leben oder Tod oder mindestens um eine gefährliche Amputation, ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen, seine Tusche anzureiben.

Die beste Sorte letzterer kommt aus Nara, wo dieselbe aus dem in den grossen steinernen Lampen sich ansammelnden Russe der von frommen Pilgern gestifteten Sesamöllampen bereitet wird. Der Docht letzterer besteht aus kegelförmig zuge-drehtem Pflanzenmark, dessen Spitze in das Oel taucht, während der von dem angezündeten dickeren Ende aufsteigende Qualm durch eine dicht darüber hängende kleine Thonschale aufgefangen wird. Den so gewonnenen Russ mischt man mit einer aus Rindshäuten erzeugten Sorte Leim und mit chinesischem Wohlgeruch. Letzterer heisst rui-no d. h. raffinierter Campher, scheint aber ein Gemisch aus mehreren Harzen zu sein: je besser der Duft, desto teurer (10 Pfg. bis 6 Mk.) das Stück Tusche.

Nachdem ein Teil des wertvollen Stoffs verrieben, legte ich mich aufs Bett, und in ungefähr  $\frac{1}{2}$  Stunde zeichnete mir der Künstler die Umriss des Bildes auf den Arm, wobei angefeuchtetes Papier die Stelle unseres Radiergummis vertrat. Dann holte er mehrere, unten mit Papier (um ein Ausgleiten der Hand zu verhindern) umwickelte Holzstäbchen hervor, an deren spitzen Ende 2 bis 20 europäische Nähnadeln in 1 oder

<sup>1)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 58 ff.

2 Reihen eng aneinander befestigt und so mit Papier umwickelt, dass sie nicht tiefer wie einige Millimeter in die Haut eindringen konnten, angebracht waren. Die 2spitzige Punktiernadel nimmt nun der Künstler in die rechte Hand, so wie wir ein Florett anfassen, aber den ausgestreckten Zeigefinger von oben darauf drückend; zwischen dem dritten und vierten Finger der linken Hand steckt er einen reichlich in Tusche getauchten Pinsel (mit der Spitze nach oben), der ihm als Palette dient, spannt mit Daumen und Zeigefinger derselben Linken ein Stück Haut, taucht die Spitze des Instruments in den Pinsel und sticht dann, das Stäbchen leicht gegen die Daumen der Linken anlehnend und der Zeichnung folgend, mit unglaublicher Schnelligkeit und Sicherheit — denn ein falscher Stich kann das ganze Bild verderben — 15—20 Stiche hintereinander in die Haut. Das herausfließende, mit Tusche vermischte Blut wird in jeder Pause durch ein in der Rechten gehaltenes Knäuel Papier abgewischt. Dies Punktieren der Umriss, also das Skizzieren des einen Bildes dauerte 3 Stunden, während deren ich rauchte, Thee trank, Zeitungen las u. dergl. Der Künstler hatte inzwischen kein Wort geredet, auch keine Frage beantwortet.

Schmerzhaft war die Prozedur bis dahin gar nicht, nicht schmerzhafter wie etwa der Impfprozess in Europa. Nach einer Frühstückspause begann die Detailmalerei und das Schattieren. Der Künstler harpunirte mich hierbei mit einem der mit 2 Reihen zu je 10 Nadeln versehenen Stäbchen, und je tiefer und dichter die Stiche fielen, desto dunkler wurde später der Schatten. Wird die Haut vollkommen wund geschunden, so sieht die Tätowirung nachher fast schwarz aus. Zur Herstellung der roten Zeichnung wird der in Japan allgemein zum Stempeln der Unterschrift gebrauchte Zinnober verwandt, während Zinnober mit Tusche vermischt in der Haut nachher violett erscheint. Die ganze Operation, die ohne gerade Schmerzen zu verursachen, auf die Dauer doch aufregt, dauerte für jeden Arm 6 Stunden. Das Honorar des Künstlers betrug je 20 Mark. Der Arm war etwas angeschwollen, die Haut gerötet, und die tätowirte Stelle fühlte sich heiss an; nachdem dieselbe aber mit kaltem Wasser und etwas Glycerin abgewaschen war, stellten sich keine weiteren Beschwerden ein, wie etwa am dritten Tage leichte Schmerzen am Knochen, die an Rheumatismus erinnerten, wahrscheinlich — so sagten wenigstens

die Japaner — infolge des eingeführten Zinnobers. Dann schuppte sich die Oberhaut ab, und die Zeichnung, die bis dahin trübe und verschwommen ausgesehen hatte, erschien in voller Klarheit und Schärfe, die sich inzwischen, seit 6 Jahren, in keinerlei Weise verändert hat.“<sup>1)</sup>

Cochins Bericht stimmt ganz mit dem von Joest überein. Er sagt: „Die zahlreiche Volksklasse, welche durch Beförderung der Reisenden und ihres Gepäcks, sowie durch den Transport der Waren auf den Landstrassen ihren Lebensunterhalt gewinnt, ist im Sommer meist unbekleidet, und viele von ihnen, namentlich die Betto' (Pferdeknechte), sind auf Rücken, Gesäss, Oberschenkeln und Armen in oft kunstvoller Weise tätowirt: besonders beliebt sind in blauer und roter Farbe ausgeführte Darstellungen von Helden, schönen Frauen und Drachen.“<sup>2)</sup>

Neben dieser als Schmuck dienenden Tätowirung kommt in Japan noch eine andere Art vor; sie dient zur Wiedererkennung und Brandmarkung von Verbrechern. „Sie geschieht in den einzelnen Landesteilen in verschiedener Art, da jeder Fürst bezw. Gerichtsherr ein anderes Zeichen hat; sie bildet so gewissermassen ein Mittel zur Feststellung der Vorstrafen des Verbrechers ausgeführt wird sie in der Weise, dass ein geübter Mann dem knieenden, gebundenen und entblösten Verbrecher mit einer Nadel Stiche auf den zu tätowirenden Teil von Hand, Arm etc. macht und ein anderer bestreicht die punktierten Stellen mit Schwärze, welche dann in den Punkten haften bleibt.“<sup>3)</sup>

Bei den Ainos finden wir die Tätowirung als Schmuck nur bei den Frauen. Von ihnen sagt Rein: Bei den Ainos bilden die Frauen keineswegs das schöne Geschlecht. Ihr Aussehen macht einen weniger angenehmen Eindruck als das der Männer: namentlich auch deshalb, weil sie das plumpe Gesicht mit dem kurzgehaltenen struppigen Kopfhaar noch durch eine blaue Tätowirung auf der Oberlippe, die wie ein Schnurrbart erscheint, verunstalten.“<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 71 ff.

<sup>2)</sup> Cochins, Reisen im mittleren Japan, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1876, S. 219.

<sup>3)</sup> Dr. Z. Strafrechtspflege in Japan, Globus, Braunschweig, 1894, S. 8C.

<sup>4)</sup> J. J. Rein, Japan, Leipzig 1881, I, S. 445.

Ploss erzählt von ihnen: „Die Ainos tätowiren die Mädchen, um sie heiratsfähiger zu machen. Im 5. Lebensjahr, wo das Kind gewöhnlich noch nicht von der Mutterbrust entwöhnt ist, beginnt dieses in Japan lebende eigentümliche Volk, das jugendliche Mädchen im Gesicht, an Händen und Armen zu tätowiren. Diese Operation wird alljährlich fortgesetzt, bis die Mädchen heiraten, wodurch die Zeichnung immer breiter wird. Es ist dies ein alter Brauch, und die Ainos meinen, dass es religiös sei, auch dass ihre Frauen ohne denselben nicht heiraten würden.“<sup>1)</sup>

Die Kurilier, auch Ainos, tätowiren den Arm bis an den Ellenbogen mit verschiedenen Figuren.<sup>2)</sup>

Auf den Aleuten punktieren sich nach Wuttke die Weiber im Gesichte.<sup>3)</sup> Von den Bewohnern der Lorenz-Inseln berichtet Nordenskiöld: „Die Frauen waren stark tätowirt, teilweise nach ganz komplizierten Mustern.“<sup>4)</sup> Dieselben erstrecken sich vornehmlich auf Gesicht und Arme. Lubbock sagt von ihnen: „Die Bewohner der aleutischen Inseln dekorieren Hände und Gesicht mit vierfüßigen Tieren, Vögeln, Blumen u. s. w.“<sup>5)</sup>

Auf dem asiatischen Festlande sind es zunächst die Tschuktschen, die dem Tätowiren heute noch anhängen und ihre Punktnarben erstrecken sich namentlich auf Arm und Brust.<sup>6)</sup>

Bei den Korjaken sind es nur die Weiber, die immer alte Bräuche am längsten erhalten, welche noch die Tätowirung haben. Männer und Mädchen lassen ihre Haut wie sie ist, aber nach ihrer Verheiratung wird die Frau tatuirt und alsdann jedes Jahr mehr Zeichnung hinzugesetzt, so dass alte Korjakinnen über und über tatuirt sein sollen.<sup>7)</sup>

Die Ostjaken tätowiren ihre Handgelenke, die Ostjakinnen den Rücken ihrer Hände, den Vorderarm und das Schienbein.<sup>8)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dr. H. Ploss, *Das Kind in Brauch und Sitte der Völker*, Berlin 1882, I, S. 336, Wuttke, *Die Entstehung der Schrift*, Leipzig 1872, S. 11.

<sup>2)</sup> Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie*, Wien 1879, S. 229.

<sup>3)</sup> Wuttke, *Die Entstehung der Schrift*, Leipzig 1872, S. 120.

<sup>4)</sup> Adolf, Erik Freiherr von Nordenskiöld, *Die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega*, Leipzig 1882, II, 242 f.

<sup>5)</sup> Sir John Lubbock, *Die Entstehung der Civilisation*, übersetzt von A. Passow, Jena 1875, S. 31.

<sup>6)</sup> Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie*, Wien 1879, S. 224.

<sup>7)</sup> Wuttke, *Die Entstehung der Schrift*, Leipzig 1872, S. 111.

<sup>8)</sup> Wuttke, *Die Entstehung der Schrift*, Leipzig 1872, S. 120.

Sonderbar ist es, dass die Ostjaken dasselbe Zeichen, was auf dem Handgelenke eingeätzt ist, auch in den Tributbüchern stehen haben. „Es gilt, wie bei anderen schriftkundigen Völkern, auch gerichtlich als ihre Unterschrift.“<sup>1)</sup>

In China hat die Sitte des Tätowirens schon seit Jahrhunderten aufgehört als Körperschmuck betrachtet oder geschätzt zu werden.

Heutzutage werden nur noch Leute in China tätowirt, die „gezeichnet“ werden sollen und giebt der Charakter K'ing (Tching) mehr den Begriff des Brandmals wieder. Während des letzten Taiping-Aufstandes wurden den Ueberläufern der Aufständischen von den loyalen Truppen Buchstaben bezw. Charaktere auf Stirn, Kinn und beide Backen tätowirt, einerseits um ihre Rückkehr zum Feinde zu erschweren, anderseits aber, um dieselben, wenn sie dann ein zweites Mal gefangen werden sollten, sofort zu erkennen und zu köpfen. Es handelt sich hierbei um richtige Tätowirung: Die Schriftzeichen wurden aufgeritzt, und dann wurde Tusche in die Wunden hineingerieben. Merkwürdig ist, dass Chinesinnen auf Java, also auf einer Insel, auf welcher die Sitte des Tätowirens absolut nicht herrscht, es lieben, sich blaue Ringe um mehrere Finger nach allen Regeln der Kunst einzusteichen.<sup>2)</sup>

Am weitesten verbreitet ist die Sitte des Tätowirens in Hinterindien, dessen Söhne derselben noch heute anhängen, während die Cenralasiaten sie nicht mehr pflegen.

Von den Birmanen sagt Ploss: „Schon in der Kindheit wird bei den Birmanen jeder männliche Sprössling an allen Theilen des Körpers tätowirt mit Figuren, die Tiger und andere reissende Tiere darstellen; dem Kinde wird namentlich der Schenkel schwarz tätowirt mit einem Instrumente, das aus vielen scharfen, dicht neben einander stehenden Spitzen besteht, und dann wird in die ganz mit Blut bedeckte Haut eine Salbe eingerieben, zu der vorzüglich Galläpfel gesetzt sind. Diese Operation bewirkt ein so starkes Fieber, dass nach der Versicherung der Einwohner gewöhnlich 2 Kinder von 5 daran sterben.“<sup>3)</sup> Kuntze<sup>4)</sup> sagt von

<sup>1)</sup> Pallas bei Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 114.

<sup>2)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 45.

<sup>3)</sup> Dr. H. Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Berlin 1882, I, Seite 337.

<sup>4)</sup> Dr. Otto Kuntze, Um die Erde, Leipzig 1888, S. 442.

den Birmanen: „Die meisten sind am Körper von den Hüften bis über das Kniegelenk mit Figuren eng graublau tätowirt, derart, dass es entfernt betrachtet, wie eine enganliegende, blaugemusterte, kurze Hose erscheint. Darüber, am Oberkörper, besitzen nur manche Birmanen (vielleicht der zehnte Teil) rote, vereinzelte, meist 10 cm breite, 15 cm lange stempelartige Tätowirungen.“ Die Tätowirnadell ist von Messing, schindelförmig, an einem Ende sehr spitz und wie eine Ziehfeder gespalten; sie steckt mit dem anderen Ende in einer Messingröhre, die sich nach oben etwas erweitert, um einen bleiernen Bolzen aufzunehmen. Der Patient liegt auf der Erde, der Operateur hockt vor ihm, taucht die Spitze der Nadel in das mit Wasser angerührte Pigment, spannt den Teil der Haut, welchen er gerade bearbeitet, mittelst seiner grossen Zehe straff an und punktiert, indem er die beschwerte Nadel darauf niederfallen lässt. Die sehr schön und präzise ausgeführten Figuren, in der Regel unseren Wappentieren nicht unähnlich stylisierte Tierbilder, werden ohne Vorzeichnung aus dem Stegreif mit nie irrender Sicherheit aufgetragen.<sup>1)</sup>

Um die heftigen Schmerzen, die diese Art der Tätowirung verursacht, ertragen zu können, suchen sich die der Operation Unterworfenen mit Opium zu betäuben.<sup>2)</sup>

Bei den weiter südlich wohnenden Keianos tätowiren sich nur die Frauen.<sup>3)</sup>

Im westlichen Hinterindien tatuiren sich auch noch die Marama, welche vom Nabel bis zum Kinn sich bezeichnen. Von ihnen soll dieser Brauch nach Kambodscha übergegangen sein.<sup>4)</sup>

Auf der malaischen Halbinsel tragen die Männer keinerlei Zierrat, tätowiren sich auch nicht. Dagegen findet beides bei den Weibern statt. Die Tätowirung derselben ist einfach und wird mit einer Nadel und Harzeinreibungen bewirkt.<sup>5)</sup>

---

<sup>1)</sup> Jäger, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1880, S. 37.

<sup>2)</sup> W. Joest, Tätowirungen, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 71.

<sup>3)</sup> Das Ausland, München 1831. Teil I, S. 616.

<sup>4)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift; Leipzig 1872, S. 93.

<sup>5)</sup> R. v. Miklucho-Maclay, Globus, Braunschweig 1880, S. 175.

Bei den Gueno von Nordlaos findet man Leute, deren Körper mit Tätowirung bedeckt ist wie der der Markesaner. Bei den Tahoy wird nur die Oberlippe mit diesem Schmucke bedacht.<sup>1)</sup>

In Vorderindien sind es besonders die Hindumädchen, welche blaue Einpunktirungen an Händen und Unterarm (ähnlich vielknöpfigen Handschuhen), auch auf der Stirn lieben,<sup>2)</sup> dann auch die Hügelstämme der Nilgiris. Von einem derselben, den Kadagas, sagt Jagor: „Alle Weiber sind auf der Stirn tatuirt. Ausser der Stirn, deren Tätowirung für die Frauen obligatorisch ist, werden oft andere Körperteile tätowirt. So sind z. B. verschieden gruppierte Punkte auf Vorderarm und Handrücken nicht selten. Die Methode des Tätowirens ist folgende: Russ, von einem Kochtopfe abgeschabt, in einer Kokosschale mit Wasser angerieben, wird auf die zu tätowirenden Stellen aufgedrückt und zwar, um die Kreise an der Stirne zu bilden, mit einem Fingerringe oder dem ringförmigen Ende einer Flöte, für die Punkte mit einem gerade abgeschnittenen Stäbchen. Die geschwärzten Stellen werden dann mit einer Nähnadel, häufiger aber mit dem spitzen Stachel von *Berberis tinctoria* punktiert. Nach je 50–60 Punktierungen wird das Gemisch von Blut und Russ mit den Blättern eines Krautes (*Calamintha?*) abgerieben. Diese Manipulationen werden 4–5mal wiederholt, so dass jeder Punkt vom Durchmesser einer Erbse 5–600 Punktierungen erhält. Während der nächsten 5 Tage wird täglich Russ in die angeschwollenen wunden Stellen eingerieben. Männer werden nicht tätowirt, aber alle Frauen im Alter von 12 bis 14 Jahren und zwar gewöhnlich von Toda-Frauen.<sup>3)</sup>

Auch bei den Nagas im Quellgebiete der indischen Riesenströme ist die Tätowirung ein beliebter Schmuckgegenstand. Von ihnen sagt Ratzel: „Die Tätowirung, welche bei den Naga jedem Stamme sein eigenes Zeichen giebt, ist bei den meisten dieser Völker üblich. Nagakrieger tätowiren sich das Gesicht in einer Weise, welche an die Kriegstätowirung der Maori erinnert.“<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Dr. Friedr. Ratzel, *Völkerkunde*, Leipzig 1888, III, S. 479.

<sup>2)</sup> W. Joest, *Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen*, Berlin 1887, Seite 52.

<sup>3)</sup> F. Jagor, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*. 1876, S. 195.

<sup>4)</sup> Dr. Friedr. Ratzel, *Völkerkunde*, Leipzig 1888, III, S. 514 und Ernst Hartert, *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* 1889, Seite 142.

Weiter westlich finden wir Tätowirung in Persien, wo sie aber nur von den Frauen getragen wird. Wuttke berichtet darüber: „Die Persierinnen lassen sich auf Stirn, Handoberfläche, Brust und Waden stereotype, eckige Vogelgestalten und Blumengewinde, um den Nabel einen Veilchenkranz einpunktieren, von der Weiberzunft der Halzen, die Amulettenkram und Fetische besorgen und in geheimem Wissen bewandert zu sein vorgeben.

Die Halzen bedienen sich dazu des Hammers, abgestumpfter Nadelbüschel und verschiedenfarbiger Flüssigkeiten.“<sup>1)</sup> Ferner finden wir sie in Mesopotamien, Kleinasien, Syrien und besonders in Arabien, teils bei dem männlichen, teils bei dem andern Geschlecht vielfach verbreitet.<sup>2)</sup> Von den Beduinenmädchen in Syrien sagt Wuttke:<sup>3)</sup> „Sie lassen sich zuweilen Arme und Gesicht, Lippen und Brüste tätowiren, etwa auf jeden Busen einen Stern und auf die Mitte der Brust einen Palmenbaum.“

Die arabischen Prostituirten zeichnen sich nach Lombroso durch eine Tätowirung von Guirlanden, Arabesken und Kreislinien an Händen, Unter- und Oberarm und Hals aus.<sup>4)</sup>

In Amerika ist heute die Sitte des Tätowirens auf einzelne Bezirke beschränkt, denn hier, wie in der ganzen Welt, sind die Tage des Tätowirens als Volkssitte gezählt. Man darf wohl behaupten, dass früher die grosse Mehrzahl sämtlicher Eingeborenen von Amerika, vom Feuerlande an bis hinauf zum Polarkreise tätowirte.

Beginnen wir mit Südamerika, so finden wir die Sitte des Tätowirens heute noch zunächst bei den Patagoniern. Von ihnen sagt Ratzel: „Beide Geschlechter tätowiren sich Zeichen, indem sie Asche oder blaue Erde in die aufgeritzte Haut einreiben. Früher war besonders bei den Frauen die Tätowirung auf Gesicht, Arm und Brust beim Eintritt der Mannbarkeit um so reichlicher, je höher die Lebensstellung; heute wird bei den Patagoniern in der Regel nur noch der Vorderarm tätowirt.“<sup>5)</sup>

---

<sup>1)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 93.

<sup>2)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 52.

<sup>3)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 93.

<sup>4)</sup> C. Lombroso und G. Ferrero, Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte, übersetzt von Dr. med. H. Kurella, Hamburg 1894, S. 360.

<sup>5)</sup> Prof. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig und Wien 1894, I, S. 515.

Andree erwähnt von den Patagoniern, dass sie als Trauerzeichen Arme und Beine sich mit Dornen blutig stechen.<sup>1)</sup>

Ferner tätowiren sich die Minuanes, an der Grenze von Uruguay und Brasilien. Hier sind es jedoch nur die Weiber, die tätowiren. Azara sagt, dass sich manche bei dem ersten Eintritt ihrer monatlichen Reinigung 3 unauslöschliche blaue Streifen von einer Backe auf die andere quer über die Nase hinziehen.<sup>2)</sup> Merkwürdig ist es, dass die erwachsenen Männer ihre Toten auf ähnliche Weise betrauern wie die Patagonier. Sie durchstechen nämlich Beine und Schenkel auf der inneren und äusseren Seite und die Arme bis über die Ellenbogen herauf mit einer dicken Fischgräte . . . . Zwischen den einzelnen Stichen lassen sie höchstens einen Zoll breit Platz.<sup>3)</sup>

Bei den Abiponern spielt auch die beginnende Geschlechtsreife eine grosse Rolle. Die Mädchen erhalten dann auch ihre Tätowirung. Eine alte Frau vollzieht die Handlung mit einem Dorne und sagt dazu: „Wirst du dich still halten, so sollst du so schön werden als die Schönheit selbst.“ Die Geburtsschmerzen, glaubten die Abiponer, wären geringer, wenn Tatuierung vorhanden wäre.<sup>4)</sup> Die Abiponerin, die am meisten gezeichnet und zerstoichen ist, ist die vornehmste und aus dem angesehensten Geschlechte; hingegen gehört die unstreitig zu den gemeinen oder gefangenen, welche nur mit 3 oder 4 schwarzen kleinen Linien bemerkt ist.<sup>5)</sup>

Von den Tobas-Indianern erzählt Nusser: „Sie tätowiren sich das Gesicht, die Brüste und die Arme mit schwarzer Farbe, die sie dadurch herstellen, dass sie Maisstroh verkohlen lassen. Die Tätowirung ist elegant.“<sup>6)</sup>

Die Weiber der Guarany's ziehen sich bei dem ersten Eintritt ihrer monatlichen Reinigung von dem oberen Teile der Stirne an bis über die Nase herunter mehrere blaue, unvertilg-

<sup>1)</sup> Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878, S. 148.

<sup>2)</sup> Don Felix von Azara, Reise nach Süd-Amerika, Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Berlin 1810, VII, 191.

<sup>3)</sup> Don Felix von Azara, Reise nach Südamerika, Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Berlin 1810, VII, 192.

<sup>4)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, 110.

<sup>5)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 111.

<sup>6)</sup> Christian Nusser, Die Tobas-Indianer des Gran Chaco, Das Ausland, Stuttgart und München 1884, S. 991.

bare Streifen in die Haut.<sup>1)</sup> Wuttke verlegt die Tätowirung der Guarany-Frauen auf Brust und Arm.<sup>2)</sup>

In Brasilien waren früher sämtliche Eingeborenen tätowirt, „an der Küste sowohl wie im Innern, bis hinauf zu den heutigen Aruacos und Guajiros. Hier sind die Meisten dem alten Brauche bis heute treu geblieben.“<sup>3)</sup>

Azara schreibt von den Guana's: „Die Kinder feiern, wenn sie ungefähr das Alter von 8 Jahren erreicht haben, ein eigenenthümliches Fest. Sie begeben sich morgens ganz frühe auf das Feld und halten sich dort den ganzen Tag über auf, ohne irgend etwas zu essen. Gegen Abend kommen sie paarweise und in der grössten Stille wieder nach Hause zurück. Hier kommen dann einige alte Weiber herbei, die ihnen zu wiederholten Malen besonders die Arme mit einem spitzen Knochen durchstechen.“<sup>4)</sup>

Von den Mundrucus sagt Prinzessin Therese von Bayern: „Die civilisierten Mundurucu, die näher dem Amaconas wohnen, tätowiren sich nicht, um so mehr die weiter im Innern sitzenden, welche wegen ihrer kunstvollen Tätowirung, zu welcher sie vorwiegend blaue Farbe verwenden, berühmt sind.“<sup>5)</sup>

Nach Spix und Martius haben die Mundrucûs entweder das ganze Gesicht oder in dessen Mitte einen halbeliptischen Fleck tätowirt. Von diesem erstrecken sich zahlreiche, ganz parallele Linien über Kinn, Unterkiefer und Hals zur Brust hinab. Von der Mitte der einen Schulter bis zur anderen laufen über die Brust zwei oder drei Linien einen halben Zoll weit von einander, und unter diesen, bis an das Ende der Brust befinden sich Zeichnungen von stehenden, bald ausgeführten, bald leeren Rauten. Der übrige Rumpf ist entweder mit parallelen oder mit gegitterten Linien durchzogen. Der Rücken ist auf ähnliche Weise, doch minder vollständig gezeichnet, und die Extremitäten wiederholen denselben Verlauf der Linien, mit oder ohne Rauten. Die Weiber haben nur eine halbmondförmige Malha, deren Hörner nach oben

---

1) Don Felix von Azara, Reise nach Süd-Amerika, Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Berlin 1810, 181.

2) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 110.

3) Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 49.

4) Don Felix von Azara, Reise nach Süd-Amerika, Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Berlin 1810, S. 236 f.

5) Therese, Prinzessin von Bayern, Meine Reise in den Brasilianischen Tropen, Berlin 1897, S. 79.

spitz zulaufen. Wahrscheinlich will sich der Mundrucù durch diese Verunstaltung ein kriegerisches und furchtbares Ansehen geben, denn mehr als den meisten Stämmen ist ihm Krieg ein angenehmes Handwerk.<sup>1)</sup>

Von den Stämmen im Jupurgebiete sagt Martius:<sup>2)</sup> „Hier haust eine grosse Anzahl unter einander verschiedener Horden oder Stämme, und gerade hier trifft man auch besonders häufig die seltsame Sitte, sich durch eigentümliche Abzeichen unter einander zu charakterisieren. Oft erkundigte ich mich bei den Indianern selbst nach der Ursache dieser nationalen Merkmale, die unter Schmerzen, mit Mühe und nur langsam hergestellt werden können, und die gewöhnliche Antwort war: es geschähe, um die Einzelnen einer jeden Tribus leicht unterscheiden zu können. Bedenkt man die Menge verschiedener Horden, Familien oder Stämme, die neben einander wohnen und sich auf ihren Jagden einzeln oder in Banden begegnen müssen, die Häufigkeit der von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden Fehden und die Verschlingungen von mancherlei Bündnissen und Freundschaften, die gerade aus diesem beständigen Kriegsstande Mancher hervorgehen müssen, endlich die Schwierigkeit des Verständnisses bei so grosser Verschiedenheit der Sprachen, — so wird alles dieses die Meinung rechtfertigen, dass jene Abzeichen in der Notwendigkeit erfunden worden seien, sich gegenseitig schnell und in der Ferne schon zu erkennen. Der Indianer befindet sich niemals auf einem Gebiete, das ausschliesslich und anerkannt Eigentum seines Stammes wäre, er kann daher von den Begegnenden als Feind, als Wilddieb betrachtet werden, und deshalb trägt er jene seltsamen Verunstaltungen, wie eine perennirende und mit ihm verwachsene Cocarde umher, die Friede, Krieg oder Neutralität beurkunden mag. Diese Ansicht gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch die Thatsache, dass gleichartig gezeichnete Stämme gewöhnlich in Frieden mit einander leben und dass jeder Stamm irgend einen offenen Feind hat. Es ist eine der gewöhnlichsten Erfahrungen, dass ein Indianer, um die Eigen-

---

<sup>1)</sup> Dr. Johann Bapt. von Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius, Reise in Brasilien, herausgegeb. von Dr. C. F. P. Martius, München 1831, III, 1312 ff.

<sup>2)</sup> Dr. Johann Bapt. von Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius, Reise in Brasilien, herausgegeb. von Dr. C. F. P. Martius, München 1831, III, S. 1279.

tümlichkeiten seines Stammes befragt, auch von selbst den Namen von seinem Erbfeinde beifügt. Der Typus dieser Abzeichen findet sich immer in dem Tierreiche, und am häufigsten werden sie durch die Operation des Tätowirens, besonders im Antlitze, dargestellt oder mit einzelnen Palmenstacheln die Haut verwundet und durch Einreiben des braunen Saftes der Genipapofrucht eine bläulich braune Tinte in malpigfischen Netze hervorgebracht, die durch die Oberhaut durchschimmert und nimmermehr verschwindet.“

„Zu den Abzeichen dieser Stämme gehören folgende Tätowirungen:

1. Eine halbelliptische, das Gesicht grösstenteils bedeckende Tätowirung mit mancherlei einfachen oder gekreuzten Linien auf der Stirn und den Schläfen: bei den Possés; eine ähnliche schildförmige, bisweilen auch weiter gegen den Hals ausgedehnte Malha, viereckige Gitter auf den Schläfen und der Stirne und diese 3 bisweilen durch Querlinien verbunden: bei den Juris; ganz gleich ist das Abzeichen der Xámas oder der Tumbiras: ein schildförmiger Flek.
2. Ein langgezogenes Oval um den Mund, auf beiden Seiten in eine horizontale Linie auslaufend: bei den Jumánas. Aehnlich sind die Lippen der Tamganà, Porpàna und Burenumă tätowirt.
3. Die Stämme Yupuà, Coretú, Coëruna tragen keine Tätowirungen.
4. Die Parianás haben einen horizontalen tätowirten Strich auf jeder Lippe.“<sup>1)</sup>

An anderer Stelle erwähnt Martius die Tätowirung der Passés und Juri etwas genauer, und wollen wir sie daher auch hier noch einmal anführen: „Die Leute des Stammes der Passé tragen einen tätowirten Fleck (Malha) im Gesichte, der unter den Augen, wo er quer und rechtlinig abgeschnitten ist, beginnt und abwärts die Wangen, die Nase und die Lippen bis zur Kinngrube einnimmt. Da die Tätowirung nach und nach vorgenommen wird, so sieht man die Flecke nach verschiedenem Alter in verschiedener Ausdehnung. Die Nase wird am spätesten,

---

<sup>1)</sup> Dr. Joh. Bapt. von Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius Reise in Brasilien, München 1831, III, 1280.

die Mundgegend am frühesten tätowirt. Bei älteren Leuten erblickt man als letzte Zuthat dieser seltsamen Verschönerung noch 2 gerade Linien von der Nasenwurzel parallel aufwärts nach dem Scheitel gezogen oder ein Netz von gekreuzten Linien, das von den Schläfen an die oberste Ecke des Fleckes im Gesichte hinzieht.“<sup>1)</sup>

Bei den Juri-Indianern fand Martius die Tätowirung bei den verschiedenen Individuen verschieden. „Die meisten haben die halbelliptische Malha in mehr oder minder grosser Ausdehnung, je nach Alter und Familienunterschied, manche auch zwei schräge Striche oder vier runde Punkte auf der Oberlippe, oder blos die ganze Oberlippe tätowirt.“<sup>2)</sup>

„Von den Jumanas, die am Iça und zwischen ihm, dem Pureos und Imámi wohnen und von den Spaniern Tecunas genannt werden sollen, finden sich nur noch einige Reste in Maripí, und selbst diese tragen, so wie mehrere Abkömmlinge desselben Stammes in Ega, das eigentümliche Zeichen, ein tätowirtes langgezogenes Oval, welches den Mund umgiebt, oft auch die Lippen bedeckt und auf den Wangen in eine horizontale Linie ausläuft, nicht mehr alle an sich.“<sup>3)</sup>

Von den Payagua's erzählt Azara: „Wenn bei den Mädchen die monatliche Reinigung zum ersten Male eintritt, so machen sie dieses Ereignis jedermann bekannt und bringen sogleich auch auf ihrem Körper die Zeichnungen, die ein charakteristisches Kennzeichen sind, dass sie das jungfräuliche Alter erreicht haben, an. Die Zeichnungen bestehen in einem Streifen, der oben über der Stirne anfängt und sich in gerader Linie über die Nase herab bis an die Spitze des Kinnes zieht; jedoch mit Uebergang der ganzen oberen Lippe. Ausserdem laufen noch ungefähr 7—9 Linien senkrecht über die Stirne herab bis auf das obere Augenlid, und von den beiden Mundwinkeln an malen sie sich 2 kleine Ketten, die sich parallel mit der unteren Kinnlade bis nahe an die Ohren hinziehen; ausserdem malen sie auch noch 2 andere ähnliche Kettchen ins Gesicht, die an den

---

<sup>1)</sup> Dr. Joh. Bapt. Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius, Reise in Brasilien, München 1831, III, S. 1204.

<sup>2)</sup> Dr. Joh. Bapt. Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius, Reise in Brasilien, München 1831, III, S. 1226.

<sup>3)</sup> Dr. Joh. Bapt. v. Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius, Reise in Brasilien, München 1831, Band III, S. 1206.

äusseren Augenwinkeln anfangen und bis auf die Hälfte der Backen hinunter laufen. Alle diese Zeichnungen sind von violetter Farbe und nicht vergänglich, wie die der Mannspersonen, sondern bleibend und unvertilgbar, denn sie stechen dieselben in die Haut, damit die Farbe in das Innere hereindringen könne.“<sup>1)</sup>

Bei den Uainuma's unterscheiden sich nach Martius die verschiedenen Familien oder Horden durch die Ausdehnung der Tätowirung im Gesichte. So haben die Miriti-Tabuiija (nach der Mauritia-Palme benannt) gar keine, die Jacami-Tapuiija (nach dem Vogel Jacami) die Oberlippe, die Pupunha-Tapuiija das halbe Gesicht ohne die Nase, die Assai-Tapuiija (nach der Palme dieses Namens) das halbe Gesicht mit der Nase, die Moira-Tapuiija (Holz-Indianer) das ganze Gesicht, die Jauarete-Tapuiija (Onzen-Indianer) den Mund tätowirt.<sup>2)</sup>

Die Parauáns oder Paravilhanos tragen nach Martius in freiem Zustande an der Stirne ein tätowirtes Kreuz oder hakenförmige Striche auf den Wangen und bisweilen einen Strich von den Augen zu den Ohren. Aehnliche Tätowirungen, namentlich gewundene Linien, die von den Mundwinkeln auf die Wangen hinziehen, haben von den am Rio Branco wohnenden Stämmen die Uabixanas und Tapicarés; die Macunis und Ananais, ebenfalls am weissen Flusse, sind nicht tätowirt.<sup>3)</sup>

Von den Arawaken sagt Wuttke: „Sie rupfen sich die Augenbrauen aus und tatuiren diese Stelle mit einigen nach der Stirn zu aufsteigenden Linien. Ausserdem machen sie einige Bogen an den Mundwinkeln, die einem an den Spitzen eingerollten Schnurrbart ähneln. Die Arawaken-Weiber und zwar nur die am Orinoko sind an Armen und Beinen mit sich durchkreuzenden ebenmässigen Strichen tätowirt.“<sup>4)</sup>

Von den Weibern der Warrau erzählt Wuttke, dass sie sich allgemein an den Mundwinkeln einige krumme Linien machen. Die Kinder werden schon bald nach der Geburt tatuirt.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Don Felix von Azara, Reise nach Süd-Amerika. Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Berlin 1810, S. 259. Siehe auch Ratzel, Völkerkunde Leipzig und Wien 1894, I, 493.

<sup>2)</sup> Dr. Joh. Bapt. von Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius, Reise in Brasilien, herausgeg. v. Dr. C. F. P. Martius, München 1831, III, S. 1208.

<sup>3)</sup> Dr. Joh. Bapt. von Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius, Reise in Brasilien, herausgegeben von Dr. C. F. P. Martius, München 1831, III, Seite 1303.

<sup>4,5)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 94.

Von demselben Brauche bei den Centralamerikanern hat uns L. Wafer, ein Begleiter Dampier's, eine anschauliche Schilderung hinterlassen. Er schreibt in der holländischen Ausgabe seines Reiseberichtes: „Eerst maaken zy met een penseel en verw een nuuwe schets van de figuur die zy voorhebben te maaken; alsdan prikkelen zy die plaats overal met een scherpe doorn dat he bloed daer uytspringt . . . . en die schildering is onuytwisschelijk.“<sup>2)</sup>

In Yukatan war Tätowiren ein Vorrecht der Tapfern. Diego Lopez Gogolludo, Historia de Yucatan 1688, schreibt in alt-modischem Spanisch: „Ihre Offiziere bearbeiteten sich das Gesicht wo sie wollten mit Farbe, die sie sorgsam trocknen liessen und dann zusammen mit dem Blut in die Haut hineinarbeiteten und zwar allmählich wegen der grossen Qual und dennoch werden sie nachher krank, weil die Stellen sich entzündten und sich Eiter bildet, aber gerade darum verspotten sie die, welche sich nicht bearbeiteten.“<sup>2)</sup>

„Neben den Incas und Mayas fingen denn auch die alten Mexikaner diese Weltsitte an: se raiabau las caras, sie durchzogen ihre Gesichter mit Linien, wie Torquemada sagt.“<sup>3)</sup>

Der spanisch-christliche Einfluss hat diesen Gebrauch heute verdrängt, dafür findet sich derselbe aber noch bei den mit Europäern weniger in Berührung gekommenen Pueblos, den Neu-Mexikanern und dann überhaupt bei allen noch nicht civilisierten Eingeborenen Nordamerikas, wengleich bei der grossen Beliebtheit, deren bei diesen die Hautbemalung sich erfreut, die Tätowirung oft nur auf das Einpunktieren des Totem oder einiger Schönheitslinien sich beschränkt.<sup>4)</sup>

Von den Eingeborenen Kaliforniens sagt Wuttke: „Die meisten Kalifornierinnen haben am Vorderhals von dem Kinn bis zur Brust und auf den Achseln kunstlose, einfache Lang- und Querstriche, bei einigen sieht man eine doppelte oder einfache Linie, die an beiden Mundwinkeln nach den Seiten des Kinns läuft, bei anderen sind bloss in der Mitte des Kinns

---

<sup>1)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 47.

<sup>2)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 48.

<sup>3,4)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 48.

einige, nach unten konzentrisch sich vereinigende Streifen angebracht.<sup>1)</sup> Diese auf Kinn oder Wangen tätowirten Linien oder Punkte hatten eine wichtige Bedeutung als Stammeszeichen oder Auszeichnung. „Dieses entstand, sagt man, wegen der grossen, auf einem begrenzten Flächenraum lebenden Anzahl von Stämmen, deren Sprachen nicht charakteristisch genug verschieden sind, um jeden im Moment erkennen zu lassen und hauptsächlich auch wegen der Wechselheiraten unter den verschiedenen Stämmen, so dass, wenn im Kriegsfall Gefangene gemacht wurden, Frauen mit Stammeszeichen auf dem Gesicht daran erkannt und zum Loskauf zurückbehalten wurden, auch wenn sie durch nichts anderes als durch Heirat Glieder des Stammes waren. Auf diese Weise wurde manches Leben geschont, was, hätte man andere Zeichen gehabt, nicht der Fall gewesen wäre.“<sup>2)</sup>

Bei den Pimas oder Pimos werden die Mädchen mit 2 blauen Streifen zwischen den Mundwinkeln tätowirt.<sup>3)</sup>

Von den Yuma-Indianern berichtet Möllhausen: „Das Tätowiren ist ihnen nicht fremd, dieses wird indessen mehr von den Frauen angewendet, welche sich die Mundwinkel und das Kinn mit blauen Punkten und Linien schmücken.“<sup>4)</sup>

„In manchen Fällen bedeckt die Zeichnung den halben Körper und mehr, wie bei den Mohave, einem Stamm der Yuma, die mit ihrer reichen Tätowirung unter bemalenden Nachbarn allein stehen.“<sup>5)</sup>

Bei den Pomos tätowirten sich die Frauen die Umrisse eines Baumes mit Aesten und Zweigen auf Brust und Unterleib.<sup>6)</sup>

Federartige Zeichnungen auf den Wangen erwähnt Ratzel bei den Karok und Patawat Kaliforniens.<sup>7)</sup>

---

<sup>1)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 130.

<sup>2)</sup> W. J. Hoffmann, Die Tätowirung und Gesichtsverzierung bei den nordamerikanischen Indianern, Das Ausland, Stuttgart und München 1884, S. 613.

<sup>3)</sup> Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1864, IV, Seite 203.

<sup>4)</sup> Balduin Möllhausen, Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas, Leipzig 1861, I, 124.

<sup>5)</sup> Prf. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig und Wien 1894, I, 473.

<sup>6)</sup> W. J. Hoffmann, Die Tätowirung und Gesichtsverzierung bei den nordamerikanischen Indianern, Das Ausland, Stuttgart und München 1884, S. 613.

<sup>7)</sup> Prf. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig und Wien 1894, S. 473.

Der einzige in Kalifornien bekannte Stamm, bei welchem die Männer sich tätowiren, sind die Mattoat. Ihr Stammeszeichen ist ein runder blauer Fleck in der Mitte der Stirne.

Ausser den obengenannten, von Frauen angewandten Stammeszeichen tätowiren sich bei den Hupa-Indianern die Männer 10 Linien kreuzweise auf die innere Seite des linken Vorderarmes. Diese Zeichen gebrauchen sie aber als Richtschnur und Massstab bei dem Messen der Schnüre von Muschelgeld, indem sie das eine Ende der Schnur mit dem rechten Daumnagel halten, während sie das andere den Arm hinauf über die Querlinie ziehen.<sup>1)</sup>

Von den Schetimascha-Indianern im südlichen Luisiana sagt Gatschet: „Das Tätowiren war besonders bei den Männern beliebt, denn sie verwendeten eine ausserordentliche Sorgfalt auf die künstlerische Ausführung wellenartiger und punktirter Linien am ganzen Körper. Zur fehlerlosen Ausführung dieser Zeichnungen schnitt man ein Stück Leder aus, dessen Umrisse die gewünschten Linien darstellten und folgte dann mit dem Punktierinstrumente den Konturen des auf die Haut gelegten Lederabschnittes.“<sup>2)</sup>

Die Tätowirung der Hidatsa besteht aus breiten Querstreifen von ungefähr einem halben Zoll Breite.<sup>3)</sup> Der Häuptling der Hidatsa in Dakota, Lean Wolf, hat den rechten Arm, das Bein und die Seite des Körpers vom Brustbein bis zum Rückgrat mit ungefähr einem halben Zoll breiten Querstreifen tätowirt. Man ersieht keinen Grund für diese sonderbare Form von Verzierungen, obwohl man annimmt, dass ihr irgend eine für uns unerklärliche, geheime Bedeutung religiöser Natur zu Grunde liegt.

Feingestossene Kohle oder Russ scheinen das Material zum Tätowiren zu liefern.<sup>4)</sup>

Nach Wuttke haben die Krih-Indianer einen oder zwei Striche nach der Beugung der Unterkinnlade.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> W. J. Hoffmann, Die Tätowirung und Gesichtsverzierung bei den nordamerikanischen Indianern, Das Ausland, Stuttgart und München 1884, S. 613.

<sup>2)</sup> Albert S. Gatschet, Die Schottimascha-Indianer im südlichen Luisiana, Das Ausland, Stuttgart und München 1884, S. 585.

<sup>3)</sup> Prof. Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig und Wien 1894, I, 473.

<sup>4)</sup> W. J. Hoffmann, Die Tätowirung und Gesichtsverzierung und bei den nordamerikanischen Indianern, Das Ausland, Stuttgart und München 1884, S. 613.

<sup>5)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 130.

Die nordamerikanischen Schwarzfüsser taturten den Oberarm in seiner Breite.<sup>1)</sup>

Von den Atsina sagt Hoffmann: „Die Zeichen derselben stimmen mit jenen der Arapahos überein. So z. B. das Zeichen für Tätowiren: Sie deuten eine Spiralwindung auf der rechten Brustseite mit dem Zeigefinger an oder spreizen alle 5 Finger der rechten Hand aus und berühren schnell hintereinander mit der Spitze die rechte Wange. Mit den beiden angedeuteten Ornamenten tätowirten sie früher Brust und Wangen.“<sup>2)</sup>

„Die Nord-, Kupfer- und Hundsrippen-Indianer tätowirten sich auf jeder Backe mit 3 bis 4 parallelen schwarzen Streifen, die sie mit einer Nadel ritzten und durch eingeführten Kohlenstaub färbten. In ähnlicher Weise geschah es bei den Chippeway und Knisteno, bei den Mandan und Menitarri.“<sup>3)</sup>

Von den Haida-Indianern auf den Queen-Charlotte-Inseln sagt Ploss: „In ähnlicher Weise wie bei den Karaya-Indianern finden wir Tätowirungen auf dem Oberarm, auf den Aussenflächen der Vorderarme und der Hände und auf der Vorderfläche der Unterschenkel, dicht unterhalb der Kniee. Die eingestochenen Figuren stellen die Totenzeichen der Familie dar, welche der Tätowirung angehört. Swan macht darauf aufmerksam, dass bei ihren Festlichkeiten die Haida-Männer völlig nackt, die Weiber nur mit einem kurzen, vom Gürtel bis zu den Knien reichenden Röckchen erscheinen; man könne daher die Tätowirungen deutlich sehen, und jedermann vermöge ohne weiteres den Rang und die Familie des Tätowirten zu erkennen.“<sup>4)</sup>

Endlich seien noch die Bewohner der Insel Koriak bei Aliaschka erwähnt, die sich nach Wuttke mit Punktätowirung zieren.<sup>5)</sup>

Unter den schwarzen Söhnen Afrikas konnte sich die Sitte des Tätowirens nicht in demselben Masse wie bei den helleren Ozeaniern oder Asiaten entwickeln. Sie ist im Schwunge bei den Bewohnern der Nordküste. Von den Marokkanern sagt

---

<sup>1)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 95.

<sup>2)</sup> Dr. Walter J. Hoffmann, Globus, Braunschweig 1895, S. 193.

<sup>3)</sup> Dr. Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1862, III, Seite 95.

<sup>4)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, 103.

<sup>5)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 95.

Quedenfeldt: „In der Kinnrinne und oberhalb der Knöchel sind viele Frauen blau tätowirt. Sie stechen sich zu diesem Zwecke mit Nadeln und reiben die Punkte nachher mit Waschblau, Nila ein, welches in den bei uns gebräuchlichen Kugeln viel in Marokko eingeführt wird.“<sup>1)</sup>

Von den Bewohnern des alten Numidien berichtet Wuttke: „Die Maurinnen im alten Numidien lassen sich mit Nähnadeln Figuren über den Augenbrauen einstechen; in diesem Lande lassen sich auch die Männer über den Armen, über der Handwurzel und in der Magengegend tatuiren.“<sup>2)</sup>

In Aegypten lassen sich die niederen Weiber Stirn, Backen und Kinn punktieren. Auf diese Teile, auch zuweilen auf Lippen, Arm, Brust, Unterleib stechen die Zigeunerinnen den Mädchen von 5—6 Jahren mit zusammengebundenen Nadeln Figuren ein und reiben in die Wunde Russ oder Indigo.<sup>3)</sup>

Wie in Aegypten, sagt Ascherson, findet Tätowirung ganz allgemein bei den Bewohnern der kleinen Oase in der Libyschen Wüste statt. „Fast alle männlichen Bewohner haben auf den Vorderarmen eine Sonne und auf den Händen Längsreihen von Punkten, die zwischen den Fingern verlaufen.“<sup>4)</sup>

Die Araberinnen machen sich mit einer Art von spitzem Metallpinsel allerhand Figuren von verschiedenen Farben auf den nackten Körper, besonders an die Arme und Beine. Dieses scheint übrigens mehr eine Auszeichnung der vornehmen Weiber zu sein.<sup>5)</sup>

Bei den Männern der Araber und Nubier im Süden ist nur die Hand tätowirt.<sup>6)</sup>

Die Araberinnen von Kairo zeichnen sich nach Wuttke durch einen senkrechten Strich von der Unterlippe über das Kinn herab aus.<sup>7)</sup>

Weiter finden wir Tätowirung bei den hellen Bewohnern Abessyniens, wo „the men seldom tattoo more than one orna-

---

1) M. Quedenfeld, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1887, S. 285.

2) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 95.

3) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 93.

4) Paul Ascherson, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1876, S. 350.

5) Das Ausland, Stuttgart und München 1835, S. 1126.

6) Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, S. 131.

7) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 93.

ment . . . while the women cover nearly the whole of their bodies with stars, lines and crosses often rather tastefully arranged.“<sup>1)</sup>

Dann an der Westküste Afrikas, wo die Männer der Sierra-Leoneküste sich Punkttätowirungen machen.<sup>2)</sup>

Ferner bei den Leuten von Angola, die sich einen Kreis von Punkten über die Augenbrauen ziehen.<sup>3)</sup>

Im Süden huldigen die Kaffern diesem Verfahren, jedoch machen sich nur die Weiber Punkttätowirungen zwischen den Brüsten und auf den Armen.<sup>4)</sup>

Endlich tätowirt sich auch ein Volk in Deutsch-Ostafrika, nämlich die Wanyamwési. Reichard sagt von denselben: „Ihre Stammeszeichen werden eintätowirt. Mittels eines kleinen Bündels Nadeln oder Dornen wird ein Streifen, bei den Stirnhaaren beginnend, über die Stirn bis zur Nasenspitze und 2 oder auch nur 1 Streifen senkrecht über die Schläfe bis zur Höhe des Gehörganges gestochen. Die Wunde wurde früher mit einem Kräuterabsud, jetzt meist mit Schiesspulver eingerieben, so dass dort schwarze oder vielmehr tiefblaue, 2—3 mm breite Streifen entstehen.“<sup>5)</sup>

Der Bericht Stuhlmanns über die Tätowirung der Wanyamwési stimmt mit dem von Reichard überein; er sagt: „Die Tätowirung, die übrigens lange nicht alle Wanyamwési tragen, wird mit Nadeln oder Dornenbündeln ausgeführt. Die Wunde bestreicht man, um Eiterung zu erzeugen, mit einem Stück Hanfstengel und thut Schiesspulver darauf. Auf diese Weise wird ein senkrechter Doppelstrich von der Glabella beiderseits bis zur Haargrenze und Nasenspitze, sowie ein ebensolcher auf jeder Schläfe hergestellt.“<sup>6)</sup>

Bevor wir uns der Betrachtung der Tätowirung in Europa zuwenden, soll an dieser Stelle erst noch zweier merkwürdiger Bräuche Erwähnung gethan werden, nämlich derer des Durchnähens der Haut und des bei den dunkelfarbigen Völkern häufig herrschenden Brauches, sich in die Haut des Körpers Brandmale beizubringen.

<sup>1)</sup> Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 52.

<sup>2)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 95.

<sup>3)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 87.

<sup>4)</sup> Paul Reichard, Deutsch-Ost-Afrika, Leipzig 1892, S. 353.

<sup>5)</sup> Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin 1894, S. 84.

Joest hat ein Durchnähen der Haut nur bei den Natakaffern bemerkt, bei welchen den Mädchen der Bauch ober- und unterhalb des Nabels mit 4 Parallellinien von 6—8 breiten Strichen, die aber dicht unter der Epidermis durchgehen, durchnäht wird, gerade wie man etwa einen Sack mit einem Pflriemen zunäht. Nachdem diese Operation, die nicht allzu schmerzhaft ist, vollendet, fährt man mit einem Messer den unter der Haut liegenden Stücken des Fadens entlang, letzteren so wieder frei legend. Die zerfetzten Stellen verheilen dann zu Ziernarben.<sup>1)</sup>

Nach Müller findet das Durchnähen der Haut auch bei den Eskimos statt. Er sagt: „Als grösste Zier gilt den Eskimos eine Art von Tätowirung am Kinn, an den Wangen, Händen und Füßen. Dieselbe besteht darin, dass man die Haut an diesen Körperteilen mit einem von Russ geschwärtzen Faden durchnäht, wodurch sich schwarze Punkte bilden, so dass die Haut wie mit schwarzen Bartstoppeln bedeckt erscheint. Diese schmerzhaft Operation vollzieht die Mutter an der Tochter schon während der Kindheit, aus Furcht, sie möchte sonst keinen Mann bekommen.“<sup>2)</sup> Dasselbe sagt Ploss.<sup>3)</sup>

Auch in Grönland legte man früher grosses Gewicht auf die Tätowirung und man glaubte, oder richtiger, redete den jungen Mädchen, welche sich gegen diese schmerzhaft Operation sträubten, ein, dass der Kopf der Frau, die sich nicht auf diese Weise schmücken lasse, in der anderen Welt in ein Thrangefäss verwandelt werde, das man unter die Lampe stellt, um aufzusammeln, was aus derselben verschüttet wird. Das Tätowiren geschieht in der Weise, dass man mit Hülfe einer Nadel einen in Lampenruss und Thran getauchten Faden unter die Haut zieht und zwar nach einem vorher auf dieselbe gezeichneten Muster, wobei man mit dem Finger auf die durchnähte Stelle drückt, um die Schwärze zurückzuhalten.<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 66.

<sup>2)</sup> Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1879, S. 237 f.

<sup>3)</sup> Dr. H. Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, Berlin 1882, I, Seite 336.

<sup>4)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, herausgeg. von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, S. 105.

Ebenso wie bei den Eskimo ist das Verfahren bei den Tungusen, welche sich auf diese Weise das Gesicht mit bogenförmigen Tätowirungen versehen.<sup>1)</sup>

Dem Brauche, sich Brandmale beizubringen, huldigen in Afrika die Denka im Nilland, welche sich mit glühendem Eisen ihr Zeichen auf die Stirn brennen<sup>2)</sup> und die Waschambà. Von den letzteren sagt Hans Meyer: „Als Stammeszeichen tätowiren sich alle bei Eintritt der Mannbarkeit ein etwa markstückgrosses rundes Brandmal mitten auf die Stirn. Ausser Landes sind sie sofort hieran zu erkennen.“<sup>3)</sup>

Oscar Baumann berichtet über die Waschambà: „Die Stammesmarke, welche von freien Männern und Weibern ziemlich allgemein getragen und bei Kindern schon in früher Jugend angebracht wird, ist eine leichte Narbenvertiefung in der Mitte der Stirn.“<sup>4)</sup>

Nach Pechuel-Loesche war es auch nicht selten, dass Sklavenhändler ihre Beute mit Brandmarken versahen.

In Asien wurden bis vor kurzer Zeit die russischen, zu Zwangsarbeit Verurteilten, gebrandmarkt. Joest erzählt darüber: „Ursprünglich schlitzte man den zu Zwangsarbeit Verurteilten die Nasenflügel auf; später führte man Brandmarken ein und je nach dem Verbrechen auf der Schulter oder der Stirn und beiden Wangen. Ich habe noch viele gesehen, die das Brandmal K. T. (Katorschnik), Zwangsarbeiter, im Gesicht tragen, wengleich es Mittel geben soll, diese Narben zu verwischen.“<sup>5)</sup>

In Siam wurde früher das Einbrennen von Narben als Bestrafung der Masturbation und Tribadie und der Unzucht mit Tieren verwandt. Jan Mocquet berichtet hierüber in seinem Itinerarium: „Als ein gewisser König von Siam in Erfahrung kommen, dass seine Beyschläferinnen und Nebenfrauen, deren eine grosse Anzahl unter sich zuweilen durch Nachahmung der männlichen Natur in Geilheit sich belustigten, so die schönsten

<sup>1)</sup> Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1879, S. 422.

<sup>2)</sup> Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipzig 1872, S. 86.

<sup>3)</sup> Dr. Hans Meyer, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1899, S. 87.

<sup>4)</sup> Dr. Oscar Baumann, In Deutsch-Ost-Afrika während des Aufstandes, Wien und Olmütz 1890, S. 159.

<sup>5)</sup> Wilhelm Joest, Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien, Köln 1883, Seite 134 f.

von dem Lande, die er nur bekommen konnte, hat er sie für sich bescheiden, einer jeden zum Zeichen ihrer Unkeuschheit ein natürliches Glied auf die Stirn und beide Backen brennen und also lebend ins Feuer werfen lassen.“<sup>1)</sup>

„Merkwürdig ist,“ sagt Ratzel, „das Brandmal, welches die meisten Bali in der Grösse eines Fünfpfennigstückes auf dem Scheitel tragen; nach ihrer Angabe wird ihnen dasselbe in ihrer Jugend beigebracht, um sie von Kopfkrankheiten zu heilen.“<sup>2)</sup>

„Auf Timorlant brennen sich beide Geschlechter mit der grössten Gleichgültigkeit in ihre Schultern und Arme mit glühenden Steinen den Blatternarben ähnliche Zeichen ein, wodurch sie jene Krankheit zu verhüten glauben.“<sup>3)</sup>

Ein gleiches thun die Bewohner der Kei-Inseln, die von Arru und Tenimber. Erstere nennen diese Narben, die meist auf dem Oberarme angebracht werden, Kab, die zweiten nennen sie Koba, und auf Tenimber werden sie Wetu genannt. Auf Tenimber und Arru geschieht das Einbrennen als Zeichen der Pubertät und als Prophylactikum gegen Frambolsia. Auf den Kei-Inseln scheint es sich um eine sehr lokale Sitte zu handeln.<sup>4)</sup>

Bei weitem mehr verbreitet finden wir die Sitte, sich durch Brandmarken zu verzieren, bei den Insulanern des stillen Oceans.

Von den Bewohnern von Neu-Irland sagt Finsch: „Tätowirung ist unbekannt, dagegen sind Ziernarben nicht selten, besonders bei Frauen. Sie werden aber nicht durch Einschnitte wie in Neu-Britannien, sondern durch Brennen, oder besser Auflegen glühender Kohlen hervorgebracht. Sie bilden auf Oberarm, Brust und Rücken rundliche Male, die sich aber nur selten zu rohen Mustern gruppieren und weit hinter dem feinen Akotto in Neu-Britannien zurückstehen.“<sup>5)</sup>

---

<sup>1)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, 117.

<sup>2)</sup> Dr. Friedr. Ratzel, Völkerkunde, Leipzig 1888, IV, S. 383.

<sup>3)</sup> Henry Forbes, Wanderungen eines Naturforschers im Malayischen Archipel, übersetzt von Dr. Reinhold Teuscher, Jena, 1886, II, 36.

<sup>4)</sup> Prof. Dr. Virchow, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin 1889, S.

<sup>5)</sup> Dr. O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Annalen des K. K. Naturhistorischen Museums, Wien 1888, S. 128.

Die Bewohner von Bougainville bringen sich auf den Armen, auf der Brust und auf den Schultern Brandnarben an, die oft 1 cm hoch sind.<sup>1)</sup>

Die Vanekoresen brennen sich Figuren auf Brust, Rücken und Arme.<sup>2)</sup>

Von den Bewohnern der Gilbert-Inseln sagt Finsch:<sup>3)</sup> „Die Brandnarben werden durch Auflegen eines glimmenden Stückchens Kokosnussschale hervorgebracht und bilden etwas erhabene, daher fühlbare Narben, welche sich von der übrigen Haut durch lebhaftere und glänzende Färbung unterscheiden, übrigens mit der Zeit sehr abschrumpfen, matter werden und deshalb bei alten Leuten wenig scharf und bemerkbar hervortreten. Die Brandnarben haben vorherrschend eine rundliche, übrigens sehr ungleiche Form und sind meist klein. Grössere Narben sind selten und wurden vorherrschend bei Frauen und zwar meist nur einzeln auf der Brust, den Schultern, ja selbst den Brüsten beobachtet, darunter solche bis zu 40 mm Durchmesser. Ob derartig grosse Wundnarben lediglich durch Brennen hervorgebracht werden oder auch durch Hilfe von Einschneiden, wie sonst meist Ziernarben, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls spricht das Aussehen meist für Brandnarben, ohne andere Beihilfe. Da die Herstellung solcher ansehnlicher Brandmale ungemein schmerzhaft ist, bei weitem empfindlicher als z. B. Tätowiren und diese grossen Narben im Ganzen sehr selten vorkommen, so können gewiss nur besondere Ursachen zum Ertragen so heftiger Schmerzen veranlassen. Nach dem übereinstimmenden Urteil verschiedener Personen, die längere Zeit unter den Gilberts gelebt haben, und wie mir einige verständige Eingeborene bestätigten, werden diese grossen Brandnarben als Erinnerungszeichen beim Tode eines lieben Verwandten oder Freundes eingebrannt und sind deshalb bei den auch hier mehr schmerzefüllten und aufopfernden Frauen am häufigsten. Auch kleinere Brandnarben werden aus diesem Grunde angewendet, andere sind die sichtbaren Zeichen einer gewissen Heilmethode, bei welcher die schmerzhafteste Stelle durch Brennen

<sup>1)</sup> C. Ribbe, Globus, Braunschweig 1814, S. 135.

<sup>2)</sup> Dr. Theodor Waitz und Dr. Georg Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1872, VI, 573.

<sup>3)</sup> Dr. O. Finsch, Hautverzierungen der Gilbert-Insulaner, Globus, Braunschweig 1894, S. 265 f.

kuriert werden soll. Schliesslich und wahrscheinlich am wenigsten brennt man Narben freiwillig, teils zum Spass, um den Mut zu zeigen, wie ich dies junge Mädchen selbst thun sah und zu Verschönerungszwecken. Denn jedenfalls dürfen die reihenweis angeordneten Brandmale zugleich und in erster Linie als Ziernarben gelten. Dies geht aus einer besonderen Species von Brandnarben hervor, die tätowirt umrandet sind, um schärfer hervortreten und die ich allerdings nur einmal bei einem Mädchen von Banaba beobachtete.

Brandziernarben sind deshalb namentlich beim weiblichen Geschlecht bevorzugt, und fast jede Frau oder Mädchen hat wenigstens einige derselben an ihrem Körper aufzuweisen. Dabei mag aber hervorgehoben sein, dass es auch Personen giebt, die keine einzige Brandnarbe an sich tragen. In der Mehrzahl der Fälle sind die Arme und zwar hauptsächlich der linke, mit Brandnarben geziert, seltener Brust und Schultern, auf letzteren Teilen immer nur in geringer Anzahl, aber dann meist grössere. Die Sitte der Brandnarbenzeichen ist, soweit meine Erfahrungen reichen, über den ganzen Gilbert-Archipel verbreitet, aber ohne Rücksicht auf Rang, Stand und Alter individuell ausserordentlich verschieden. Die Fälle, dass Individuen Brandnarben und Tätowirungen an ihrem Körper aufzuweisen haben, sind für die Gilbert-Insulaner so häufig, dass sich beide Arten Hautverzierungen nicht trennen lassen.“

Bei den Rotumanern sind die Brandnarben Zeichen der Trauer.<sup>1)</sup>

Auch bei den Samoanern wird die „Trauerverstümmelung“ durch Brandnarben erzeugt, die mit kleinen Rollen angezündeten Tapazeuges auf der Haut angebracht werden und unvergängliche Narben hinterlassen. Auf den Fidschi-Inseln wird dieses gleiche Verfahren loloe mate genannt.<sup>2)</sup>

---

Mit dem Erwachen der Kultur, d. h. sobald die weisse Rasse sich in den Gebieten der Eingeborenen sesshaft zu machen beginnt, schwinden die Eingeborenen dahin und mit ihnen das

---

<sup>1)</sup> Prof. Dr. Carl E. Meinicke, Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1876, II, Seite 55.

<sup>2)</sup> Richard Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878, S. 148.

Tätowiren. Die Tage der Tätowirung als Volkssitte sind somit gezählt, und wie lange wird es noch dauern, bis sie ganz verschwunden ist, wird doch von den Missionaren alles daran gesetzt, die Sitte gänzlich auszuroden.

Was das Tätowiren in Europa betrifft, so ist die Verbreitung dieses Brauches vielleicht bedeutender, als angenommen wird. Meist finden wir Tätowirungen bei Personen, denen es an geistiger Zerstreung mangelt und bei solchen, welche zeitweise zur Unthätigkeit gezwungen sind. Hieraus kann man sich z. B. das häufige Vorkommen der Tätowirung bei Soldaten und Seeleuten erklären. Allerdings kommt dazu noch der Zwang, stets oder oft in körperlicher Gemeinschaft zu leben. Diese drei Momente sind die Grundbedingungen, denen fast alle ihr Entstehen verdanken. Als Nebenfaktor ist noch der Nachahmungstrieb zu erwähnen, der bei geistig nicht weit vorgeschrittenen Personen eine grosse Rolle spielt.

Irgend ein statistisches Material über die Verbreitung der Tätowirung bei der männlichen Bevölkerung Europas existiert nicht und müssen wir uns mit einigen ungenauen Angaben begnügen.

Ueber die österreichisch-ungarische Armee erhielt Joest von Seiner Kaiserlichen Hoheit, dem Erzherzog Joseph von Oesterreich folgende Mitteilung:<sup>1)</sup> „In Ungarn ist es Sitte, dass sich die Soldaten vor einem Feldzuge am Vorderarm ihren Namen, Geburtsort und die betreffende Jahreszahl blau tätowiren lassen, was sie selbst unter einander vollführen.“

In der französischen Armee und Marine war und ist Tätowirung als Körperschmuck in solchem Masse verbreitet, dass der Marineminister aus verschiedenen Gründen sich veranlasst sah, dieselbe in einem besonderen Erlass zu verbieten, allerdings ohne Erfolg. Berchon schreibt: „Il est peu de régiments qui n'aient leur tatoueur bien connu,“ und Hütin fand unter 3000 Invaliden 506 Tätowirte.<sup>2)</sup>

Ausser bei Armee und Marine findet sich Tätowirung häufig bei Handwerkern und besonders bei den Metzgern, Schmieden,

<sup>1)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichen und Körperbemalen, Berlin 1887, Seite 108.

<sup>2)</sup> Derselbe, Seite 108.

Bauhandwerkern und Küfern. Ihre Merkzeichen entsprechen natürlich vor allem den Gegenständen, mit denen sie täglich hantieren. So haben die Soldaten und Matrosen gewöhnlich gekreuzte Säbel oder Anker auf der Brust oder an den Armen, die Handwerker meist die Initialen ihrer Zunft.

Auch bei Verbrechern wird sehr häufig Tätowirung wahrgenommen, jedoch wird sie in Deutschland wenig beachtet, auch wird, wie mir das Königliche Polizeipräsidium in Berlin auf meine Anfrage mitteilte, über die Höhe des Prozentsatzes tätowirter Verbrecher nicht Buch geführt.

Eine genaue Statistik über den Prozentsatz tätowirter Verbrecher aufzustellen, ist in Deutschland unmöglich, da, wie mir auf meine Anfrage die Direktion der Werdener Strafanstalt mitteilte, dergleichen Auskünfte nicht an Privatpersonen gegeben werden dürfen. Wir müssen daher auch hier wieder mit einigen zum Teil nur skizzenhaft hingeworfenen Abhandlungen fürlieb nehmen. Den genauesten Bericht verdanken wir dem Sanitätsrat Dr. Leppmann,<sup>1)</sup> der es sich zur Aufgabe machte, zunächst die Frage zu erörtern: „Gewährt das Feststellen der Tätowirungen bei Rechtsbrechern überhaupt einen praktischen Nutzen?“ Die Beantwortung dieser Frage fällt Leppmann insofern leicht, als er über ein Material verfügt, das ihm Gelegenheit giebt, Beobachtungen zu machen, die über 1000 Aufnahmen umfassen. Auf Grund dieser Untersuchungen in der Moabiter Gefangenenanstalt kam er zu dem Resultate, dass das Tätowiren keine wesentlichen Schlaglichter auf das Seelenleben der Tätowirten wirft und dass es den Kriminal- und Strafvollzugsbeamten nur unter sehr umgrenzten Bedingungen einige Anhaltspunkte gewährt.

Was uns bei den Tätowirungen der von Leppmann untersuchten Inhaftierten zunächst auffällt, ist, dass sich dieselben nur auf die oberen Extremitäten erstrecken. Unter 100 Insassen kam eine Tätowirung der Schenkel höchstens einmal vor. Einen Penis fand Leppmann auch nur einmal tätowirt und zwar bei einem 19jährigen Jungen, der nebenbei bemerkt, den ganzen Körper tätowirt hatte.

---

<sup>1)</sup> Leppmann, die kriminalpsychologische und kriminalpraktische Bedeutung des Tätowirens der Verbrecher. Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin und öffentliches Sanitätswesen. Berlin 1894, IV, 194 ff.

Tätowirungen an den Hinterbacken, welche in Frankreich ein Päderastezeichen sein sollen, sah Leppmann bei den Insassen der Anstalt niemals, obwohl er nicht selten gewerbmässige Päderasten als Erpresser durchpassieren sah. Auch unsittliche Motive bemerkte Leppmann fast nie. Ausgeführte Schamteile bildeten verschwindende Ausnahmen. Anklänge daran fand er bei den Zuhältern, doch ist das um so erklärlicher, als es sich da um Menschen handelt, welche auf der tiefsten Stufe der Verkommenheit angelangt sind. Ausserdem bringt es ihr Gewerbe mit sich, dass ihre Phantasie mit geschlechtlichen Dingen durchseucht ist.

Am häufigsten sah Leppmann Sterne, Arabesken, Armbänder, Kronen, Fahnen und Phantasiewappen, die einfach zum Schmuck dienten und denen man daher keine symbolische Bedeutung beimessen darf. Alsdann fand L. häufig die Anfangsbuchstaben des eigenen Namens des Inhaftierten mit denen der Geliebten, dann verschlungene Hände mit dem Datum der Einverleibung. Zuweilen bemerkte er auch eine Taube mit einem Briefe, der die Anfangsbuchstaben des Namens der Geliebten trug. Weit seltener sind sentimentale Sprüche, wie „Lerne leiden ohne zu klagen“, oder „Gedenke des Todes“ resp. „memento mori“ mit Totenkopf-Emblemen.

Eine besondere Art von Tätowirung, der Leppmann eine praktisch wertvolle Bedeutung gerade beim Sträfling beimisst, ist die, welche aus von eigener Hand zugefügten Hautverletzungen besteht, welche nicht sowohl eine dauernd, als eine augenblicklich sichtbare Marke machen, und deren Beibringung wesentlich schmerzhafter ist als das blosses Einstechen zusammengebundener Nadeln und das nachherige Einreiben von Farben.

Hierzu gehört das Einstechen ganzer Figuren mit glühend gemachten Nadeln, das Einritzen linearer Wunden mittelst Scherben, das Einschneiden förmlicher breiter Lücken in die Haut mittels scharfen Messers und das Durchziehen von Fäden durch die Haut.

Bei dieser Art von Hautbeschädigungen handelt es sich nach Leppmann um die Mitwirkung einer seelischen Unruhe, die Entlastung von einem Gemütsdruck durch Erzeugung eines körperlichen Schmerzes, und er erachtet es für wichtig genug, ein Individuum mit derartig krankhaften Erscheinungen der Aufmerksamkeit eines Arztes zu empfehlen.

Soweit die Tätowirung der männlichen Bevölkerung Europas. Unter der weiblichen Bevölkerung erfreut sie sich einer ganz besonderen Beliebtheit bei den Prostituierten. Leider können wir uns kein klares Bild über die Verbreitung dieser Sitte machen, da zu wenig diesbezügliche Untersuchungen gemacht wurden.

In Deutschland wurden Untersuchungen nur in Berlin an- gestellt und zwar von Menger. Dieser fand unter 2448 polizeilich eingeschriebenen Prostituierten nicht mehr als 5 Tätowirte.<sup>1)</sup>

Auf mein Bitten untersuchte Herr Dr. Grünewald, dem ich an dieser Stelle nochmals für seine Freundlichkeit bestens danke, die unter polizeilicher Kontrolle stehenden Prostituierten von Frankfurt a. M.

Er teilte, um eine genauere Uebersicht zu erlangen, die Dirnen nach ihrem moralischen Verfall in 3 Klassen ein und erhielt folgendes Ergebnis:

In der ersten, d. h. am wenigsten verkommenen Klasse kommen keine Tätowirungen vor.

In der zweiten Klasse sind 5%, in der dritten (niedrigsten Klasse) ca. 10—15% tätowirt. Dies sind jedoch nur annähernde Zahlen, da ein grosser Bruchteil der Prostituierten immer im Gefängnis, Hospital, oder sonst abwesend ist.

Vorzugsweise kommen die Tätowirungen vor an der Beuge- fläche der Vorderarme, dem Handgelenk, beziehungsweise der Hand selbst, ferner in der Gegend oberhalb bzw. zwischen den Brüsten. Tätowirungen der Geschlechtsteile wurden nie beobachtet.

Die Tätowirungen stellen fast ausschliesslich Anfangs- buchstaben der Vor- und Zunamen früherer Geliebter dar. Oft befinden sich mehrere unter einander. Zuweilen werden die- selben von Zweigen umrahmt, worin man auch hier und da ein Vöglein erblicken kann, welches einen Brief im Schnabel trägt. Muster obscöner Darstellungen kommen nicht vor, überhaupt hat Grünewald dergleichen in Deutschland nie bemerkt.

Die meisten in Frankfurt bei Prostituierten beobachteten Tätowirungen sind von einem gewissen, vor einiger Zeit ver- storbenen Georgi verfertigt, der gewerbsmässiger Tätowirer und

---

<sup>1)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur und Völkerkunde, Leipzig 1897, I, Seite 106.

wohl auch Zuhälter war, da er mit einer ganzen Anzahl von Prostituierten nach ihrer Angabe Verhältnisse hatte. Unzweifelhaft ist der grösste Bruchteil der Tätowirungen auf ihn zurückzuführen, während die anderen, meist schlecht ausgeführten, von Freunden gelegentlich in der Kneipe gemacht wurden.

Das Alter der von Grünwald tätowirt befundenen Prostituierten schwankte zwischen 17 und 34 Jahren.

Das Ergebnis der Untersuchungen Lombrosos<sup>1)</sup> in Turin, Mailand und Genua stellte bei den Prostituierten Italiens einen Prozentsatz von 2,5 unter 2161 Untersuchten fest, und zwar kommen in Genua auf 300 Untersuchte 28 Tätowirte, in Turin auf 1561 7 Tätowirte und in Mailand auf 300 nur 1 Tätowirter.

Die häufigsten Tätowirungen sind Erinnerungen an Liebhaber; zweimal fanden sich Erinnerungszeichen an mehr als 2 Liebhaber als Dokumente geringer Beständigkeit. Der Form nach waren von Tätowirungen: Namen 31, durchbohrte Herzen 6, Männerköpfe 3, Sprüche 2, eigene Namen der Weiber 3.

De Albertis<sup>2)</sup> fand auf dem Arme eines 84jährigen Weibes in Genua die Initialen C. D. und zwischen ihnen das Bild eines Zuaven, eine andere trug auf dem rechten Vorderarme über zwei durchbohrten Herzen die Inschrift: W. Il mio amore.

In einem Falle fand sich auf der Brust die Figur eines Mannes, die von einem geschickten Seemann auf gezeichnet worden war mit der Unterschrift: E. I. M. B., das heisst: Evviva il mio Bruno (es lebe mein Bruno). Die Besitzerin dieser Inschrift hatte eine gewisse Bildung und feierte darin den Mann, dem sie zuerst angehört hatte und vom 14. bis 16. Jahre treu geblieben war.<sup>3)</sup>

Ueber die Tätowirungen der Prostituierten in Kopenhagen hat Professor Bergh<sup>4)</sup> umfassende Untersuchungen angestellt. Unter 804 von ihm in 5 Jahren untersuchten Individuen waren 80 tätowirt. Die meisten Tätowirungen hatten ihren Sitz an

---

<sup>1)</sup> C. Lombroso und G. Ferrero, Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. Uebersetzt von Dr. med. H. Kurella, Hamburg 1894, 354.

<sup>2)</sup> C. Lombroso und G. Ferrero, Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte. Uebersetzt von Dr. med. H. Kurella, Hamburg 1894, 354.

<sup>3)</sup> Derselbe. 354.

<sup>4)</sup> Prof. Dr. R. Bergh, Ueber Tätowirungen der Prostituierten, Monatshefte für praktische Dermatologie, XII, 205 ff.

den Oberextremitäten, seltener an den unteren und vorne an der Brust. An anderen Körperteilen wurden sie nie gesehen, somit auch nie an den Geschlechtsteilen. Am häufigsten kamen Tätowirungen des linken Vorderarmes vor.

Bei den meisten Individuen (73 von 80) waren die Namen der augenblicklichen oder früheren Liebhaber durch zwei oder drei Buchstaben verewigt. Viele dieser Frauenzimmer hatten nebenbei auch ihren eigenen Namen angebracht. Bei vielen zeigten sich die Tätowirungen als eine oder mehrere, kleinere oder grössere Figuren oder Bilder, fast immer in Gesellschaft von Buchstaben oder Namen. Häufig kamen auch Muster aus symbolischen Figuren vor. Ferner fand Bergh Tätowirungen, wie Rosen mit Blättern, Herzen, oft mit zwei sich quer über dieselben drückenden Händen, oder von einem Pfeile durchbohrt. Ferner fand er vom Tau umschlungene Anker, dann Schiffe, Armbänder u. s. w. Obscöne Muster beobachtete Bergh nie.

Seltsamerweise verdanken auch in Kopenhagen die meisten Tätowirungen ihren Ursprung einem Manne, der es, wie schon weiter oben unter Frankfurt erwähnt, verstand, sich den Nachahmungstrieb und den Leichtsinn der Frauenzimmer zu Nutze zu machen. Die übrigen sind zum grössten Teile von ihren Freundinnen in den Gefängnissen, oder von ihren Zuhältern tätowirt worden.

Unter 1502 der geheimen Prostitution angehörigen Frauenzimmern, die Bergh in dem von ihm geleiteten Vestre-Hospital in Kopenhagen behandelte, zeigten nur 31 Tätowirungen, und darunter befanden sich 15 ganz junge, jedoch besonders heruntergekommene Personen, die nur in Wirtshäusern niedrigster Art verkehrten. Auch sie waren von dem oben erwähnten Seemanne tätowirt worden, die übrigen 16 meist von Freundinnen oder Liebhabern. Art und Platz der Tätowirungen stimmten im wesentlichen mit denen der öffentlichen Dirnen überein.

Auch die Tätowirungen der Pariser Mädchen beschränken sich meist auf die Initialen oder Namen von Liebhabern. Parent-Duchatelet<sup>1)</sup> sagt von ihnen:

„Die Freudenmädchen von Paris haben die Tätowirung auf den gewöhnlich entblössten oder solchen Teilen, die nach der

<sup>1)</sup> A. J. B. Parent-Duchatelet, Die Sittenverderbnis des weiblichen Geschlechtes zu Paris. Uebersetzt von D. G. W. Becker, Leipzig 1837, 54 f.

Sitte des gewöhnlichen Lebens entblösst zu werden pflegen. Man findet sie gewöhnlich am Oberarme auf dem Delta-Muskel, unter den Brüsten und auf der ganzen Brust und meist sind es Worte, z. B. Eigennamen mit den Worten pour la vie oder der Abkürzung P. L. V. Oft stehen dergleichen Sprüche zwischen zwei Blümchen oder zwei von einem Pfeile durchbohrten und verbundenen Herzen.

Beachtenswert bleibt es, dass diese Namen nach dem Alter des Mädchens verschieden sind. Bei einem jungen sind es meist Männernamen; die von einem gewissen Alter haben meistens Frauennamen, und in letzterem Falle sind sie meist in dem Raume eingezeichnet, der die Scham vom Nabel trennt; ein Umstand, welcher bei Männern nie vorkommt. Wie leicht solche Frauenzimmer ihren Liebhaber wechseln und wie erlogen jene Versicherungen von Anhänglichkeit sind, beweist, dass auf der Brust eines Weibes in dem Krankenhause de la Force mehr als 30 derartige Namen gefunden wurden, ohne die zu zählen, die sie vielleicht auf anderen Teilen des Körpers noch hatte.

Seit einigen Jahren hat sich ihre Geschicklichkeit in Hinsicht auf solches Einprägen besonders erhöht; sie haben das Mittel entdeckt, Figuren zu vertilgen, sodass, wenn ein neuer Liebhaber kommt, der Name seines Vorgängers verschwindet. Wie man sagt, benutzen sie dazu blaue Tinte, d. h. Indigo in Schwefelsäure aufgelöst. Mit Hilfe eines Pinsels benetzen sie die fettige Haut, das Oberhäutchen hebt sich und mit ihm der Teil der Lederhaut, auf welcher der fremde färbende Körper gehaftet hatte. Es entspringt aus der Operation nur eine kleine, keineswegs entstellende Narbe, die etwas weniger als die Haut gefärbt und leicht gestippt ist. . . . .

Besonders ist auch bei solchen Inschriften zu beachten, dass sie nichts der Sitte und der Ehrbarkeit widersprechendes enthalten. Parent-Duchatelet fand nur einmal bei Gelegenheit einer anatomischen Untersuchung an einem Leichname eine Ausnahme der Regel. Auch diese Art der Tätowirung war nicht direkt unanständig.

Vergleichen wir im Folgenden einmal kurz die Tätowirungen der Prostituirten der im Vorstehenden angeführten Städte, so finden wir, dass sie im wesentlichen übereinstimmen. Ueberall finden wir, dass hauptsächlich die den niedrigsten Klassen angehörigen Dirnen sich auf diese Weise zieren lassen. Nirgends

finden wir Anspielungen an obscöne Zeichnungen. Meist beziehen sich die Zeichnungen auf Liebhaber oder Zuhälter und endlich stimmen auch die Tätowirungen bezüglich der Körperstellen durchweg überein.

Bis jetzt haben wir, soweit die Rede von weiblichen Personen war, nur von tätowirten Prostituirten gehört und ist man daher leicht geneigt anzunehmen, dass eine Tätowirung bei Weibern fast immer auf moralische Verkommenheit schliessen lässt. Joest ist sogar davon überzeugt, denn er sagt<sup>1)</sup>: „Von Europäerinnen sind es nur Prostituirte der schlimmsten Sorte, die sich tätowiren.“ Wir werden jedoch im Folgenden eines Besseren belehrt. Finden wir doch, wenn auch nur in sehr beschränktem Masse, an einem Punkte Europas ein Tätowiren durchaus ehrbarer Frauen und Mädchen, nämlich in Bosnien und der Herzegowina. Glück<sup>2)</sup> schreibt darüber:

„Mischt man sich Sonntags oder an einem Feiertage nach der Messe vor dem Eingange einer katholischen Kirche unter die aus der Umgebung zusammenströmenden andächtigen Landleute, so wird man die auffallende Beobachtung machen, dass nahezu jedes erwachsene Mädchen und jede Bäuerin an der Brust, den Oberarmen, Vorderarmen, den Händen meist bis zu den Fingergliedern und in seltenen Fällen auch an der Stirn tätowirt ist.

Den Grundtypus dieser Tätowirung bildet das von verschiedenen grossen Guirlanden, Zweigen und Zierraten umrahmte Kreuz.

Was die Männer anbelangt, so tätowiren sich dieselben im allgemeinen viel seltener als die Frauen.“

Die Sache ist um so auffälliger, weil die Leute, die einem anderen Glauben angehören (in Bosnien und der Herzegowina giebt es bekanntlich 4 Konfessionen), nichts oder fast gar nichts von alledem kennen.

Glück vermutet, dass die Sitte von den katholischen Priestern eingeführt worden sei und führt folgendes als Beweis an: „In der letzten Zeit des Königreiches war das Patarenertum zwar scheinbar durch den Katholicismus verdrängt, der letztere aber dem Volke bei weitem noch nicht in Fleisch und Blut über-

---

<sup>1)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887. 105.

<sup>2)</sup> Dr. Leopold Glück, Die Tätowirung der Haut bei den Katholiken Bosniens und der Herzegowina, Wien 1894, II, 455 ff.

gegangen. Jenes Seitenwesen hatte in Bosnien zu lange gewährt, es bildete zu lange das Glaubensbekenntnis der Mächtigen und der Armen, als dass es in einer kurzen Zeitspanne aus dem Gedächtnisse und dem Herzen des Volkes hatte schwinden können. Haben doch viele den Katholicismus nur äusserlich und widerstrebend angenommen und blieben im Herzen dem alten „bosnischen“ Glauben treu.

Als die Osmanen die Balkanhalbinsel überfluteten, hat die Bevölkerung der nach einander eroberten Staaten nirgends in solchen Massen den muhammedanischen Glauben angenommen als eben in Bosnien.

Es ist nun selbstverständlich, dass die katholischen Priester, sobald einmal ein gewisser Stillstand eingetreten war, alle erdenklichen Mittel aufgeboden haben, um die weitere Glaubensabschwörung zu beschränken. Da der Islam das Kreuz als Symbol des Christentums verpönt, musste es den katholischen Priestern nahe liegen, durch Einprägung des Kreuzes an einer sichtbaren Körperstelle die Annahme des muhammedanischen Glaubens zu erschweren.

Wollte nun ein tätowirter Katholik den Glauben wechseln, so musste er vor allem das Kreuz von seiner Haut entfernen, was aber eine recht schmerzhafteste Prozedur war, weil man die Haut bis in die tieferen Schichten des Coriums vernichten musste. Die damit verbundenen Schmerzen, meint Glück, hätten Viele abgehalten, den Glauben zu ändern. Bestärkt wird die Annahme über den Ursprung des Tätowirens in Bosnien noch dadurch, dass die Tätowirungen meist an Sonn- und Feiertagen ausgeführt werden und zwar im Anschluss an den feierlichen Gottesdienst. „Als Tätowirer fungieren meistens ältere Frauen. Häufig leisten sich aber auch Mädchen gegenseitig diesen Liebesdienst, welcher den Zuschauern viel Spass bereitet, namentlich wenn ein wehleidiges Mädchen, das die verschiedensten Gesichter schneidet und auf jeden Stich durch einen Schrei reagiert, tätowirt wird.“

Die Art des Tätowirens ist folgende: „Man entzündet einen Kienspahn und sammelt in einem „findzan“ (einer kleinen Kaffeetasse) das abträufelnde Harz, in welches man den gleichfalls während der Verbrennung des Kienspahns auf einer Blechplatte gesammelten Russ mischt. Diese schwarze Pasta wird nun nach vorheriger Spannung der zu tätowirenden Hautstelle mit einem

zugespitzten Holzstäbchen auf die Haut in der gewünschten Zeichnung aufgetragen und dann mit einer bis nahe an die Spitze mit einem Faden umwickelten Nadel bis zur Blutung durchgestochen. Die Einstiche werden natürlich dicht neben einander gemacht. Die tätowirte Stelle wird darauf verbunden und nach 3 Tagen abgewaschen.“

Ueber denselben Gegenstand hat auch Truhelka eine Arbeit veröffentlicht. Ploss<sup>1)</sup> bringt in seinem Werke „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ einen Auszug derselben: „Truhelka war im Stande, ausser den Kreuzen auch noch andere Ornamente nachzuweisen, die als Sonne, Mond, Stern und Morgenstern, Fichte, Aehre, Kreis, Haus und Hof bezeichnet werden.“ Hieraus und aus dem Umstande, dass der sonst immer für die Tätowirung ausgewählte Feiertag der Tag des heiligen Joseph ist (19. März), d. h. Vorabend der Frühlingssonnenwende, lässt Truhelka annehmen, dass es sich um ein Ueberbleibsel uralter bosnischer Sitte handelt. Er bestätigt aber, dass fast ausschliesslich Römisch-Katholiken diese Tätowirungen tragen, auch solche in Albanien. Als das normale Alter hierfür fand er bei den Mädchen die Zeit vom 13. bis 16. Jahre, also die Jahre der beginnenden Pubertät.

Eine Entartung oder ein Missbrauch der Tätowirung, jener eigentlichen Körperzier, war auch ihre Verwendung an Stelle des Brandmarkens, das seinerseits teils als schmerzliche Strafe teils nur als rohes Markir-Mittel zur Anwendung kam. Schon Herodot berichtet, dass den Thebanern, die sich dem Grosskönig ergaben, der Name oder das Wappen des Königs auf die Stirn tätowirt wurde. Während, wie Plutarch uns überliefert hat, die Samier im peloponnesischen Kriege den kriegsgefangenen Athenern noch Eulen, die Athener jenen Schiffshintertheile, die Syracusaner denselben Pferde auf die Stirn brannten, finden wir bei Plato schon Tätowirung als Strafe für Tempelschänder vorgeschlagen. Die Römer tätowirten sowohl Kriegsgefangene wie Sklaven im Allgemeinen. Vergil, Valerius Flaccus, Martial, Juvenal und andere erwähnen häufig diese Sitte, ebenso Seneca, Plinius der Jüngere, Galenus, Ausonius und andere. Caligula liess, wie Sueton berichtet, zuweilen die anständigsten Leute zu

---

<sup>1)</sup> Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, herausgeg. von Dr. Max Bartels, Leipzig 1897, I, 107.

seinem Vergnügen wie Verbrecher tätowiren; Ptolemaeus Philopator zeichnete die Juden, die zwangsweise zum Bacchus-Kultus bekehrt worden waren, mit einem Epheublatt, der Kaiser Theophilus liess zwei Mönchen, die ihn der Bilderstürmerei beschuldigt hatten, zur Strafe 11 Spottverse in Jamben auf die Stirn tätowiren, was einen hohen Grad technischer Vollkommenheit voraussetzen lässt. Die römischen Rekruten wurden, bevor sie den Militäreid ablegten, tätowirt, wahrscheinlich um ihre Desertion zu verhindern, gerade wie heute noch die Soldaten des Sultans von Marocco; auch andere Staatsarbeiter wurden so gezeichnet.

Diese Strafe, resp. dieses Zeichnen von Gefangenen hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. In Russland wurden bis vor Kurzem die nach Sibirien Verbannten (an Stelle des früheren Brandmarkens) im Gesicht tätowirt; in Frankreich ebenso die zu ewiger Zwangsarbeit (T. F. „travaux forcés“) Verurteilten, in England die Soldaten (B. C. „bad character“), die wegen Verbrechen aus der Armee ausgestossen wurden.<sup>1)</sup>

Sowie Tätowirung ein entehrendes Abzeichen wurde, begannen natürlich auch Versuche, sich dieser Male zu entledigen. Alles wurde versucht, sogar zerriebener Taubenmist und Weibermilch wurden nicht verschmäht, doch kein Erfolg erzielt.<sup>2)</sup> Wie schon oben erwähnt, bedienen sich die Prostituierten von Paris zur Vertilgung der Tätowirung mit Erfolg der Schwefelsäure, doch sahen wir auch, dass immerhin Merkmale übrig blieben. Bessere Resultate erzielte man mit dem Auskratzen des Farbstoffes mit hakenförmig umgebogenen Nadeln; jedoch ist das eine so langwierige und schmerzhaftige Arbeit, dass sie wohl von wenigen Tätowirten ausgeführt wird. Neuerdings ist ein Franzose, Marcel Baillot,<sup>3)</sup> der Entfernung von Tätowirungen wissenschaftlich und praktisch näher getreten. Er empfiehlt das Einstechen von Nadeln, welche mit reiner Carbonsäure oder noch besser doppeloxalsaurem Kali befeuchtet sind.

<sup>1)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 105 f.

<sup>2)</sup> W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887, S. 106.

<sup>3)</sup> Dr. Leppmann, Die kriminalpsychologische und kriminalpraktische Bedeutung des Tätowirens der Verbrecher. Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin etc. Berlin 1894, IV, 217.

Eine mehr geübte und durchgeführte Art, die Tätowirung als Wiedererkennungsmittel unschädlich zu machen, ist das Unkenntlichmachen der ursprünglichen Tätowirung durch Um- und Ueberzeichnung mit neuen Figuren.<sup>1)</sup> Nach Variot<sup>2)</sup> soll man die Tätowirung zum vollständigen Schwinden bringen können, dadurch, dass man erst die Stelle mit einer konzentrierten Tanninlösung übergiesst, dann die tätowirte Stelle gleichsam übertätowirt und dann die ganze Gegend mit Höllenstein bestreicht. Es bildet sich nach dieser Operation in der Haut ein Niederschlag von gerbsaurem Silberoxyd, und nach etwa 2 Monaten sollen die Tätowirungen verschwunden sein.

Nachdem wir erfahren haben, wie man bestehende Tätowirungen entfernt, wäre es auch wohl angebracht, an dieser Stelle mit einigen Worten des in Europa gebräuchlichen Tätowir-Verfahrens zu gedenken.

Im allgemeinen stimmt die Art des Tätowirens mit derjenigen der wilden Völker überein. Zunächst macht der Tätowirkünstler der grösseren Sicherheit wegen eine Vorzeichnung mit Tusche, alsdann greift er zu seinem Instrument, das aus 5—6 in einer Linie nebeneinander gestellten Nadeln besteht, welche mit einer gemeinschaftlichen Umwicklung versehen sind. Diese Nadeln sind bis zu 3—5 mm von der Spitze mit Garn umwickelt, damit sie nur bis zu dieser Tiefe in den zu tätowirenden Körperteil eindringen können. Sie werden alsdann in eine Auflösung von Farbe getaucht, (gewöhnlich Tusche und Zinnober) und nach diesen Vorbereitungen kann das eigentliche Tätowiren beginnen. Die Stiche fallen dicht nebeneinander und werden schräge oder senkrecht zu dem Körperteil, welcher tätowirt werden soll, ausgeführt.<sup>3)</sup>

Die Schmerzen, welche durch dieses Verfahren hervorge-rufen werden, sind sehr gering. Meist folgt der Operation in den ersten Tagen eine geringe lokale Geschwulst. Ist diese

---

<sup>1)</sup> Dr. Leppmann, Die kriminalpsychologische und kriminalpraktische Bedeutung des Tätowirens der Verbrecher. Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin und öffentliches Sanitätswesen, Berlin 1894, IV, 217.

<sup>2)</sup> Prf. Dr. R. Bergh, Ueber Tätowirungen der Prostituirten, Monatshefte für praktische Dermatologie, Hamburg XII, 215.

<sup>3)</sup> Prf. Dr. R. Bergh, Ueber Tätowirungen der Prostituirten, Monatshefte für praktische Dermatologie, Hamburg XII, 213 f.

beseitigt, tritt die Zeichnung, welche bis dahin noch von eingetrocknetem Blute und Farbstoff bedeckt ist, deutlich zu Tage und hält sich unverändert während eines langen Lebens, nur verblasst sie etwas im Laufe der Jahre. Die schwarzen Zeichnungen halten sich am besten, wohingegen die roten nach und nach in rosa übergehen.<sup>1)</sup>

Casper,<sup>2)</sup> der im Berliner Invalidenhouse Untersuchungen anstellte, fand, dass selbst nach 40 Jahren die Tätowirungen die Schönheit der Farben noch bewahrt hatten.

---

<sup>1)</sup> Prf. Dr. R. Bergh, Ueber Tätowirungen der Prostituirten, Monatshefte für praktische Dermatologie, Hamburg XII, S. 214.

<sup>2)</sup> Casper, Ueber Tätowirungen, Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen, Berlin 1852. I, 288 f.

---

Zum Schlusse sei mir noch gestattet, meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. PECHUEL-LOESCHE meinen besten Dank für die freundliche Durchsicht der Dissertation, sowie für sein mir zu jeder Zeit in aufmerksamster Weise zu Theil gewordenes Entgegenkommen auszusprechen.



## Curriculum vitae.

---

Ich, ALFRED HERZ, Sohn des praktischen Arztes Dr. med. Joseph Herz in Schwelm, daselbst am 23. Mai 1876 geboren, jüdischer Konfession, erwarb zu Ostern 1893 am Realgymnasium zu Barmen das Zeugnis der Reife für Prima, studierte 6 Semester Zahnheilkunde an den Universitäten Jena und Erlangen, bestand an letzterer die Staatsprüfung als „Zahnarzt“ und studierte seit der Zeit Naturwissenschaften in Erlangen.

